

**„Die innere Form des Deutschen“ von Hans Glinz:
Rezeption, Wirkung und sprachtheoretische
Zuordnung**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie (Dr. phil.)
durch die Philosophische Fakultät der
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

vorgelegt von
Marta Zlobinska-Görtz
aus Sieradz (Polen)

Betreuer:
Univ.-Prof. Dr. Dietrich Busse

Düsseldorf
Februar 2018

D61

Meinem Sohn Leon

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung – Fragestellungen der Dissertation und ihr Aufbau, Forschungsstand	9
2. „Die innere Form des Deutschen“ – Einleitung: Hintergrund, Absicht, Vorgehensweise	15
2.1. Hans Glinz – eine kurze Biographie	15
2.2. Wichtigste Phasen der Glinzschen Grammatik – ein Umriss	16
2.3. „Die innere Form des Deutschen“ – Ansatz von Glinz	24
2.3.1. Zeitpunkt und Grund der Entstehung, Absicht der Grammatik	24
2.3.2. Untersuchungsgegenstand der „Inneren Form“, Text als Ausgangspunkt	27
2.3.3. Methode der Ermittlung der Einheiten	31
2.3.4. Spracherprobung bei Glinz – Beschreibung der einzelnen Proben	38
2.3.5. Spracherprobung bei Glinz – kurze Beschreibung der aus den Proben resultierenden Satzglieder und Wortarten	46
2.3.5.1. Definition des Satzes	46
2.3.5.2. Satzglieder – Ermittlung und Einteilung	46
2.3.5.3. Wortarten – Ermittlung und Einteilung	60
2.3.6. Problematik der Terminologie	69
2.3.7. Fazit – Morphosyntaktischer Charakter der Glinzschen Grammatik	74
3. Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells	76
3.1. Kurze Einführung in den europäischen und deutschen Strukturalismus	76
3.2. Bisherige Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells	79
3.2.1. Zuordnung zum Strukturalismus	79
3.2.2. Zuordnung zur inhaltsbezogenen Grammatik	81
3.2.3. „Die innere Form des Deutschen“ und ihre Zwischenstellung zwischen dem Strukturalismus und der inhaltsbezogenen Grammatik	85
3.2.4. Zuordnung zur operationalen Analyse	86
3.2.5. Fazit	87
4. „Die innere Form des Deutschen“ als eine Dependenzgrammatik?	89
4.1. Definition der Dependenz und ihre Unterarten	90
4.2. Dependenzgrammatiken im Allgemeinen	94
4.2.1. Definition der Dependenzgrammatik	94

4.2.2. Dependenzgrammatik – Vorläufer, Vertreter in Deutschland	96
4.3. „Die innere Form des Deutschen“ als eine Dependenzgrammatik?.....	101
4.3.1. Verbzentrierung bei Glinz als Merkmal der Dependenzgrammatik	102
4.3.2. Sonderstellung des Subjektes bzw. der Grundgröße	103
4.3.3. Hierarchie und Dependenzbeziehungen auf der Satzebene	104
4.3.4. Morphologische Dependenz	109
4.3.5. Graphische Darstellung der Hierarchie	110
4.3.6. Fazit	112
5. „Die innere Form des Deutschen“ als eine Valenzgrammatik?	114
5.1. Definition der Valenz und ihre Unterarten	115
5.2. Abgrenzung der Valenz von der Dependenz und Rektion	120
5.3. Valenzgrammatik – Vorläufer und Tesnière	121
5.4. Valenzgrammatik – Vertreter in Deutschland, Ziel der Valenzgrammatik	124
5.5. „Die innere Form des Deutschen“ als eine Valenzgrammatik?.....	128
5.5.1. Verb als archimedischer Punkt des Satzes und seine Rolle in der Festlegung der Satzbaupläne	129
5.5.2. Quantitative, qualitative und semantische Valenz bei Glinz	131
5.5.3. Unterscheidung zwischen obligatorischen und fakultativen Satzelementen	134
5.5.4. Fazit	135
6. Einfluss der „Inneren Form des Deutschen“ auf die zeitgenössische Sprachwissenschaft.....	137
6.1. Übernahme der Anwendung der sprachimmanenten Experimente auf Texte	139
6.2. Übernahme der einzelnen Proben und ihre Aufgabe in den jeweiligen Grammatikmodellen	140
6.2.1. Verschiebeprobe	141
6.2.1.1. Ermittlung der Satzglieder und ihres Umfangs.....	141
6.2.1.2. Untersuchung der Stellungsmöglichkeiten des Finitums, Ermittlung des Prädikativums	146
6.2.1.3. Bestimmung der Hierarchie zwischen den Satzgliedern	147
6.2.2. Ersatzprobe	148
6.2.2.1. Ermittlung der Satzglieder und ihres Umfangs.....	148
6.2.2.2. Feststellung von Bedeutungsunterschieden	152
6.2.2.3. Ermittlung von Wortarten sowie Flexionskategorien	153
6.2.3. Weglassprobe	154
6.2.3.1. Ermittlung von (nicht) weglassbaren Satzelementen	154

6.2.3.2. Beschreibung der Satzstruktur anhand der Ermittlung von (nicht) weglassbaren Satzelementen	156
6.2.4. Drittgliedprobe	157
6.2.5. Begleitformprobe	158
6.2.6. Übernahme der Vorgehensweise in Bezug auf die Erprobung und die anschließende Interpretation	158
6.2.7. Übernahme der Glinzschen operationalen Satzgliedanalyse durch Brinker	159
6.2.8. Fazit	161
6.3. Übernahme der Satzglieder	162
6.3.1. Leitglied und Vorgangsgefüge	162
6.3.1.1. Auflösung des traditionellen Prädikatsbegriffs	162
6.3.1.2. Übernahme des Leitglieds	164
6.3.1.3. Übernahme des Konzeptes über die Selbständigkeit des Prädikativums und des Kopulaverbs als Leitglied	166
6.3.1.4. Übernahme des Glinzschen Vorgangsgefüges und seiner Bestandteile	168
6.3.2. Größen und ihre Übernahmen	169
6.3.2.1. Grundgröße	170
6.3.2.2. Anteilgröße	171
6.3.2.3. Zuwendgröße	172
6.3.2.4. Zielgröße	174
6.3.2.5. Gleichgröße	175
6.3.2.6. Übernahme weiterer Größen	177
6.3.3. Attribut als Satzglied zweiten Grades	178
6.3.4. Angabe und ihre Untergruppen	180
6.3.5. Fügteile und ihre Untergruppen	183
6.3.6. Beschreibung eines Satzes nach dem Glinzschen Satzgliedmodell	186
6.3.7. Fazit	189
6.4. Einfluss auf die Beschreibung der Satzbaupläne	190
6.5. Übernahme der Einteilung der Wortarten und ihrer Auffassung im Einzelnen	196
6.5.1. Einteilung der Wortarten	197
6.5.1.1. Übernahmen im Bereich der Größenwörter	202
6.5.1.2. Übernahmen der Auffassung über das unflektierte Adjektiv vs. Adverb	206
6.5.2. Fazit	210
6.6. Übernahmen von Auffassungen, die sich auf Flexionskategorien beziehen	211
6.6.1. Anzahl und Auffassung der Tempora	211
6.6.2. Auffassung und Zuordnung des Imperativs	214
6.6.3. Neustrukturierung des Bereichs „Konjunktiv“	215

6.6.4. Auffassung des Zustandspassivs als drittes Genus verbi	220
6.6.4.1. Zustandspassiv bei Glinz.....	221
6.6.4.2. Unterschiede zwischen der Glinzschen Auffassung und den Darstellungen in anderen Grammatikmodellen	223
6.6.4.3. Übernahme des Glinzschen Konzepts über das Zustandspassiv in der deutschen Sprachwissenschaft.....	227
6.6.5. Fazit	235
6.7. Einfluss auf die Duden-Grammatik als die wichtigste Referenzgrammatik des Deutschen	235
6.7.1. Duden-Grammatik von 1959 (Herausgeber: Paul Grebe, 1. Auflage)	236
6.7.1.1. Bereich der Satzglieder	237
6.7.1.2. Bereich der Wortarten	238
6.7.1.3. Zustandspassiv	240
6.7.1.4. Beschreibung der Satzbaupläne mithilfe der Abstrichprobe	241
6.7.2. Duden-Grammatik von 1966 (Herausgeber: Paul Grebe, 2. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1959	242
6.7.2.1. Bereich der Satzglieder	242
6.7.2.2. Bereich der Wortarten	242
6.7.2.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv	243
6.7.2.4. Beschreibung der Satzbaupläne mithilfe der Abstrichprobe	243
6.7.3. Duden-Grammatik von 1973 (Herausgeber: Paul Grebe, 3. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1966	244
6.7.3.1. Bereich der Satzglieder	244
6.7.3.2. Bereich der Wortarten	245
6.7.3.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv	247
6.7.3.4. Beschreibung der Satzbaupläne	247
6.7.4. Duden-Grammatik von 1984 (Herausgeber: Günther Drosdowski, 4. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1973.....	248
6.7.4.1. Bereich der Satzglieder	248
6.7.4.2. Bereich der Wortarten	250
6.7.4.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv	251
6.7.4.4. Beschreibung der Satzbaupläne	251
6.7.5. Duden-Grammatik von 1995 (Herausgeber: Günther Drosdowski und Peter Eisenberg, 5. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1984	252
6.7.5.1. Bereich der Satzglieder	252
6.7.5.2. Bereich der Wortarten	253
6.7.5.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv	254
6.7.5.4. Beschreibung der Satzbaupläne	254

6.7.6. Duden-Grammatik von 1998 (Herausgeber: Peter Eisenberg, 6. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1995.....	254
6.7.6.1. Bereich der Satzglieder	255
6.7.6.2. Bereich der Wortarten	255
6.7.6.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv	256
6.7.6.4. Beschreibung der Satzbaupläne	256
6.7.7. Duden-Grammatik von 2005 und 2009 (Herausgeber: Kathrin Kunkel-Razum, 7. und 8. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1998.....	256
6.7.8. Fazit	258
7. Untersuchung der Gründe für die abnehmende Rezeption der „Inneren Form des Deutschen“	260
8. Fazit	265
Literaturverzeichnis	270

Anlagen:

Versicherung

Lebenslauf

1. EINLEITUNG – FRAGESTELLUNGEN DER DISSERTATION UND IHR AUFBAU, FORSCHUNGSSTAND

Es gibt nur wenige Grammatikmodelle, die einen so großen Einfluss auf die zeitgenössische Sprachwissenschaft ausgeübt haben und denen dabei verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit in der Grammatikographie gewidmet wurde wie der „Inneren Form des Deutschen“ von Hans Glinz. Dieses Werk, das im Jahre 1952 entstanden ist, wurde der Verfasserin während ihres Studiums an der Posener Adam-Mickiewicz-Universität (Polen) bekannt, wobei das Wissen über das Glinzsche Grammatikmodell äußerst selten zu den Inhalten des Germanistikstudiums in Deutschland gehört. Es ist verwunderlich, dass es gar nicht mehr verbreitet und bekannt ist, obwohl der Einfluss der „Inneren Form“ bis heute reicht und Eingang in die Duden-Grammatik als die wichtigste Referenzgrammatik des Deutschen gefunden hat. Das folgende Zitat zeigt den hohen Stellenwert, der Glinz und seiner Arbeit u. a. von Gallmann/Sitta zugemessen wird:

In der Bundesrepublik haben die Arbeiten von Hans Glinz, Johannes Erben, Hennig Brinkmann und die Duden-Grammatik großen Einfluss ausgeübt (Gallmann/Sitta 1983, 10).

Auf die große Relevanz des Werks weist auch die folgende Äußerung aus einer 1963 veröffentlichten Rezension über „Die innere Form des Deutschen“ hin:

Im Jahre 1952 erschienen, ist dieses Buch wirksam geblieben, und kaum ein anderes ist von so bestimmendem Einfluss auf die Grammatik der Gegenwartssprache wie diese Habilitationsschrift von Hans Glinz (Wyss 1963, 655),

sowie dieses Zitat von Baumgärtner:

Die allgemeine Kenntnis dieser ‚Neuen deutschen Grammatik‘ wird also vorausgesetzt und es wird angenommen, daß es fast unangemessen wäre, wenn man die inzwischen wohl-bekanntere vielbesprochene Theorie von Hans Glinz wie eine Neuerscheinung von 1962 behandeln wollte (Baumgärtner 1965, 1190).

Während Glinz im Zitat von Gallmann/Sitta neben solchen namhaften Sprachwissenschaftlern wie Erben oder der Redaktion der Duden-Grammatik in einer Reihe genannt und an den zitierten Stellen auf seine enorme Bedeutung hingewiesen wird, stellt sich bei einer genaueren Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur über Glinz heraus, dass es kein einziges Werk gibt, das detailliert und vollständig den Einfluss des in der „Inneren Form“ dargestellten Grammatikmodells dokumentiert, obwohl sehr zahlreiche Übernahmen in den untersuchten Grammatikdarstellungen vorhanden sind. Auf diese Problematik und die damit verbundene Zielsetzung der vorliegenden Dissertation wird im weiteren Teil der Einleitung ausführlicher eingegangen.

Als der prinzipielle Gegenstand dieser Dissertation gilt die Zusammenstellung und Untersuchung von Aussagen, die im Korpus der Sekundärliteratur über das Glinzsche Grammatikmodell aus der „Inneren Form des Deutschen“ zu finden sind. Da die „Aussagen über Grammatiken [...] zur Theorie der Grammatik oder Grammatiktheorie oder Metatheorie der Sprache [gehören]“ (Engel 1972, 111f.), handelt es sich bei dieser Dissertation um eine theoretische Arbeit ohne anwendungsbezogene Elemente.

Diese Dissertation geht zwei zentralen Fragen nach: zum einen der Problematik der Zuordnung der „Inneren Form“ zu einer linguistischen Ausrichtung innerhalb der deutschen Sprachwissenschaft und zum anderen der Frage nach dem tatsächlichen Einfluss, den sie seit dem Zeitpunkt ihrer Erscheinung auf weitere Grammatikdarstellungen ausgeübt hat.

Die häufigsten Zuordnungen des Glinzschen Grammatikmodells beziehen sich auf seine Platzierung innerhalb des Strukturalismus, der inhaltsbezogenen Grammatik oder der operationalen Satzgliedanalyse. Nun gilt es diese vorhandene Zuordnung kritisch zu hinterfragen. Zu diesem Zweck werden alle genannten Richtungen mit ihren wichtigsten Merkmalen dargestellt, um auf diese Art die Kriterien herauszuarbeiten, die als notwendig gelten, um eine Grammatik einer bestimmten Schule zuzuordnen und somit die Aussagen der Sekundärliteratur in Bezug auf „Die innere Form“ verifizieren zu können.

Weiterhin wird untersucht, inwiefern das Glinzsche Grammatikmodell als eine Dependenz- und Valenzgrammatik verstanden werden kann. Die Anregung für die Überlegung, „Die innere Form“ in die Reihe der Dependenzgrammatiken einzuordnen, liefert der Aufsatz von Wilhelm Schmidt, in dem er schreibt:

Das Prinzip der hierarchischen Gliederung liegt dem Aufbau der Grammatiken von H. Glinz, J. Erben, W. Admoni u. a. zugrunde (Schmidt 1969a, 521).

Ausgehend von dieser Aussage werden in der vorliegenden Dissertation alle hierarchischen Beziehungen, die Glinz in seinem Buch beschreibt, eingehend untersucht und das gesamte Werk wird in Hinsicht auf die Kriterien überprüft, die erfüllt sein müssen, um ein Grammatikmodell als eine Dependenzgrammatik bezeichnen zu können.

Den Anreiz für die Untersuchung, ob es sich bei der „Inneren Form des Deutschen“ um eine Valenzgrammatik handeln kann, haben die Aufsätze von Ulrich Engel und von Dorothea Kobler-Trill/Anita Schilcher geliefert.

Im Aufsatz unter dem Titel „Das Valenzkonzept in der Grammatikographie“ nennt Engel die Glinzsche „Innere Form“ als eine der Valenzgrammatiken, die als Vorläufer Tesnières gelten. Den Grund sieht Engel darin, dass zwar weder der explizite Begriff noch das wortwörtlich formulierte Prinzip der Valenz bei Glinz vorkommen, dieser aber „mit seiner verbzentrierten Betrachtungsweise, auch mit seiner Satzgliedliste als Vorläufer späterer Valenzgrammatiken gelten“ (Engel 2006, 1314) kann.

Auch Kobler-Trill/Schilcher zählen das Grammatikmodell von Glinz zu solchen Valenzkonzepten, die einen Einfluss auf die Entstehung von deutschen valenzbasierten Schulgrammatiken und Sprachbüchern ausgeübt haben. Sie betonen vor allem die Relevanz der Glinzschen Sprachproben wie die Umstellprobe, Verschiebeprobe und Ersatzprobe für den muttersprachlichen Deutschunterricht und seine Gestaltung (vgl. Kobler-Trill/Schilcher 2006, 1331).

Den Fragen nach der potenziellen Zuordnung der „Inneren Form des Deutschen“ als einer Dependenzgrammatik und als eines Vorreiters der deutschen Valenzgrammatik wird in der vorliegenden Dissertation nachgegangen, zumal es bisher keine umfassende Untersuchung und Darstellung der Glinzschen Grammatik in diesem Zusammenhang gibt.

Der zweite Teil der vorliegenden Dissertation beschäftigt sich mit der Frage nach dem Einfluss der „Inneren Form des Deutschen“ auf die Entstehung neuer Grammatiken seit ihrer Erscheinung 1952. Anhand vereinzelter vorliegender Informationen wurde am Anfang der Arbeit die Hypothese aufgestellt, dass die meisten Übernahmen im Bereich der sprachimmanenten Proben, Satzglieder und Wortarten stattgefunden haben. Einige Quellen berichten zudem über die neubearbeitete Duden-Grammatik, die 1959 unter der Leitung von Paul Grebe entstanden ist und in der zahlreiche Ideen aus der „Inneren Form“ zu erkennen sind. Das Ausmaß der tatsächlich vorhandenen Übernahmen, die am Ende der Literaturlage festgestellt wurden, ist im Endeffekt enorm und reicht deutlich über das gerade genannte und anfangs erwartete Spektrum hinaus. Mit der Beschreibung dieser Übernahmen in einzelnen Bereichen beschäftigt sich das Kapitel 6 auf insgesamt ca. 120 Seiten, was bereits jetzt – bei der Nennung der Kapitellänge – die Relevanz des Glinzschen Grammatikmodells zeigt. Die vorliegende Arbeit versucht als erste, den Einfluss in vollständiger und systematischer Form darzustellen, was in den wenigen vorhandenen Beschreibungen des Glinzschen Grammatikmodells fehlt. Dabei steht stets eine bloße Zusammenstellung des Einflusses von Glinz innerhalb der deutschsprachigen Linguistik im Fokus und keine Bewertung bzw. kritische Auseinandersetzung mit seinem Grammatikmodell.

Die vorliegende Dissertation rundet ein Kapitel ab, in dem versucht wird, die Frage nach den Ursachen des sinkenden und später so gut wie verschwundenen Einflusses der „Inneren Form“ zu beantworten.

Bereits zu Anfang der Recherche für die vorliegende Dissertation zeigte sich eine schwierige Literaturlage zur „Inneren Form des Deutschen“. Als wertvolle erste Informationsquelle stellten sich zuerst die einzelnen Ausgaben dieses Werkes heraus und zwar dank dem für jede Ausgabe überarbeiteten Vorwort sowie der von Glinz beigefügten Liste von veröffentlichten Rezensionen über „Die innere Form des Deutschen“. Diese zahlreichen Stellungnahmen und Kommentare spiegelten zum einen die Rezeption des Werkes wider und leisteten zum anderen einen wertvollen Beitrag zur Erforschung des Einflusses von dem Glinzschen Grammatikmodell. Auch die Vorbemerkungen zu den einzelnen Auflagen, die Glinz immer wieder überarbeitete, lieferten nützliche Bemerkungen von ihm zu der eigenen Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Rezeption seines Werkes, sowie zum Verhältnis seiner Grammatik zu der inhaltsbezogenen Sprachforschung Weisgerbers und zum Strukturalismus.

Die einzige in sich geschlossene Darstellung der gesamten Entwicklung und Leistung von Glinz bietet Gerhard Helbig in seinem Buch „Geschichte der neueren Sprachwissenschaft“

(Helbig 1974). Auf knapp zwanzig Seiten werden alle Entwicklungsphasen im Glinz' Werk dargestellt: Mit der Kritik an der bisherigen Satzgliedlehre in der Dissertation von Glinz¹ beginnend, über die zweite Phase der neuen Grammatik mit der „Inneren Form“ bis zur Wendung zur inhaltsbezogenen Grammatik (vgl. Helbig 1974, 216-234). Dem Abschnitt über „Die innere Form des Deutschen“, der für die vorliegende Dissertation relevant ist, werden insgesamt ungefähr zehn Seiten gewidmet, was diese Literaturquelle zu einer der umfangreichsten Darstellungen des Glinzschen Ansatzes macht.

In Brinkers „Konstituentengrammatik und operationale Satzgliedanalyse. Methodenkritische Untersuchungen zur Syntax des einfachen Satzes im Deutschen“ von 1972 dient „Die innere Form des Deutschen“ stellenweise als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen, da Brinker in seiner Habilitationsschrift zwei im Titel genannte Grammatikmodelle behandelt und ihre Reichweite mithilfe der Analyse eines einfachen Satzes untersucht. Dabei wird als die „operationale Satzgliedanalyse“ das Modell aufgefasst, das von Glinz in der „Inneren Form des Deutschen“ zur Ermittlung v. a. von Satzgliedern entwickelt wurde und das auf den Glinzschen sprachimmanenten Proben beruht (vgl. Brinker 1972, 93-125).

Des Weiteren gibt es noch einige Artikel wie die von Dittmann (Dittmann 1980) und Helbig (Helbig 1964), allerdings sind Beschreibungen des Glinzschen Grammatikmodells generell als vereinzelt anzusehen – grundsätzlich sind in der Sekundärliteratur verstreute Informationen zu den einzelnen Teilbereichen seiner Grammatik zu finden. Die meisten Stellen in der Sekundärliteratur beschäftigen sich mit Glinz entweder in Form von einer Rezension seines Werkes oder die untersuchten Grammatiken übernehmen bestimmte Konzepte aus der „Inneren Form“. Das der Dissertation beigefügte Literaturverzeichnis ist deswegen so umfangreich, da diese Stellen zwar in großer Menge auftreten, allerdings fragmentarischer Natur sind.

Die Beschreibung der in der Dissertation verwendeten Sekundärliteratur muss gleichzeitig mit der Methodik der Suche danach erörtert werden.

Als der Ausgangspunkt der Recherche und des systematischen Aufbaus der Literaturlage galt die gründliche Bearbeitung der von Glinz genannten Rezensionen und der bereits für die Magisterarbeit analysierten Sekundärliteratur. Nachgegangen wurde danach jedem einzelnen Hinweis zum Einfluss von Glinz, sei es durch die Nennung der „Inneren Form des Deutschen“ in den Literaturverzeichnissen der untersuchten Werke, durch die Aufnahme der sehr charakteristischen Terminologie von Glinz oder auch durch die Übernahme mancher markanter Konzepte aus seinem Buch. Kurz: Zur Anwendung kam ein „Schneeballsystem“ – in gefundenen eindeutigen Quellen wurde nach weiteren Hinweisen gesucht, die letztendlich zu noch weiteren Hinweisen geführt haben. Auf diese sehr mühsame, aber effektive Art wurde ein außerordentlich großes Korpus, vor allem aus Grammatiken, Übersichtswerken und zahlreichen Arti-

¹ Glinz, Hans (1947): Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik. Bern

keln und Beiträgen bestehend, akribisch durchforstet, um letztendlich den Einfluss der Glinzschen „Inneren Form des Deutschen“ anhand nachweisbarer Belege wie Fußnoten, Anmerkungen im Text oder eindeutigen Begriffsübernahmen (was angesichts der Neuartigkeit der Glinzschen Begriffe fast sicher als eine Quelle gelten kann) sichtbar zu machen. Es ist zugleich die Leistung und die Stärke der vorliegenden Dissertation, dass sie sich auf keine spekulativen und lediglich wahrscheinlichen Hinweise stützt, sondern belegte und nachvollziehbare Informationen liefert.

Da sich die Verfasserin in ihrer Magisterarbeit ebenfalls mit der „Inneren Form des Deutschen“ beschäftigt hat, ist eine inhaltliche Abgrenzung und somit die Darstellung der Leistung der vorliegenden Dissertation an dieser Stelle notwendig.

Bei der Entstehung der Magisterarbeit zu dem Thema „»Die innere Form des Deutschen« von Hans Glinz als die erste strukturelle Darstellung des Deutschen“ (eingereicht in 2009, Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Dietrich Busse) wurde im ersten Teil ausschließlich auf folgende Aspekte eingegangen: die Entstehungsgeschichte und Aufbau des Werkes, sprachtheoretische und vorgrammatische Aspekte des Glinzschen Grammatikmodells, Einfluss von de Saussure auf die Auffassung der Sprache und des sprachlichen Zeichens bei Glinz sowie auf sprachimmanente Experimente zur Ermittlung der sprachlichen Einheiten auf der morphologischen und syntaktischen Ebene und die damit verbundene neue Terminologie. Den inhaltlichen Schwerpunkt der Beschäftigung mit der „Inneren Form“ stellte dabei die ausführliche Darstellung des Grammatikmodells, das in der Habilitationsschrift von Glinz beschrieben wurde, dar. Im weiteren Verlauf der Magisterarbeit wurde der Fokus auf eine detaillierte Beschreibung der zeitgenössischen Rezeption gelegt; es wurde auch versucht, die Stellung von Glinz innerhalb der damaligen Sprachwissenschaft zu beschreiben. Auf knapp sechs Seiten wurde zuerst die Beziehung zwischen der „Inneren Form“ und der inhaltsbezogenen Grammatik Weisgerbers untersucht sowie danach – ebenso knapp, da auf zwei Seiten – die eigene Zuordnung zum Strukturalismus begründet. Der Einfluss des in der „Inneren Form des Deutschen“ dargestellten Modells auf die zeitgenössische Sprachwissenschaft wurde lediglich kurz angerissen: Diese Darstellung umfasste lediglich vier Seiten, diente aber als ein Anreiz für die weitere Untersuchung des Glinzschen Einflusses in diesem Bereich, was nun diese Dissertation in aller Ausführlichkeit liefert.

Die vorliegende Dissertation gilt somit als der erste vollständige und systematische Versuch, folgenden Fragen nachzugehen: Welchen tatsächlichen Stellenwert hat „Die innere Form des Deutschen“ innerhalb der deutschsprachigen Linguistik? Wie groß ist ihr Einfluss auf die Grammatikschreibung und die Auffassung einzelner untersuchten Phänomene in den Grammatiken seit ihrer Erscheinung? Einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutschsprachigen Linguistik bietet auch der Versuch, die Glinzsche Grammatik als eine Dependenzgrammatik und als einen Vorreiter der Valenzgrammatik systematisch zu

beschreiben, da diese Zuordnung bisher stiefmütterlich immer wieder „im Nebensatz“ behandelt wurde.

2. „DIE INNERE FORM DES DEUTSCHEN“ – EINLEITUNG: HINTERGRUND, ABSICHT, VORGEHENSWEISE

2.1. Hans Glinz – eine kurze Biographie

(...) ein Gelehrter, dem gleichermaßen Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und Schule zu Dank verpflichtet sind. Er hat mit seinen frühen sprachwissenschaftlichen Arbeiten die Neuorientierung der germanistischen Linguistik nach dem zweiten Weltkrieg entscheidend mitbestimmt, die Anfänge einer wissenschaftlich begründeten Sprachdidaktik sind unzertrennbar mit seinem Namen verknüpft, und bis in diese Tage ist er innig der Schule verbunden geblieben (Sitta 1988, 100).

So äußert sich Horst Sitta über Hans Glinz in einem Artikel zu seinem 75-ten Geburtstag und nennt dabei die wichtigsten Bereiche seines Einflusses – die Sprachwissenschaft, die Sprachdidaktik und die Schule sind nämlich diejenigen Gebiete, auf denen Glinz tätig war und die er vor allem nach dem Erscheinen seines ersten bedeutenden Buches unter dem Titel „Die innere Form des Deutschen“ sehr stark beeinflusst hat. Das Zitat zeigt Glinz als einen Sprachwissenschaftler, der die Nachkriegslinguistik im deutschsprachigen Raum bedeutend mitgestaltet und zugleich eine starke Auswirkung auf die Entwicklung einer neuen Form des muttersprachlichen Deutschunterrichts ausgeübt hat.

„Es könnte eine gut erfundene Anekdote sein, ist aber (durch ihn selbst) belegte Wahrheit Hans Glinz wurde zum Sprachwissenschaftler, weil er Probleme des Sprachunterrichts lösen wollte“ (Sitta 1988, 100). 1913 in Rheinfelden in der Schweiz geboren, absolvierte Glinz zuerst ein zweisemestriges Studium am Primarlehrerkurs an der Universität Zürich, danach studierte er Deutsch, Französisch und Geschichte an diversen Hochschulen. Nach dem Abschluss des Studiums, das ihn zur Tätigkeit als Sekundarlehrer berechtigte, arbeitete Glinz in den Jahren 1936-1956 als Sekundarlehrer im Kanton Zürich (vgl. Sitta 1988, 100). Parallel zur Tätigkeit als Lehrer studierte Glinz an der Züricher Universität, 1946 folgte die Promotion zu dem Thema „Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik“ (veröffentlicht 1947), danach – 1948 oder 1949² – die Habilitation an derselben Universität mit der Habilitationsschrift unter dem Titel „Die innere Form des Deutschen“ (veröffentlicht 1952), die einen großen Durchbruch in der Sprachwissenschaft schaffte und Gegenstand dieser Dissertation ist.

1956 wurde Glinz zu einem einjährigen Forschungsaufenthalt eingeladen, danach übernahm er eine Professur für die deutsche Sprache und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Kettwig (1957-1965), 1965 erhielt Glinz den Ruf als Professor an der RWTH Aachen, wo er von 1965 bis 1979 tätig war (vgl. Sitta 1988, 100). Seine wissenschaftliche Arbeit wurde bereits 1961 mit dem renommierten Konrad-Duden-Preis gewürdigt (vgl. Metten 2004, 35).

² Hier unterschiedliche Angaben – vgl. Glinz 1952, 7; Sitta 1988, 100; Metten 2004, 35

Auch nach seiner Pensionierung 1979 und der Rückkehr in die Schweiz war Glinz weiterhin aktiv in den Bereichen der Sprachwissenschaft und der Sprachdidaktik (vgl. Sitta 1988, 100). Bis 1987 blieb er Präsident der Kommission zur Reform der Rechtschreibung am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, die er bereits seit 1970 leitete (vgl. Metten 2004, 35). 2008 verstarb Glinz im Alter von 95 Jahren (vgl. Eichinger 2008, 29).

2.2. Wichtigste Phasen der Glinzschen Grammatik – ein Umriss

In Hinsicht auf die Hinwendung zu einem bestimmten Themenkreis unterscheidet Helbig in seiner „Geschichte der neueren Sprachwissenschaft“ drei Phasen innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells.

Die erste Phase fällt auf die Zeit, als Glinz als Sekundarlehrer arbeitete und gleichzeitig an der Universität in Zürich sein Promotionsstudium abschloss. Seine Dissertation über die „Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik“ von 1947 setzte sich kritisch mit der bisherigen Wortarten- und Satzgliedlehre auseinander, mit der Glinz durch seine Tätigkeit als Lehrer immer wieder konfrontiert wurde, die allerdings von der Sprachwissenschaft vorwiegend ignoriert wurde (vgl. Helbig 1974, 217). Eine verkürzte Version dieser Kritik findet man im Artikel von Glinz unter dem Titel „Aufgabe und Werdegang der deutschen Grammatik“ (1955/56), aus dem im Folgenden im bedeutenden Maße zitiert wird.

Die Kritik von Glinz betrifft zum einen die Wortartenlehre, da diese kein systematisch zusammengestelltes Wissenssystem über die Wortarten im Deutschen war, das durch die selbständige wissenschaftliche Arbeit entstanden ist (vgl. Glinz 1955/56, 329), sondern sie war „vielmehr Ausfluß eines über Jahrtausende reichenden Bemühens um Beantwortung jeweils anstehender unterschiedlicher Fragen und damit eben auch immer wieder wechselnden Kategorisierungsansätzen verpflichtet“ (Sitta 1988, 101). Die deutsche Wortartenlehre war an sich eine Nachbildung der lateinischen und griechischen Grammatik mit weitgehender Übernahme der Terminologie und der Zusammenhänge, was deutlich an geschaffenen Kategorien zu beobachten ist, die es in den oben genannten Sprachen gibt, im Deutschen aber nicht. Als Beispiele können die Kasus Ablativ und Vokativ gelten, die häufig im Paradigma der Deklination eines deutschen Substantivs auftauchen, obwohl sie als Flexionskategorie im Deutschen nicht existieren, sowie die Einteilung der flektierten und nicht flektierten Adjektive in Kategorien Adjektiv und Adverb, was auf den lateinischen Einfluss in der Grammatikschreibung zurückzuführen ist (vgl. Glinz 1955/56, 329f.).

Der Hauptpunkt der Glinzschen Kritik betrifft allerdings die damals geltende Satzgliedlehre, die auf die Arbeiten von Karl Ferdinand Becker fußt.

„Die antike Grammatik hat eine sehr gute Lehre von den Wortarten und Wortformen, aber keine echte Lehre vom Satz hervorgebracht“ (Glinz 1955/56, 330). Prinzipiell ist die Satzgliedlehre erst dann entstanden, als man die Existenz von zusammenhängenden Einheiten zwischen dem Satz und dem Wort entdeckte (vgl. Helbig 1974, 217). Die ersten in der Satzgliedlehre eingeführten Satzglieder Subjekt und Prädikat entstammten der Logik – dabei fungierte als Prädikat als eine Instanz, die alles außer dem Subjekt erfasste. Hier spiegelt sich der logische Ursprung der Idee in der binären Einteilung in Subjekt und Prädikat wider. Objekte erschienen erst um 1800 zuerst in der französischen Grammatik und bezogen sich anfänglich auf das Akkusativobjekt, später auch auf das Dativobjekt. Weitere uns bekannte Satzglieder waren zu diesem Zeitpunkt in der Grammatikschreibung noch nicht existent (vgl. Glinz 1955/56, 331).

In der Geschichte der deutschen Grammatik gilt Becker als „Haupt der deutschen «philosophischen Grammatik» und Vater der noch heute geltenden Satzgliedlehre“ (Glinz 1955/56, 331). Seine Sprachauffassung entspricht einer naturwissenschaftlich-logischen Sicht auf die Sprache, zum großen Teil basiert Becker auf Humboldt (vgl. Helbig 1974, 217). Dabei will Becker „die allgemeine, im menschlichen Geiste selbst angelegte Form alles sprachlichen Ausdrucks finden“ und „baut darauf eine «logische Satzlehre», die dann [...] nicht nur für das Deutsche, sondern für alle Sprachen überhaupt gelten sollte“ (Glinz 1955/56, 331f.) – ein Gedanke, den man mehr als einhundert Jahre später bei Chomsky findet.

Der Grundgedanke der Beckerschen Satzgliedlehre, die im Buch „Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik“ (1827) zu finden ist, basiert auf dem Prinzip der Entstehung von komplexen „Organismen von einer Eizelle aus durch fortgesetzte Teilung dieser Zelle“ (Glinz 1955/56, 332). Deswegen ist die Vorgehensweise bei Gewinnung von Einheiten bei Becker strikt binär – zuerst werden Subjekt und Prädikat ermittelt, diese können allerdings noch weiter eingeteilt werden: Prädikat in ein engeres Prädikat und ein Objekt und Subjekt in ein Subjekt im engeren Sinne und ein Attribut (vgl. Glinz 1955/56, 332).

Die stärkste Kritik seitens Glinz betraf zum einen die strikt binäre Vorgehensweise bei der Ermittlung von Satzgliedern, zum anderen bemängelte Glinz die Einteilung von Präpositionalphrasen in Objekte und Adverbiale, die seiner Meinung nach nicht gerechtfertigt ist, zumal es sich morphosyntaktisch um gleiche Ausdrücke handelt (vgl. Glinz 1955/56, 333).

Obwohl die Grammatik von Becker von namhaften Sprachwissenschaftlern wie Jacob Grimm, Rudolf von Raumer und Otto Behaghel auf fehlende inhaltliche Auseinandersetzung oder sogar eine starke Ablehnung stieß, setzte sie sich im muttersprachlichen Deutschunterricht vor allem an Volksschulen durch. Helbig berichtet, dass höhere Schulen sich zwar an der Grammatik von Grimm aufgrund des Schwerpunkts auf der historischen Grammatik und Mundartenlehre orientierten (vgl. Helbig 1974, 218), trotzdem floss die Beckersche Ansicht in den Duden von 1935 (vgl. Glinz 1955/56, 333) hinein und wurde „mit nur geringfügigen

Modifikationen – noch heute in der DDR, in Österreich, in der Schweiz und auch in den meisten Ländern Westdeutschlands erhalten und für die Schule obligatorisch [...]“ (Helbig 1974, 219). Glinz forderte das Ende der Beckerschen Grammatik nicht nur in der „Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik“, sondern auch in weiteren Schriften. Während die oben genannte Dissertation ausschließlich Kritik der verbreiteten Satzgliedlehre lieferte, kam mit der Habilitationsschrift „Die innere Form des Deutschen“ von 1952 ein konstruktiver Vorschlag zur Neugestaltung der deutschen Wortarten- und Satzgliedlehre (vgl. Sitta 1988, 101) und damit die zweite Phase, die innerhalb der Glinzschen Grammatik hervorgehoben werden kann.

Als zweite Phase wird die Entstehungs- und Wirkzeit der Habilitationsschrift von Glinz „Die innere Form des Deutschen“ verstanden; da der Ansatz im Mittelpunkt der vorliegenden Dissertation steht und in ihren weiteren Teilen ausführlich behandelt wird, wird er an dieser Stelle nur in wichtigsten Aspekten umrissen, um eine lückenlose und kontinuierliche Darstellung der Entwicklung des Glinzschen Grammatikmodells zu liefern.

Laut Metten gehört die Arbeit „Die innere Form des Deutschen“ zu den Klassikern der Sprachwissenschaft (vgl. Metten 2004, 35). Ausgehend von de Saussure bietet Glinz dort eine zu diesem Zeitpunkt neuartige, „strukturalistisch-empirische“ (Glinz 1961, 8) Analyse des Deutschen, die auf operationalen Verfahren wie Verschiebeprobe, Ersatzprobe und Weglassprobe basiert und alle Kategorien auf den Ebenen der Wortarten und Satzglieder nach dem Schema „Beobachtung – Experiment – Interpretation“ ermittelt, mit dem Ziel „die Struktur der deutschen Sprache in höherem Grade durchsichtig zu machen, als es in der bisherigen Grammatik geschah“ (Glinz 1952, 11).

Der Beobachtung – Helbig spricht von „einem Begriffsentwurf³ (d. h. der begründeten Vermutung eines Ergebnisses, das jedem Experimentieren vorausgeht)“ (Helbig 1974, 221) – folgt ein Experiment, mit dem die aufgestellte Hypothese belegt oder widerlegt wird.

³ Der „Begriff“ als ein Ergebnis des Experiments und der anschließenden Interpretation, die sich beide an den Begriffsentwurf anschließen, erscheint in dieser expliziten Form erst in einem späteren Aufsatz von Glinz unter dem Titel „Begriffsentwurf, Experiment und Interpretation und ihre Rolle in verschiedenen Richtungen der Sprachwissenschaft“ (Glinz 1958).

In der „Inneren Form des Deutschen“ verwendet Glinz den Terminus „Begriff“ nicht programmatisch; dieser wird auch nicht erklärt, sodass die Deutung dieses Terminus nur implizit erfolgen kann.

Bei den Einheiten, die als ein „Begriff“ bezeichnet werden, handelt es sich um eine Gruppe von Elementen, die bestimmte Merkmale teilen und dadurch einer Kategorie angehören. Dabei fungiert der Begriff als ein Bestandteil des Inhalts eines Zeichens (des Bezeichneten) und ist von „Erscheinungsbegrenzungen, Vorstellungen“ (Glinz 1952, 17) abzugrenzen.

Die Zugehörigkeit zum Begriff als einer Kategorie wird durch das Experiment und die Interpretation bestätigt, was das folgende Zitat zeigt: „Jede durch unser experimentierendes Verfahren gefundene sprachliche Einheit oder Kategorie bedarf daher für wirkliches Verstehen und Bestimmen wieder einer Deutung aus dem Erleben heraus“ (Glinz 1952, 56).

Bei dem Terminus „Begriff“ kann es sich um eine sprachtheoretische oder eine grammatische Kategorie handeln. Als eine sprachtheoretische Kategorie bezieht er sich z. B. auf das Zeichen wie im Kapitel „Der Begriff des willkürlichen Zeichens“. Im Sinne einer grammatischen Kategorie wird der „Begriff“ folgendermaßen verwendet: „Wir treten mit unserem Experimentierverfahren an die Sprache heran, ohne die vertrauten Begriffe wie Satz, Wort, Substantiv, Verb, Adverb, Subjekt, Prädikat usw. anzuwenden [...]“ (Glinz 1952, 59).

Das Experiment hat

den Charakter eines naturwissenschaftlichen Protokolls, indem uns Glinz einen genauen Einblick in seine Werkstatt gewährt und uns alle – auch die ergebnislosen – Arbeitsvorgänge miterleben läßt. Seine grammatischen Kategorien werden nicht vom Bezeichneten her, sondern aus dem Funktionieren der Sprache durch Experiment gewonnen (Helbig 1974, 221).

Dadurch können die Rezipienten der „Inneren Form“ die Analyseschritte genau verfolgen und die Ergebnisse besser nachvollziehen. Die ermittelten Kategorien sind somit keine künstlich erschaffenen Klassen, sondern tatsächlich in der Sprache auftretende Gruppen von Wörtern mit denselben morphologischen oder syntaktischen Eigenschaften bzw. Funktionen.

Zum Experiment gehören vor allem folgende drei Proben: die Verschiebeprobe, die Ersatzprobe und die Weglassprobe. Die Verschiebeprobe dient der Segmentierung des Satzes und der Abgrenzung der einzelnen Stellungsglieder voneinander. Zu ihrer Leistung gehört auch die Auflösung des traditionellen Prädikats, das aus einem Kopulaverb und einem Prädikativum besteht, da die Bestandteile als selbständig verschiebbare Elemente fungieren. Das Attribut als eines der Satzglieder der traditionellen Grammatik wird als solches nicht mehr aufgefasst, da es nicht frei ohne dieses Element im Satz permutiert werden kann, auf das es sich bezieht (vgl. Helbig 1974, 222). Bei der Ersatzprobe werden die Stellungsglieder gegen andere getauscht, was ihren Status als ein Stellungsglied bestätigt und somit auch die Ergebnisse der Verschiebeprobe untermauert (vgl. Helbig 1974, 222). Die gefundenen Elemente weisen dieselbe Funktion im Satz auf, weswegen der Ersatz möglich ist, sie zeichnen sich allerdings durch unterschiedliche morphologische Struktur aus. Auch durch die Weglassprobe ermittelt Glinz die Stellungsglieder nach dem Prinzip: Elemente, die sich zusammenhängend tilgen lassen, ohne dass der Satz ungrammatisch wird, bilden ein Stellungsglied. Die Weglassprobe legitimiert das Finitum – bei Glinz „Leitglied“ genannt – als den zentralen Festpunkt im Satz (vgl. Helbig 1974, 222).

Nach der erfolgten Ermittlung von Kategorien (Stellungsglieder bzw. Satzglieder sowie Wortarten) findet ihre Interpretation und anschließend die Benennung statt. Unter der Interpretation wird die Zuschreibung von bestimmten Inhalten verstanden (vgl. Helbig 1974, 223). Das Ziel der neu entwickelten Terminologie ist sowohl die Abgrenzung von der Nomenklatur der traditionellen Grammatik als auch die Benennung der neu geschaffenen Kategorien – dies betrifft z. B. die Neugliederung der Modi und Genera verbi (vgl. Helbig 1974, 224). Da die Terminologie sehr innovativ und noch unbekannt war, fügte Glinz am Ende der „Inneren Form“ eine „Vergleichstabelle: Darstellung der neuen Werte durch die Begriffe der herkömmlichen Grammatik, in lateinischer und deutscher Terminologie“ (Glinz 1952, 487) ein. Die Kategorien, die als Ergebnis der Glinzschen Spracherprobung fungieren, sind – wie Helbig bemerkt – nicht in jedem Fall abweichend von den traditionellen Kategorien der Grammatik lateinisch-griechischen Ursprungs. „Das beweist im Grunde nur, daß die traditionelle Grammatik keineswegs eine absolute Fehlleistung ist, wie es Glinz zumindest am Anfang

seinen Lesern darzulegen suchte“ (Helbig 1974, 226). Die teilweise gleichen Ergebnisse beweisen die Richtigkeit der ermittelten Einheiten in ihrem Wesen und Umfang, da sie auf zwei unterschiedlichen Wegen gefunden wurden. Das tatsächlich Neue an der Glinzschen Untersuchung ist zum einen, „daß er seine empirisch-strukturellen Methoden als erster im größeren Rahmen auf deutschem Sprachgebiet und auf den Gegenstand der deutschen Sprache angewendet hat“ (Helbig 1974, 226). Auch die induktive Richtung⁴ der Ermittlung der Einheiten ist zum anderen neuartig: Laut Glinz besteht der wesentliche

Unterschied zur bisherigen Grammatik und auch zu Drach [...] darin, daß das gleiche Ziel auf verschiedenen Wegen erreicht worden ist. Wir haben nicht zuerst bestimmt, was ein Verb ist, dann seine finiten Formen aufgestellt und schließlich den Platz dieser Formen im Satzbau geprüft. Ganz im Gegenteil, wir haben von gegebenen, aus dem Klang gewonnenen Sätzen her durch Verschieben und Ersetzen eine Gliederung gefunden, haben dann die Glieder wieder auf verschiedene Arten erprobt und sind dadurch schließlich auf die festen Punkte gestoßen, welche als «Leitglieder» in den Sätzen bestehen (Glinz 1952, 97).

Helbig setzt die dritte Phase innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells auf den Zeitpunkt zwischen der Entstehung des „Deutschen Satzes“ (1957) und den Werken von 1965 unter den Titeln „Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse“ und „Deutsche Syntax“. Er bezeichnet diese Periode als „Wendung zur inhaltsbezogenen Grammatik“ aufgrund der starken Annäherung an die inhaltsbezogene Forschung von Leo Weisgerber (vgl. Helbig 1974, 227). Sitta betont im Zusammenhang mit dem „Deutschen Satz“ eine stärkere pädagogische Prägung des Buches:

War »Die innere Form des Deutschen« eine Arbeit, die *wissenschaftliche* [Hervorhebung im Orig. – MZG] Ansprüche stellte, so folgte 1957 mit „Der deutsche Satz“ eine Publikation, die sich an die Lehrer adressierte und deren Aussagen schon deswegen Beachtung fanden, weil die neue Wortarten- und Satzgliedlehre zur gleichen Zeit in Schulbüchern zu wirken begann und über die 1959 in erster Auflage erschienene Dudengrammatik weit verbreitet wurde (Sitta 1988, 101f.).

Die immer stärker sichtbare Zuwendung zur inhaltsbezogenen Forschung ist bereits 1961 offenkundig, als die zweite Auflage der „Inneren Form des Deutschen“ veröffentlicht wurde. Aufgrund des damaligen Technikstandes war es Glinz nicht möglich, Veränderungen innerhalb des Textes vorzunehmen, sondern lediglich einen inhaltlichen Nachtrag in Form von Vorbemerkungen, Beilagen etc. zu verfassen. Die Neuerungen, die eines Kommentars von Glinz bedürften, beziehen sich vor allem auf die Ersetzung der ursprünglichen Terminologie durch Begrifflichkeiten der traditionellen Grammatik, die Glinz in der ersten und zweiten Phase sehr stark ablehnte (vgl. Helbig 1974, 228). Den Grund für die Zuwendung zur oben genannten Forschungsrichtung sieht Helbig in der starken Kritik des Glinzschen Standpunktes aus der „Inneren Form des Deutschen“, die sowohl von der strukturalistischen als auch von der inhaltsbezogenen Forschungsrichtung ausgeübt wurde. Seiner Ansicht nach hat Glinz „eine Zwischenstellung zwischen der strukturellen und der inhaltsbezogenen Grammatik

⁴ Induktiv in folgender Lesart: Ableitung einer Regel anhand zahlreicher Beispiele bzw. „Ableitung des Allgemeinen aus dem Besonderen“ (Bußmann 2008, 113)

eingenommen und deshalb bei beiden Strömungen Widerspruch hervorgerufen“ (Helbig 1974, 228). Weisgerber habe bei Glinz eine zu stark lautbezogene und strukturalistische Vorgehensweise bemängelt; auf der anderen Seite monierten die Strukturalisten eine zu wenig formale Methode mit zu starken semantischen und historiologischen Zügen (vgl. Helbig 1974, 228f.). In den Vorbemerkungen zur zweiten Auflage der „Inneren Form“ nimmt Glinz Stellung zu dieser Kritik und geht sowohl auf das Verhältnis seiner Forschung zum Strukturalismus als auch zur inhaltsbezogenen Grammatik ein. Auf folgende Art rechtfertigt er die Verwendung von operationalen Verfahren, die nun der inhaltsbezogenen Sichtweise dienen sollen: „[...] alles Beachten der Klangseite beim experimentierenden Verfahren ist nicht Selbstzweck, sondern nur der Weg zu den Inhalten“ (Glinz 1961, 5).

Nicht nur in der „Inneren Form“, sondern auch in seiner Rede anlässlich der Überreichung des Konrad-Duden-Preises im Jahr 1962, distanziert sich Glinz von dem Strukturalismus mit folgenden Worten: „Der Strukturalismus bildet also die unerläßliche Grundlage – aber er reicht für sich allein nicht zu, und er reicht vor allem nicht zu im Bereich der Inhalte [...]“ (Glinz 1962c, 18).

Somit gibt Glinz die bereits erwähnte Position zwischen dem Strukturalismus und der inhaltsbezogenen Grammatik auf und begibt sich mit den oben aufgeführten Aussagen eindeutig in die Richtung Weisgerbers. Gleichzeitig wertet Glinz seinen eigenen Standpunkt ab, den er bei der Entstehung der „Inneren Form“ vertreten hat, bzw. er hebt ihn aus dem Kontext des Strukturalismus nach de Saussure und platziert ihn in der von ihm neu angestrebten Richtung der inhaltsbezogenen Grammatik – „Sein bisheriges experimentell-strukturelles Verfahren betrachtet Glinz jetzt nur als Vorstufe, als ersten Teil, von dem aus man weiterarbeiten müsse [...]“ (Helbig 1974, 229).

1965 lehnt Glinz noch stärker den Strukturalismus ab; 1962 war er noch der Ansicht, Strukturalismus gelte als Grundlage, die allerdings noch um weitere Verfahren ergänzt werden muss, nun ist er der Auffassung, „daß die strukturellen Ansätze nicht zu den Inhalten führen, daß man mit ihnen und durch sie keine Inhalte erschließen kann, die er – jetzt im Sinne Weisgerbers – für das Wichtigste und Zentralste in der Sprache hält“ (Helbig 1974, 230). Im Werk „Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse“ von 1965 zeigt Glinz einen immer noch induktiven Weg zur Ermittlung der sprachlichen Kategorien, allerdings geht er nicht vom Text wie in der „Inneren Form“ aus, sondern vom „Gemeinten“. Da das Gemeinte nicht direkt von außen geprüft und untersucht werden kann wie ein Text, besteht die Problematik seiner Erforschung in der stark ausgeprägten Subjektivität der Untersuchung. Die Untersuchungskette ist hier länger: Während sie in der „Inneren Form“ aus dem Text und den daraus zu ermittelnden Kategorien bestand, fängt Glinz hier bei dem Gemeinten an, das ihn zum Inhalt führt, aus den Inhalten leitet er erst grundlegende formale Kategorien ab (vgl. Helbig 1974, 230). Streng genommen gibt Glinz eine rein strukturalistische

Arbeitsweise aus der zweiten Phase seines Grammatikmodells auf, obwohl er seiner Ansicht nach immer noch strukturalistisch arbeitet (vgl. Helbig 1974, 230). Helbig berichtet Folgendes über die Methodik von Glinz:

Glinz spricht neuerdings von „strukturalistischen Verfahren ersten Grades“ (d. h. den üblichen „lautbezogenen“ Verfahren der strukturellen Linguistik) und von „strukturalistischen Verfahren höheren Grades“, die „zwar strukturalistisch begründet, nicht aber strukturalistisch begrenzt sind“ und vor allem der Einbeziehung des „Inhaltserlebens“ („meaning“) dienen, „das beim reinen Strukturalismus per definitionem ausgeschlossen ist“ (Glinz, H.: Ziele und Arbeitsweisen der modernen Grammatik. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, 1963, 3, S. 172, zit. nach Helbig 1974, 231).

Auch das sprachliche Zeichen, das nach de Saussure aus zwei untrennbar miteinander verbundenen Elementen besteht, erlebt bei Glinz aufgrund seiner Annäherung an die inhaltsbezogene Grammatik eine Erweiterung: Es besteht zum einen aus dem Wortkörper (bei de Saussure unter dem Begriff „signifiant“), aus dem Wortinhalt, der sich sowohl aus grammatischen als auch lexikalischen Inhalten zusammensetzt. Das dritte und neue Element ist das Gemeinte, was die Wirkung des Inhalts meint (vgl. Helbig 1974, 231) – „das, was der Sprecher mit seiner Rede intendiert, was er sagen will“ (Glinz 1965, 16). Der „Wirk-Aspekt“ kann mit dem illokutionären Akt aus der Sprachakttheorie von Searle verglichen werden. Die Grammatik, der Glinz viel Aufmerksamkeit schon seit der Dissertation gewidmet hat und die er in der „Inneren Form“ komplett neu aufzustellen versuchte, nimmt nun eine untergeordnete Rolle ein – grammatische Aspekte sind als eine Unterkategorie des Wortinhaltes zu verstehen und somit den semantischen Aspekten nebengeordnet.

In ihrem Buch von 1980 unter dem Titel „Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik der Gegenwart“ führt Piitulainen eine weitere Phase innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells auf, die Helbig nicht berücksichtigt. Laut ihr zeigt das zweibändige Buch unter dem Titel „Deutsche Grammatik“ (Band I „Satz – Verb – Modus – Tempus“ von 1970, Band II „Kasussyntax – Nominalstrukturen – Wortarten – Kasusfremdes“ von 1971)

viele strukturalistische Züge und andere Kennzeichen, die sie von den Werken der dritten Entwicklungsphase (nach Helbig) unterscheiden, so dass man sie nicht mehr zu den Beispielen für seine [gemeint ist Glinz – MZG] „Wendung zur inhaltsbezogenen Grammatik“ zählen kann, sondern sie eher – um an der Unterscheidung der verschiedenen Entwicklungsphasen im Sinne von Helbig festzuhalten – als Werk einer vierten Phase zu bezeichnen hätte (Piitulainen 1980, 107).

Im Vergleich zur früheren Phase der „Inneren Form des Deutschen“, die laut Glinz in Isolation ohne Einfluss aus dem europäischen und amerikanischen Strukturalismus verlief, ist die „Deutsche Grammatik“ gekennzeichnet durch Offenheit von Glinz auf andere Forschungsrichtungen, was durch die zahlreichen Hinweise auf andere Grammatiken, Grammatik- und Satzgliedtheorien (sogar die generative Transformationsgrammatik von Chomsky) zu beobachten ist (vgl. Piitulainen 1980, 108).

Kennzeichnend für diese Phase ist laut Piitulainen auch die Veränderung der bisherigen Vorgehensweise: Während in dem „Deutschen Satz“ (1957) den Wortarten eindeutig Vorrang gegeben wird und die Satzglieder erst von den Wortarten abgeleitet werden, behandelt Glinz

in der „Deutschen Grammatik“ zuerst die größten Satzglieder (die Satzglieder) und dann in diesem Zusammenhang diejenigen Elemente, die morphosyntaktisch als bestimmte Satzglieder fungieren können (vgl. Piitulainen 1980, 108f.).

Der Grund für die zentrale Behandlung der Wortarten in der Entstehungsphase des „Deutschen Satzes“ ist auf die damalige Hinwendung von Glinz zu der inhaltsbezogenen Grammatik zurückzuführen, da die Wortarten mit ihren „geistigen Grundprägungen“ im Fokus dieser Forschungsrichtung stehen. Die Untersuchung von Satzgliedern, die an sich Funktionen der einzelnen Satzglieder innerhalb dieses Satzes darstellen, ist den Inhaltsgrammatikern zu „gestaltbezogen“ und gehört aus diesem Grund nicht zu den primären Forschungsobjekten (vgl. Weisgerber 1971⁵: 76ff., zit. nach Piitulainen 1980, 108f.).

In der „Deutschen Grammatik“ steht wieder die Satzgliedlehre im Vordergrund, laut Piitulainen werden zur Ermittlung der Satzglieder wieder strukturalistische Methoden in Form von operationalen Verfahren wie bereits in der „Inneren Form des Deutschen“ angewendet; der inhaltsbezogene Zugang zu den Kategorien kommt nicht mehr zur Geltung. Entgegen der „Inneren Form“ verwendet Glinz hier aber keine eigenständige Terminologie, sondern bleibt bei den eingebürgerten Termini der traditionellen Grammatik wie Dativobjekt, Akkusativobjekt etc. (vgl. Piitulainen 1980, 107).

Auch die didaktische Tätigkeit – nicht nur in der Hochschuldidaktik, sondern auch in der Didaktik des muttersprachlichen Deutschunterrichts für Gymnasien und Realschulen – von Glinz muss an dieser Stelle erwähnt werden. Diese Tätigkeit zieht sich über alle oben beschriebenen Phasen innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells parallel zu der rein wissenschaftlichen Arbeit.

Die erste Motivation für die Auseinandersetzung mit sprachwissenschaftlichen Fragen hatte ihren Hintergrund in Schulproblemen. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß Hans Glinz Fragen der Umsetzung wissenschaftlicher Ergebnisse in die Schule immer allererste Priorität einräumte. Das bedeutete einmal Mitarbeit in der Lehrerfortbildung, es bedeutete zum anderen Mitarbeit bei der Entwicklung von Lehrmitteln für die Schule (Sitta 1988, 104).

Die Entstehungszeit des ersten Werkes von Glinz für den muttersprachlichen Deutschunterricht fiel direkt auf die Zeit nach der Veröffentlichung der „Inneren Form“ – das Lehrwerk unter dem Titel „Deutscher Sprachspiegel: Sprachgestaltung und Sprachbetrachtung“ entstand zwischen 1956 und 1964, besteht aus 5 Bänden und war für Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums bestimmt. Von 1965 bis 1968 schrieb Glinz ein Lehrbuch unter dem gleichen Titel, das allerdings nur aus 3 Bänden bestand und im muttersprachlichen Deutschunterricht in Realschulen Verwendung fand. Erwähnenswert sind auch Lehrwerke unter dem Titel „Glinz Sprachbuch“ (1973-1975, in 3 Bänden) sowie das

⁵ Es handelt sich um folgendes Werk: Weisgerber, Leo (1971): Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung

„Schweizer Sprachbuch“ (1972-1980, in 7 Bänden), das in Zusammenarbeit mit seiner Frau Elly Glinz entstanden (vgl. Sitta 1988, 104).

Im Bereich des voruniversitären Schulwesens hat sich Glinz auch mit dem „Nebeneinander der Muttersprache und der verschiedenen Fremdsprachen im schulischen Sprachunterricht“ (Sitta 1988, 104) auseinandergesetzt. Dieser Bereich ist auf Beschäftigung von Glinz als Sekundarschullehrer zurückzuführen, „auf Versuche im Deutsch- und Französischunterricht an der Sekundarschule (7. bis 9. Schuljahr), die ich [Glinz – MZG] seit 1936 anstellte“ (Glinz 1952, 7). Zu nennen sind an dieser Stelle die Werke „Die Sprachen in der Schule. Skizze einer vergleichenden Satzlehre für Latein, Deutsch, Französisch und Englisch“ von 1965 sowie „Grammatiken im Vergleich. Deutsch, Französisch, Englisch, Latein; Formen, Bedeutungen, Verstehen“ von 1994.

Der Umriss der wichtigsten Phasen innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells zeigt eine bedeutende, nicht zu vernachlässigende Entwicklung. Von der ersten Phase beginnend, die sich mit der Kritik der Satzglied- und Wortartenlehre beschäftigt, bringt die zweite Phase eine erste strukturelle Darstellung des Deutschen und seiner grammatischen Kategorien mit sich, die schon länger im außereuropäischen Ausland bekannte formale Operationen zur Untersuchung der Sprache konsequent anwendet. Die dritte Phase ist durch eine eindeutige Annäherung zur inhaltsbezogenen Grammatik gekennzeichnet, von der sich Glinz in der vierten Phase seines gesamten Modells abwendet und der Methodik der zweiten Phase wieder annähert. Parallel arbeitet Glinz auf dem Feld der Didaktik des muttersprachlichen Unterrichts in Gymnasien und Realschulen sowie in der Hochschuldidaktik. Deswegen kann man an dieser Stelle getrost Sitta zitieren, der das gesamte Werk von Glinz treffend mit folgenden Worten zusammenfasst: „Die aufmerksame Lektüre dieser Arbeiten zeigt sehr deutlich, wie wenig man Hans Glinz gerecht wird, wenn man ihm – wie manche es tun – einfach das Etikett „inhaltsbezogener Grammatiker“ anheftet“ (Sitta 1988, 104).

2.3. „Die innere Form des Deutschen“ – Ansatz von Glinz

2.3.1. Zeitpunkt und Grund der Entstehung, Absicht der Grammatik

Im Vorwort der „Inneren Form des Deutschen“ schildert Glinz in einigen Sätzen den Zeitpunkt ihrer Entstehung – die ersten Gedanken über die Neuformulierung der deutschen Grammatik entstanden bereits zwischen 1942 und 1943, 1948 wurde die Fertigstellung der Arbeit abgeschlossen und im selben Jahr wurde „Die innere Form des Deutschen“ „der philosophischen Fakultät I der Universität Zürich als Habilitationsschrift“ (Glinz 1952, 7) vorgelegt. Vier Jahre später erfolgte die Veröffentlichung innerhalb der Reihe „Bibliotheca

Germanica. Handbücher, Texte und Monographien aus dem Gebiete der germanischen Philologie“, die von Walter Henzen, Friedrich Maurer und Max Wehrli herausgegeben wurde. Da die Dissertation von Glinz zur „Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik“ 1947 entstand, muss davon ausgegangen werden, dass Glinz an beiden Werken parallel arbeitete. Dabei beschäftigt sich die Dissertation, wie bereits an einigen Stellen erwähnt, ausschließlich mit der Kritik der bisherigen Grammatik, die Habilitationsschrift liefert aber einen fertigen Entwurf eines neuen Ansatzes.

Die Zeit der Entstehung der „Inneren Form“ war nach Glinz eine „Zeit, in der die Linguistik vor allem im deutschen Sprachgebiet noch in den Anfängen stand (ja in der es nach Meinung mancher heutiger Linguisten noch gar keine Linguistik gab)“ (Glinz 1973, 1). Er beschreibt die Lage der damaligen linguistischen Forschung wie folgt: Es herrschte der Primat der lateinisch-griechischen Grammatik sowohl in den ermittelten Kategorien als auch in ihrer Benennung, die zu diesem Zeitpunkt nur selten in Frage gestellt wurden.

Wer das doch tat, wurde (das galt noch bis zum Ende der 50er Jahre) von vielen Kollegen als Außenseiter behandelt, vor allem wenn er in enger Beziehung zur Schulpraxis der mittleren und unteren Stufe stand, die fast alle Universitätsgermanisten als gar nicht zu ihrer Wissenschaft gehörig betrachteten (Glinz 1973, 2).

Deswegen kann man getrost, ohne überschwänglich zu klingen, wie Thomas Metten behaupten, dass Glinz ein wahrer „Vordenker seiner Wissenschaft“ und somit auch Vorreiter der modernen deutschen Sprachwissenschaft war (vgl. Metten 2004, 35). Auch Weinreichs Worte bestätigen die Berechtigung der Wahrnehmung von Glinz als Wegbereiter der deskriptiven Linguistik⁶ dank der Anwendung von deskriptiven Verfahren bei der Untersuchung des Deutschen:

There is irony in the circumstance that the German standard language, which has been the vehicle for so much linguistic literature, had to wait until 1952 for what is probably the first application of strictly descriptive procedure to its own grammar (Weinreich 1953, 309).

Der Grund für die Entstehung der „Geschichte und Kritik“ und der „Inneren Form“ ist wie bereits erwähnt identisch und auf die Beobachtung von Glinz und – wie Alcker treffend bemerkt –

eines der schwierigsten Probleme der modernen Sprachwissenschaft [zurückzuführen – MZG], [auf – MZG] die Tatsache, daß die vorwiegend auf der Grundlage des Lateinischen aufgebaute Theorie der deutschen Grammatik nur in sehr geringem Grad dem inneren Wesensgefüge dieser Sprache adäquat ist (was einen unaufhörlichen Kampf des durchschnittlichen Deutschen mit seiner Muttersprache zur Folge hat) (Alcker 1953, 208).

Der zu Beginn dieses Zitats formulierte Gedanke von Alcker zeigt, dass auch andere Wissenschaftler das Problem erkannten, mit dem sich Glinz mit seiner Grammatik zu messen versuchte. Dabei ist die Feststellung der Notwendigkeit, die lateinisch-griechische Grammatik

⁶ Deskriptive Linguistik bzw. Verfahren in folgender Lesart: „Deskriptive Linguistik. Im engeren Sinn: Bezeichnung für die von Leonard Bloomfield, Zellig S. Harris, H. A. Gleason u. a. vertretenen Richtungen des → Amerikanischen Strukturalismus, wobei durch das Etikett »deskriptiv« unterschiedliche Aspekte bezeichnet werden können: (a) synchronische Linguistik im Sinne von de Saussure [1916] ohne Bezug auf historische Zusammenhänge; (b) Beschreibung von Einzelsprachen durch Generalisierung von → Korpus-Analysen [...] im Unterschied zur Erstellung von Universalgrammatiken; (c) empirisch positivistisches Vorgehen, d. h. auf Beobachtung beruhende objektive Bestandaufnahme mit distributioneller Analyse (z. B. Harris` → Distributionalismus)“ (Bußmann 2008, 124).

als Basis für den Aufbau der deutschen Grammatik abzulehnen, nicht neu und bereits bei Erich Drach⁷ vorhanden:

Für den muttersprachlichen, gleichwie für den fremdsprachlichen Deutschunterricht ist heute die erste Notwendigkeit: Loslösung von den Denkweisen der lateinischen Grammatik; Aufbau einer im Wesen der deutschen Sprache begründeten Darstellung und Regelfassung (Drach 1963, 6).

Dabei ist das Buch von Drach eines der Werke, auf die sich „Die innere Form“ stützt (vgl. Glinz 1952, 7).

Wie bereits im Kapitel „Wichtigste Phasen der Glinzschen Grammatik – ein Umriss“ erörtert, bezieht sich die Problematik der traditionellen Grammatik sowohl auf den Bereich der Satzglieder und der Wortarten als auch auf die Benennung dieser Kategorien, die der Struktur des Deutschen nicht angepasst sind – aus diesem Grund spricht Glinz immer wieder von der verfehlten Aufgabe der bisherigen traditionellen Grammatik.

Die gesamte Absicht der Glinzschen Grammatik beschreibt am besten folgendes Zitat:

Die Struktur der deutschen Sprache in höherem Grade durchsichtig zu machen, als es in der bisherigen Grammatik geschah, das versucht dieses Buch, indem es die Einsichten der modernen Sprachwissenschaft, speziell die Grundsätze de Saussures, konsequent auf die Gegebenheiten des heutigen Deutsch anwendet, auf dieser Basis eine neue, der lebendigen Sprache angepaßte Methode aufbaut und danach die sprachlichen Grundeinheiten, Wort, Satzglied und Satz, sowie ihre verschiedenen Arten, Formen und Verbindungen neu bestimmt (Glinz 1952, 11).

Das Neue an der Grammatik soll eben die im Zitat erwähnte Methode und die Folge ihrer Anwendung sein: Die in der deutschen Sprache funktionierenden Kategorien sollen neu untersucht, aufgestellt und benannt werden. Das Ausgehen von den reinen Inhalten bei der Untersuchung der Grammatik des Deutschen hält Glinz für falsch, da er zu diesem Zeitpunkt den Ansatz der inhaltsbezogenen Grammatik Weisgerbers noch nicht verfolgte:

In dieser Lage ist die Befürchtung wohl nicht übertrieben, daß gerade für grammatische Erforschung einer modernen Sprache die Gefahr ins Ungemessene wächst, wenn wir einfach von den Inhalten ausgehen, wie wir sie aus altsprachlich-grammatisch-logischer Bildung zu sehen gewohnt sind (Glinz 1952, 51).

Als einen weiteren Ausgangspunkt des Glinzschen Grammatikmodells kann die Tatsache betrachtet werden, dass Glinz die sprachlichen Einheiten ausschließlich für eine Einzelsprache bestimmt und keinen Versuch unternimmt, eine Universalgrammatik für alle Sprachen aufzustellen. Er betrachtet den Ansatz z. B. von Hjelmslev für verfrüht und ist davon überzeugt,

daß der Weg zur richtigen Fassung der Wortarten wie der Satzglieder zunächst *für jede Sprache gesondert* gefunden werden muß, und daß eine «allgemeine Grammatik» *nie den Ausgangspunkt* zu bilden vermag, sondern nur als zuletzt zu erreichendes *Ziel* – von dem wir noch weit entfernt sind – angestrebt werden kann [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 115 in der Fußnote).

Auch Schmidt betont die Haltung von Glinz in der „Inneren Form“, nach der es nicht möglich ist, „eine Wortarttheorie für alle Sprachen zugleich aufzustellen“ (Schmidt 1973, 64) und zwar in Hinblick auf die vielfältigen Unterschiede in ihrem Aufbau, sei es auf der Ebene der

⁷ Hier zitiert aus der vierten Auflage; die erste Auflage der „Grundgedanken der deutschen Satzlehre“ stammt von 1937.

Wortarten oder der Satzglieder. Diese Haltung spiegelt sich in zwei Tatsachen wider – zum einen darin, dass Glinz für die strikte Ablehnung der lateinisch-griechischen Grammatik als Schablone für Grammatiken anderer Sprachen plädiert; zum anderen in der von Glinz aufgestellten Terminologie – er lehnt ein für alle Sprachen gemeinsames Begriffssystem ab, das unter Umständen einzelsprachliche Phänomene terminologisch in das falsche Licht rücken könnte (vgl. Glinz 1952, 64).

Die Grammatik von Glinz hat einen offenen Charakter, da er sich des unvollkommenen Charakters der Sprache und – damit einhergehend – der Grammatik bewusst ist. Das bedeutet, dass die Sprache „eine vielfach überarbeitete, stets wieder geänderte, aber nie ganz umgebaute, immer nur geflickte und notdürftig angepaßte [...] Schöpfung“ (Glinz 1952, 466) ist und keine durchgehend logische und stringente Struktur aufweist. Die Konsequenz dessen ist die problematische Zuordnung der in der Sprache auftretenden Phänomene. Zur Verdeutlichung dieser Lage setzt Glinz die Sprache der Mathematik gegenüber: Während in der Mathematik sich eine Rechnung ohne Rest lösen lässt bzw. „schön aufgeht“, müsste allerdings das gleiche Ergebnis bei der Zuordnung der sprachlichen Einheiten zu bestimmten Kategorien Fragen aufwerfen – man müsste davon ausgehen, „daß die Sache nicht stimmt, daß wir Fehler gemacht haben“ (Glinz 1952, 467).

Den Charakter der „Inneren Form“ als Grammatik, die offen für Veränderungen und Ausnahmen ist, fasst am besten folgendes Zitat von Glinz zusammen:

daß es im strengen Sinne gar keine «Grammatik» gibt, welche ein abgeschlossenes Ganzes für sich wäre, sondern daß die so geheiene Grammatik nur die praktische Zusammenfassung dessen bedeutet, was sich in der Sprache an allgemeiner – verhältnismäßig allgemeiner! – Struktur gegenüber den jeweiligen Einzelfällen abheben und zusammenfassen läßt (Glinz 1952, 477).

2.3.2. Untersuchungsgegenstand der „Inneren Form“, Text als Ausgangspunkt

Der Gegenstand der Untersuchung – die Sprache – wird direkt am Anfang des „Vorbereitenden Teils“ thematisiert, und zwar im Kapitel „Sprache als gesellschaftliches Zeichensystem“, Unterkapitel „Der Begriff des willkürlichen Zeichens“: „Sie [die Sprache – MZG] ist ein Zeichensystem, mit dessen Hilfe der Mensch Erscheinungen nennend umgrenzt und festhält, Vorstellungen und Begriffe prägt, Eindrücke und Begehren äußert und mitteilt“ (Glinz 1952, 17).

Dieses Zitat ist an sich eine fast wörtliche Übersetzung des Gedankens von de Saussure aus seinen „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“ und zeigt in aller Deutlichkeit seinen enormen Einfluss auf Glinz, den er selbst immer wieder in der „Inneren Form“ betonte. Definiert werden hier direkt zwei zentrale Eigenschaften der Sprache: ihre Aufbauelemente – Zeichen, sowie die Aufgabe der Sprache für den einzelnen Benutzer und die Sprachgemeinschaft.

Die Auffassung des sprachlichen Zeichens geht eindeutig auf de Saussure zurück, obwohl Glinz nicht primär seine Terminologie „signifié“ (das Bezeichnete) und „signifiant“ (das Bezeichnende) verwendet, sondern diese in Klammern neben den eigenen Ausdrücken „Inhalt“ und „Stoff“ setzt (vgl. Glinz 1952, 17).

Die Aufgabe der Sprache ist als Kommunikationsmittel sowohl für den einzelnen Benutzer als auch für die gesamte „Sprach- und Denkgemeinschaft“ (Glinz 1952, 25) zu dienen, was folgendes Zitat belegt:

Einmal ist die Sprache Instrument für viele, ja in einer Gemeinschaft grundsätzlich für alle. Ferner dient sie, im Gegensatz zur Mathematik und Formallogik, ebenso grundsätzlich für alles, was den Menschen bewegt (Glinz 1952, 21).

Glinz beschreibt die Sprache als ein indirekt erfassbares Gebilde, das aber auch eine direkt fassbare musikalische Gestalt einnehmen kann (vgl. Glinz 1952, 25). Dieser Gedanke ist wiederholt auf de Saussure und sein Konzept zurückzuführen, Sprache zweierlei zu sehen – einmal als ein theoretisches Konstrukt (Langue) sowie als seine praktische Realisierung in Form der Parole.

Die als eine Eigenschaft erfasste Indirektheit der Sprache (eigentlich der Langue) ist so zu verstehen, dass diese nirgendwo vollständig festgelegt ist und ausschließlich durch subjektives Erleben der Sprache durch ihre Benutzer sowie durch die Äußerungen einzelner Sprachteilhaber induktiv ableitbar ist. Auf diese Weise äußert sich Glinz zu diesem Aspekt: „Daraus folgt allerdings, daß wir diesen Gegenstand [Sprache – MZG] nirgends als vollgültig und objektiv niedergelegtes Gebilde auffinden, sondern stets nur erfahren und in der Erfahrung erproben können“ (Glinz 1952, 37). In der „Inneren Form“ versucht Glinz eine einigermaßen objektive Sicht auf die Sprache durch die Verwendung von sprachimmanenten Proben zu ermöglichen, die durch verschiedene Sprachteilhaber der deutschen Sprachgemeinschaft durchgeführt und nachvollzogen werden können, um das höchstmögliche Maß an Objektivität zu gewährleisten.

Eine weitere Charaktereigenschaft der Sprache ist die Tatsache, dass sie „nicht als ideales System“ (Glinz 1952, 21) zu betrachten ist, was auf mehrere Gründe zurückzuführen ist. Der erste Grund ist diachronischer Natur, da die Sprache als ein gemeinsames Zeichensystem mehrerer Generationen zu verstehen ist, die an diesem „Objekt“ stets Veränderungen vorgenommen haben. So vergleicht Glinz die Sprache mit einer Fabrik, mit deren Bau man vor einiger Zeit begonnen hat, allerdings wurde der Bauplan immer wieder verändert, sodass bestehende Teile der Fabrik zum Teil abgerissen wurden, zum Teil einen neuen Charakter bekamen oder es wurden neue Teile errichtet. Als Ergebnis dieser Prozesse entstand ein Gebäude, das nicht einem endgültigen und stringenten Bauplan entspricht. Die Fabrik-Metapher hat auch eine Umbenennung des Untersuchungsgegenstands zur Folge: Analog zum Verhältnis zwischen einem Trapez und Trapezoid bzw. Rhombus und Rhomboid als Elementen, die zwar bestimmte Eigenschaften des Trapezes/Rhombus aufweisen, diese aber

nicht durchgehend konsequent auftreten, schafft Glinz einen Begriff des „Systemoids“, der genau ein solches Verhältnis zum Terminus „System“ aufweisen soll (vgl. Glinz 1952, 21).

Der zweite Grund ist synchronischer Natur – die Teilnehmer einer Sprachgemeinschaft können neue Zeichen einführen, die unter Umständen von anderen Sprachteilnehmern übernommen werden. Sie können auch ähnliche Inhalte mithilfe unterschiedlicher Zeichen (Synonymie) realisieren oder neue Zeichen bilden, die den bereits vorhandenen ähnlich klingen bzw. aussehen, obwohl sie einen komplett anderen Inhalt beschreiben (Homophonie bzw. Homographie sowie Polysemie). Durch die große Zahl an Sprachteilnehmern sind die oben genannten Prozesse häufig und so nimmt die Vielfalt in der Sprache zu (vgl. Glinz 1952, 21f.). Da sich „Die innere Form des Deutschen“ nicht primär mit dem Gegenstand Sprache, sondern mit ihrer Grammatik befasst, ist es nun unentbehrlich, diesen Begriff nach Glinz zu definieren und das Konstrukt Grammatik in Verhältnis zum Konstrukt Sprache zu setzen:

Als Inhalt der Grammatik und damit als Gegenstand dieses Buches betrachten wir die Erforschung und Deutung der sprachlichen Zeichen nach ihrer Zugehörigkeit zu gewissen Kategorien und nach ihrer Funktion in Zeichenverbindungen. Was die einzelnen Zeichen und Verbindungen über diese allgemeine Natur hinaus noch enthalten, ihr «Individualwert», das gehört für die gegebenen Einzelzeichen in die Wortkunde, für die daraus gebauten Gestaltungen in das Gebiet der Sprache als «Parole», die im folgenden Abschnitt von der «Langue» abzugrenzen ist (Glinz 1952, 40).

Erwähnenswert ist die doppelte Platzierung der Grammatik sowohl in der Langue als auch in der Parole. Der letzteren ist die Grammatik gemäß dem Zitat von Glinz dann zuzuordnen, wenn es um vereinzelte individuelle Verwendungsweisen geht, von denen man keine grammatischen Regeln ableiten kann. Ansonsten muss die Grammatik „in ihrer Eigenschaft als «System des Systems» doch eher zur Langue gerechnet werden“ (Glinz 1952, 43).

Eine genauere Thematisierung und Charakterisierung des Untersuchungsgegenstandes findet auch im „Vorbereitenden Teil“ der „Inneren Form“ statt: „Unser Gegenstand ist alles das, was dem durchschnittlichen gebildeten Sprachteilhaber in seinem Sprechen, Hören und Lesen, sei es laut oder leise, allein oder in Gemeinschaft, als richtiges Deutsch erscheint.“ (Glinz 1952, 37). Wichtige Bestandteile dieser Definition wie der Sprachteilhaber, Form der Kommunikation und ihre Modalitäten wie z. B. die Zugehörigkeit des Sprechers zu einer Sprachgemeinschaft sowie die notwendige Korrektheit der Äußerung müssen bereits hier hervorgehoben werden. Der durchschnittliche Sprecher gehört prinzipiell einer Sprachgemeinschaft an, d. h. die Sprache, die er spricht, ist nicht ausschließlich auf einen Benutzer beschränkt; sie ist nicht okkasionell, sondern grundsätzlich usuell. Dieser Sprecher bzw. diese Sprecher sind essenziell in der Glinzschen Theorie, weil sie als Instanzen fungieren, die eine Entscheidung über Korrektheit bzw. Inkorrektheit des gelesenen bzw. gehörten Textes treffen. Dabei ist der Mitteilungskanal für den Text irrelevant, wie Glinz im obigen Zitat erläutert.

Die Notwendigkeit, lebendige, tatsächlich gebrauchte Sprache als Ausgangspunkt für die Untersuchung der Struktur des Deutschen festzulegen, ist nicht erst durch Glinz legitimiert – bereits Drach (auf den sich Glinz häufig stützt) sprach davon, dass sich die Satzlehre sowohl

für die Ziele des muttersprachlichen als auch des fremdsprachlichen Deutschunterrichts auf die Beobachtung des lebenswirklichen Sprachdenkens stützen sollte (vgl. Drach 1963, 7).

Neuartig ist in der „Inneren Form“ der unmittelbare Gegenstand der Untersuchung – das „richtige Deutsch“, das anhand eines Textes ermittelt und erforscht wird. Wie Brinker berichtet, legte Glinz „das Ausgehen von ganzen Texten bei jeder grammatischen Analyse von Anfang an“ (Brinker 1972, 4) als eins seiner methodischen Prinzipien fest. Das primär verfolgte Ziel ist aber nicht die Beschreibung der Eigenschaften eines Textes – „nicht [eine – MZG] philologische oder literaturwissenschaftliche Interpretation eines Textes [...], sondern [...] Systemerprobung der heutigen Sprache [...] an Hand eines Textes“ (Dittmann 1980, 161) – und somit die Beschreibung der Syntax eines einfachen Satzes:

sie erscheint aber nur leistbar vor dem textuellen Hintergrund. Das Ausgehen vom Text zum Satz und dann zu den kleineren Einheiten ist deshalb in der operational-analytischen Grammatik von Anfang an die einzige adäquate Beschreibungsrichtung für die sprachlichen Phänomene [...] (Brinker 1972, 4).

Die erwähnten kleineren Einheiten sind laut Dittmann die Satzglieder, die anhand der Textanalyse als notwendige Bestandteile eines deutschen Satzes ermittelt werden und gleichzeitig syntaktisch-funktionell als identische, gegenseitig ersetzbare Einheiten fungieren (vgl. Dittmann 1993, 252 und Dittmann 1980, 161). Auf diese Weise erfolgt die Einteilung eines Satzes in syntagmatische Einheiten, die ihrerseits aber Paradigmen bilden.

In der „Inneren Form“ definiert Glinz den Begriff des Textes allerdings nicht, er nennt nur einige Merkmale, die bei der Auswahl eines Textes als einer Untersuchungsgrundlage relevant sind: Es handelt sich dabei nicht um beliebige Texte, sondern um solche mit „Stellen künstlerisch gestalteter Sprache, welche uns besonders »dicht« und eindringlich erscheinen und zugleich besonders offen, in ihrem Bau durchsichtig“ (Glinz 1952, 54). Textstellen, die dem damaligen Sprachgebrauch nicht mehr entsprachen, wurden in der Analyse nicht berücksichtigt. Für einen Text, der sich als repräsentative Grundlage für die Erforschung der deutschen Sprache eignet, hielt Glinz „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ von Johann Wolfgang von Goethe sowie den „Grünen Heinrich“ von Gottfried Keller. Zur Überprüfung des aufgestellten Systems von Kategorien zieht Glinz einen kürzeren Text für die Analyse hinzu: Es handelt sich hierbei um Goethes „Briefe aus der Schweiz“ (zweite Abteilung, Brief datiert auf den 12. November 1779) (vgl. Glinz 1952, 469).

Die zu untersuchenden Texte müssen eine gewisse Länge aufweisen und sich nicht auf einzelne Sätze beschränken, damit ein repräsentatives Bild von den im Deutschen vorhandenen Satzgliedern und Wortarten entstehen kann. Sie müssen auch zwingend vollständig untersucht und nicht lediglich nach Beispielen durchgesehen werden, um einen aufgestellten grammatischen Begriff bestätigen oder widerlegen zu können (vgl. Glinz 1958, 37).

Eine nennenswerte Definition des Textes liefert Glinz in einem späteren Werk unter dem Titel „Ansätze zu einer Sprachtheorie“ von 1962. Obwohl diese Definition bereits aus der Phase der Zuwendung zur inhaltsbezogenen Forschung stammt, kann sie auch auf „Die innere Form“ angewendet werden, da sie die Sprache in den gesellschaftlichen Kontext einbettet und den Sprecher als Erzeuger eines Textes berücksichtigt – ähnlich wie bei der bereits oben zitierten Stelle aus „Der inneren Form“ (vgl. Glinz 1952, 37):

[...] sondern sich die ganze Arbeit primär auf Texte und Situationen stützt, also auf menschliche Lebenszusammenhänge und auf die Leistungen, die in diesen konkreten Zusammenhängen durch die Sprache (und oft nur durch die Sprache) vollbracht worden sind und noch vollbracht werden. »Texte« sind in diesem Zusammenhang zu betrachten als »uns vorliegende sprachliche Bewältigungen von Situationen«; »Situationen« sind entsprechend »Aufgaben, die das menschliche Leben stellt und die durch Handeln aller Art, darunter meist auch sprachliches Handeln, zu bewältigen sind« (Glinz 1962a, 9f.).

2.3.3. Methode der Ermittlung der Einheiten

Laut Moskalskaja ist der Ansatz von Glinz in der „Inneren Form“ typisch für den Strukturalismus der 40er und 50er Jahre. Die wichtigsten Charakteristika sind hierbei vor allem „eine streng synchrone Darstellungsweise, ein auf das Satzganze und dessen Gliederung orientiertes, ganzheitliches Verfahren und das Ausgehen vom »Text«“ (Moskalskaja 1975, 19). Auch die Betonung der Systemhaftigkeit der Sprache und Versuche, die systemhaften Zusammenhänge in der Sprache herauszuarbeiten, gehören zu den wesentlichen Merkmalen des Strukturalismus, die in der „Inneren Form“ sichtbar sind. In demselben Maße entstammt die Glinzsche Methodik der oben genannten Forschungsausrichtung – Glinz betont bereits im „Vorbereitenden Teil“ der „Inneren Form“ die Problematik der bisherigen Forschungsmethoden und strebt „nach objektiven, strengen und dem Forschungsobjekt gerechten methodischen Verfahren“ (Moskalskaja 1975, 19).

Die von Glinz ermittelten Einheiten sind nicht sehr strikt in morphologische und syntaktische Kategorien eingeteilt, was Moskalskaja auch als ein Merkmal des Strukturalismus wertet – nämlich die fehlende „übliche Auflösung der Morphologie in der Syntax“ (Moskalskaja 1975, 19).

Glinz verfolgt den Ansatz, „die Grammatik der Sprache als einen durch seine Funktion zusammengehaltenen einheitlichen Mechanismus zu begreifen, dessen Teile durch gegenseitige Abhängigkeiten und Wechselbeziehungen miteinander verbunden sind und nur mit Bezug aufeinander bestimmt und beschrieben werden können“ (Neumann 1967, 65). Neumann betont, dass die Untersuchungen des Deutschen nach dem oben genannten Muster in der deutschsprachigen Linguistik relativ selten sind. Er hebt die Rolle von Glinz und seinem Ansatz in der deutschen Grammatikforschung hervor und kritisiert gleichzeitig Johannes Erben und Paul Grebe, den Herausgeber von Duden, die auch versucht haben, eine Beschreibung des Deutschen in dem oben genannten Tenor durchzuführen. Erbens Versuch in dem „Abriß

der deutschen Grammatik“ von 1958 beschreibt Neumann als „halb bewußt“, „wie spontaner Intuition erwachsen“, die Untersuchung in Duden (1959) sei dagegen „nicht konsequent zu Ende geführt“ (vgl. Neumann 1967, 65). Laut Homberger grenzt sich Glinz durch die Bezeichnung seines Ansatzes als „ein struktural-operational begründetes und damit im Gegensatz zu früheren Arbeiten intersubjektiv nachprüfbares Verfahren“ (Homberger 1993, 92) methodisch von anderen Verfahren, unter anderem von Johannes Erben, ab (vgl. Glinz (1965): Deutsche Syntax, 66f., zit. nach Homberger 1993, 92).

In der Sekundärliteratur lassen sich diverse Begriffe finden, die den Ansatz von Glinz beschreiben – einen einheitlichen Terminus gibt es allerdings nicht.

Glinz beschreibt „seinen eigenen grammatischen Ansatz als operationale »verstehens-erhellende« Grammatik [...]“ (Gipper 1972, 277) bzw. als „strukturalistisch-empiristisch“ (Glinz 1961, 8). Helbig verwendet als Bezeichnung einen ähnlichen Begriff und zwar „empirisch-strukturell“ (Helbig 1964, 10). Bei Homberger findet man folgende Bezeichnungen: „ein empirisch-operationales Verfahren“ sowie „struktural-operational begründetes [...] Verfahren“ (Homberger 1993, 92). Baumgärtner spricht von einer synchronischen, nichtnormativen Syntax, die experimentell aufgebaut wurde (vgl. Baumgärtner 1965, 1191). In seinem Buch „Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse“ von 1972 bezeichnet Brinker den Glinzschen Ansatz als operational-analytische Grammatik des Deutschen, deren zentraler Bestandteil die operationale Satzgliedanalyse sei (vgl. Brinker 1972, 1).

Das Gemeinsame an den oben aufgeführten Begriffen ist, dass sie im Kern folgende Konzepte haben: Empirie, Operation(en), Struktur bzw. Strukturalismus, die – zwar in diversen Zusammenstellungen und mit unterschiedlichen Wortbildungen der genannten Begrifflichkeiten – den Glinzschen Ansatz kurz, aber genau beschreiben.

Nun folgt die Beschreibung der Methode, die Glinz zur Untersuchung von Einheiten eines deutschen Satzes entwickelt hat. Das Gesamtkonzept besteht aus drei Elementen, die zur Analyse des Deutschen und Ermittlung seiner Bausteine nacheinander zur Anwendung kommen – es sind der Begriffsentwurf, das Experiment und die anschließende Analyse der Ergebnisse des Experiments.

Wichtig ist dabei zum einen, dass Glinz bereits bei dem Begriffsentwurf seine Kategorien anhand des beobachtbaren Bezeichnenden (im Sinne von de Saussure) schafft. Der Grund dafür ist, dass die Inhalte seiner Auffassung nach „nur erlebt werden können“ und „eine objektive Prüfung von außen viel weniger möglich ist“ (vgl. Glinz 1952, 17f. und 51, zit. nach Helbig 1973, 30). Damit wählt Glinz einen ähnlichen Weg wie Charles Fries in seinem Buch „The structure of English“ von 1952, der „nicht den Weg vom Inhalt zur Sprachform, sondern von den strukturell ermittelten Spracheinheiten zu dem entsprechenden Denkinhalt oder – um mit Glinz selbst zu sprechen – vom Experiment zur Interpretation“ (Helbig 1974, 221)

gegangen ist. Diese Übereinstimmung in der Vorgehensweise stellte Glinz selbst während des VII.-ten Internationalen Linguistenkongresses in London in 1952 fest (vgl. Glinz 1961, 4).

Die erste Stufe – der Begriffsentwurf – stellt also eine Hypothese über den Ausgang des Experiments und seine Ergebnisse dar (vgl. Helbig 1974, 221). Dabei lehnt Glinz sowohl die Erkenntnisse als auch die Terminologie der bisherigen Grammatik ab, um die neuen Ergebnisse nicht zu verfälschen:

Freilich müssen wir im Anfang so vorgehen, wie wenn alles nochmals zu leisten wäre. Wir treten mit unserm Experimentierverfahren an die Sprache heran, ohne die vertrauten Begriffe wie Satz, Wort, Substantiv, Verb, Adverb, Subjekt, Prädikat usw. anzuwenden, ja wir schalten sie bewußt aus. Wir müssen «naiv» anfangen, um wirklich prüfen zu können, was uns Jahrzehnte lang selbstverständliche Grundlage war (Glinz 1952, 59).

Dabei muss angemerkt werden, dass Glinz bei der Aufstellung der hypothetischen Kategorien in der ersten Phase des Begriffsentwurfs nicht um jeden Preis bemüht ist, neue Begriffe und Entitäten einzuführen. Soll man bei dem danach folgenden Experiment auf Entitäten stoßen, die den traditionellen Kategorien und Begriffen ähneln oder gar entsprechen, so müssen diese Kategorien nach den neuen Kriterien geprüft werden:

Stoßen wir bei unserm Gang auf schon bekannte und gefaßte grammatische Kategorien, dann suchen wir daher nicht alle zugehörigen Einzelstücke neu heraus, sondern prüfen nur eine Reihe typischer Vertreter nach unserm neuen Kriterium (Glinz 1952, 59).

Diese Vorgehensweise beschreibt Glinz im Kapitel „Abkürzung des Weges durch kritische Benutzung der bisherigen Grammatik“ und betrifft folgende Kategorien der traditionellen Grammatik wie Kasus oder Genus, die nach der kritischen Hinterfragung letztendlich übernommen werden.

Die aufgestellte Hypothese über eine grammatische Kategorie wird während des Experiments, das als zweiter Schritt fungiert, verifiziert. Laut Moskalskaja spielt es sowohl in der Forschungsmethode von Glinz als auch generell in außerdeutschen strukturalistischen Forschungsrichtungen eine sehr große Rolle (vgl. Moskalskaja 1975, 19f.) und erinnert dadurch an die junggrammatische Tradition, die versuchte, sprachwissenschaftliche Probleme mit den Methoden der Naturwissenschaften zu untersuchen – in diesem Tenor ist auch die Untersuchung der grammatischen Kategorien in der „Inneren Form des Deutschen“ gehalten. Den gesamten Vorgang des Experiments beschreibt am besten ein Zitat aus der „Inneren Form“:

Wir legen, um immer wieder einen wirklichen Gegenstand vor uns zu haben [...], einen bestimmten Text zugrunde und betrachten ihn in Stücken verschiedensten Umfangs, von der kleinsten klanglichen Einheit und ihren Teilen bis zu zusammenhängender Rede mehrerer Seiten. Aber wir nehmen diese Stücke nun nicht passiv auf, sondern versuchen sie zu manipulieren. Wir lassen sie von verschiedenen andern vorlesen, sprechen sie selbst in verschiedener Art und prüfen, inwiefern der Klang dabei gleich bleibt und inwiefern er sich verändern kann. Wir lassen einzelne Stücke weg und fügen andere hinzu, stellen Einzelzeichen innerhalb eines Komplexes um und erproben dabei immer an uns selbst und andern, ob die Ergebnisse der Änderungen wieder richtiges Deutsch sind, welche Inhaltsänderungen allgemein festgestellt werden, wieweit Umstellung oder Ersatz einzelner Teile gehen kann usw. Wir experimentieren gewissermaßen am sprachlichen Mechanismus wie ein Chemiker oder Physiker mit seinen Stoffen oder ein Mechaniker mit

seinem Motor: Wir nehmen Teile weg, wechseln sie aus, stellen sie um, fügen neue hinzu usw., und beobachten bei alledem, was passiert, d. h. wie sich das Erleben der Bedeutungen bei uns und andern verändert. Dabei verwenden wir für all diese Änderungen nicht nur Vergleichsstellen, die wir im Texte selber finden, sondern ziehen frei heran, was sich uns spontan darbietet. Wir treiben also nicht philologische oder literaturwissenschaftliche Interpretation eines Textes aus dem Texte selbst, sondern wir treiben Systemerprobung der heutigen Sprache, unserer Sprache, an Hand eines Textes (Glinz 1952, 53f.).

Hervorzuheben sind folgende Begriffe, die das gesamte Konzept des Experiments bezeichnen: der Text als die Untersuchungsgrundlage (dieser Bereich wurde im vorigen Kapitel bereits erläutert), das „Manipulieren“ – gemeint sind hier die Glinzschen Operationen bzw. Proben, die „verschiedenen andern“ – andere Sprecher, die die Proben durchführen und ihre Ergebnisse bewerten können, „richtiges Deutsch“ als notwendiges Kriterium bei der Durchführung der Spracherprobung sowie die „heutige Sprache“ – der Gegenstand der Untersuchung, der auch bereits ausführlich behandelt wurde. An dieser Stelle muss noch betont werden, dass die Untersuchung einen synchronen Charakter hat.

Das Experimentierverfahren von Glinz besteht aus Proben, die syntaktische Funktionen herausbilden und die Begriffsbildung absichern sollen. Laut Forsgren soll dabei beobachtet werden, „wie sich eine Konstante zu verschiedenen Variablen verhält. Dadurch können Begriffe voneinander abgegrenzt und verborgene Relationen, Diskrepanzen und Übereinstimmungen nachgewiesen werden“ (Forsgren 2000, 668).

Laut Homberger gibt es allgemein gesehen drei Gruppen von Verfahren, die Glinz systematisch zur Ermittlung von Einheiten anwendet. Das erste Verfahren kann als operational bezeichnet werden und dient der Abgrenzung von Satzgliedern bzw. Stellungsgliedern voneinander mithilfe der Umstellprobe und der Ersatzprobe. Das zweite Verfahren ist formaler bzw. morphologischer Natur und hilft bei der Einteilung der bereits ermittelten Satzglieder in fallbestimmte Größen und fallfremde Angaben. Das letzte Verfahren, das als analytisch oder semantisch bezeichnet werden kann, dient der Klassifikation von Restelementen mithilfe von Hilfsfragen (vgl. Homberger 1993, 63). Piitulainen betont den Primat des morphologischen Kriteriums, das im Vordergrund bei der Ermittlung von Satzgliedern steht, was man an der Einteilung der Satzglieder in verbale, fallfremde, fallbestimmte und komplexe erkennen kann. Zur Anwendung kommen laut Piitulainen aber auch syntaktische Kriterien, was von ihr kritisiert wird, weil das Glinzsche Modell somit nicht durch einheitlich angewendete Kriterien zustande kommt (vgl. Piitulainen 1980, 337f.).

Die wichtigsten Proben, die bei Glinz Anwendung finden, sind die Klangprobe, die Verschiebeprobe, die Ersatzprobe und die Weglassprobe. Darüber hinaus arbeitet Glinz bei der Untersuchung einiger Phänomene mit der Begleitformprobe, Drittgliedprobe sowie mit der Umsetzprobe. Diese Proben, die zur Ermittlung des Satzes, der Satzglieder sowie der Wortarten dienen, werden in einem getrennten Kapitel behandelt, um eine geordnete Übersicht zu gewähren.

Wichtig für den Prozess der Spracherprobung ist der Charakter des Experiments. Wie Glinz berichtet ist das von ihm entwickelte Verfahren nicht rein mechanisch, da der Forscher bei jedem vorgenommenen Schritt erneut entscheiden muss, ob das Ergebnis des Experiments noch als richtiges Deutsch gilt oder nicht mehr. Der Vorteil des Verfahrens liegt eindeutig darin, dass die Ergebnisse jederzeit von denjenigen verifiziert werden können, die Deutsch sprechen und verstehen (vgl. Glinz 1952, 54) und darin, dass das Experiment prinzipiell wiederholbar ist.

Mit diesem Charakter des Verfahrens hängt unmittelbar der Sprecher des Deutschen zusammen – die bereits oben genannten verschiedenen Anderen. Diese haben die Möglichkeit, eine objektive Bewertung der Ergebnisse vorzunehmen und zwar dank den technischen Mitteln der Aufnahme und dem wiederholten Vorspielen, die dem Forscher zur Verfügung stehen. Somit kann die Bewertung durch mehrere Sprecher bzw. Beobachter vorgenommen werden und wird zu „[einem] intersubjektiv nachprüfbar[e]n Verfahren“ (Homberger 1993, 92).

Nachdem das gesamte Grammatikmodell erstellt und die grammatischen Kategorien interpretiert wurden, erfolgt eine generelle Überprüfung des gesamten Systems. Diese erfolgt auf Basis eines Textes, der Goethes „Briefen aus der Schweiz“ (zweite Abteilung, Brief datiert auf den 12. November 1779) entnommen wurde. Um die Schichtigkeit der Zusammenhänge darstellen zu können, werden die analysierten Sätze des oben genannten Textes auf einen langen Streifen geschrieben, um dann die anschließende Analyse linear durchführen zu können (vgl. Glinz 1952, 469).

Eine wichtige Aufgabe des Experiments ist, die Grenzen – Piitulainen spricht von den „formalen Werten“ (Piitulainen 1980, 111) – für die danach folgende Interpretation zu liefern, „innerhalb welcher sich die Interpretation bewegen kann und muß. Es liefert Einheiten und Kategorien im Umriß und verlangt nur noch ihre «Füllung»“ (Glinz 1952, 58). Ein umgekehrtes Vorgehen, das nicht von der Struktur, sondern primär von den Inhalten ausgehen würde, könnte dazu führen, dass sowohl die Anzahl als auch die Grenzen und Charakter der gebildeten Kategorien falsch aufgestellt werden könnten (vgl. Glinz 1952, 58).

Als der dritte Schritt in der Aufstellung der Kategorien fungiert die Interpretation, in der die Resultate des Experiments geordnet, mit Inhalt versehen und benannt werden und somit aus dem Begriffsentwurf ein Begriff geschaffen wird. Laut Piitulainen ist „für volles Verstehen und Bestimmen aller durch Experimentieren gefundenen sprachlichen Einheiten und Kategorien eine inhaltliche Deutung, eine Interpretation nötig“ (Piitulainen 1980, 111). Um die beiden Vorgänge – das Experiment und die Interpretation – deutlich voneinander abzugrenzen, kann man sich auf Helbig berufen: Er geht davon aus, dass das Glinzsche Experiment das reine „Funktionieren“ der Sprache im strukturell-dynamischen Sinne im Fokus hat, der Inhalt (als Ergebnis der Interpretation) aber im statischen, nichtreferentiellen Sinne verstanden wird –

„als eine Art „structural meaning“, das – ebenso wie bei Fries – eine 1:1-Entsprechung von Sprachform und Sprachinhalt voraussetzt“ (Helbig 1973, 30).

Die Zuordnung der ermittelten Einheiten zu bestimmten Kategorien und somit die Zuordnung des Inhalts erfolgt auf Grund ihrer punktuellen Funktion innerhalb eines Satzes. So können manche Einheiten mehreren Kategorien angehören, wie das Wort „bei“, das abhängig von seiner Funktion im Satz als ein Verbzusatz oder ein Fallfügteil vorkommen kann. Glinz geht nämlich davon aus, dass „wir den so bestätigten Formen einen bestimmten Inhalt zuschreiben können, der ihnen nicht nur kraft ihrer allgemeinen Bedeutung, sondern speziell durch die besondere [...] Prägung zukommt“ (Glinz 1952, 99). Dies wäre mit dem Wittgensteinschen Prinzip zu vergleichen „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (PU 43).

Die Zuordnung der Denkinhalte zu den ermittelten formalen Werten soll laut Glinz „nicht auf der Grundlage einer ‘conscience collective’ aller Sprachteilhaber, sondern auf der Grundlage einer ‘conscience individuelle’“ (Dittmann 1980, 161) erfolgen. Dabei muss allerdings – um die Wissenschaftlichkeit des Verfahrens zu wahren – klar sein, welche Anteile der Interpretation auf den Ergebnissen der Spracherprobung basieren und welche auf der sprachlichen Erfahrung eines Einzelnen fußen (vgl. Glinz 1952, 58); Glinz spricht in diesem Kontext von dem „eigene[n] und fremde[n] Parole-Erleben des Zeichens oder der Kategorie“ (Glinz 1952, 57). Er hält das Verfahren immer noch für wissenschaftlich fundiert, wenn die Voraussetzung erfüllt ist, dass die Interpretation „mit kritischer Besonnenheit durchgeführt wird“ und wenn „die stete Kontrollmöglichkeit gewährleistet [ist – MZG], welche zum Wesen wissenschaftlicher Arbeit gehört“ (Glinz 1952, 58).

Die Ergebnisse der Spracherprobung sind laut Glinz entweder objektiver oder subjektiver Natur. Objektive Ergebnisse liegen vor, weil Glinz glaubt, ein „spracheigenes Kriterium“ gefunden zu haben, „das unsere Selbstbeobachtung leitet und nötigenfalls korrigiert, und das auch eine Kontrolle durch andere Teilhaber der gleichen Sprachgemeinschaft ermöglicht“: dieses Kriterium ist eben die „Systemnatur der Sprache“ (Glinz 1952, 52; vgl. auch Dittmann 1980, 161). Das bedeutet, dass die Ergebnisse dann objektiv sind, wenn der Beurteiler eindeutig „ja“ oder „nein“ antworten kann, wenn es um die sprachliche Richtigkeit der ihm präsentierten, während der Systemerprobung manipulierten Ausdrücke geht. Dagegen sind die Ergebnisse subjektiv, wenn ihre Interpretation „eine Bestimmung des Grades, des Inhaltsunterschiedes und des Inhalts selbst erforder[t]“ (Glinz 1952, 55).

Manche Analysen werden von Glinz mit einer besonderen Berücksichtigung der semantischen Aspekte der deutschen Sprache durchgeführt, wie beispielsweise die Interpretation der Verbformen in Kapitel III der „Inneren Form des Deutschen“. Diese Beschäftigung mit der inhaltlichen Seite der ermittelten Einheiten ist kein Einzelfall innerhalb des Glinzschen

Grammatikmodells. Aus diesem Grund wird seine Grammatik von manchen Rezensenten als inhaltsbezogen betrachtet.

Manche Ergebnisse der sprachimmanenten Experimente können keinem der entworfenen grammatischen Begriffe zugeordnet werden. Die Stärke des Glinzschen Grammatikmodells besteht zum einen darin, dass diese Beobachtungen nicht aus dem System herausinterpretiert, sondern als Ausnahmen anerkannt werden. Zum anderen passt Glinz die bereits bestehenden grammatischen Kategorien nicht an, um die Ausnahmefälle trotzdem kategorisieren und somit ein vollkommenes System entwickeln zu können, da er stets von der Annahme ausgeht, dass jegliche Abweichungen im System auf die in der „Inneren Form“ mehrmals betonte Unvollkommenheit der Sprache zurückzuführen sind. Die Schaffung eines „geschlossene[n] und widerspruchsfrei[e]“ Systems ist unmöglich, weil

es [...] im Widerspruch mit der Natur der Sprache [steht], die eben auch kein vollkommenes Gebilde ist, sondern eine vielfach überarbeitete, stets wieder geänderte, aber nie ganz umgebaute, immer nur geflickte und notdürftig angepaßte, sich in jedem Teilhaber etwas anders spiegelnde Gemeinschaftsschöpfung der Menschen – eine Schöpfung, die sich zwar bei aller ihrer Unvollkommenheit doch immer nach gewissen Ideal-Richtlinien formt, stets auf dem Wege ist zu einem klareren, folgerichtigeren Bau, und die doch dieses Ziel, nach dem sie ewig strebt, ewig nie erreicht (Glinz 1952, 466f.).

Neben der Zuschreibung der Inhalte zu den Ergebnissen des Experiments gehört zu den Aufgaben der Interpretation auch die Schaffung entsprechender Termini zur Benennung der neu aufgestellten Kategorien⁸. Dieser Bereich wird allerdings in einem getrennten Kapitel behandelt.

Die Neuartigkeit der Glinzschen Methode der Untersuchung des Deutschen in Form von sprachimmanenten Experimenten wird von mehreren Forschern betont. Piitulainen schreibt, dass Hans Glinz in der germanistischen Sprachwissenschaft in der Regel als erster gilt, „der die empirisch-strukturellen Methoden im grösseren Raum auf deutschem Sprachgebiet und auf die deutsche Sprache verwendet hat“ (Piitulainen 1980, 109f.). Bei ihrer Äußerung stützt sie sich auch auf Meinungen von Gerhard Helbig (vgl. Helbig 1971a, 226) und Klaus Brinker (vgl. Brinker 1972, 94) (vgl. Piitulainen 1980, 110). In einem anderen Werk spricht Helbig auch davon, dass das Neue an der Glinzschen „Inneren Form des Deutschen“ die erstmalige Anwendung von empirisch-strukturellen Methoden in größerem Rahmen auf deutschem Sprachgebiet und für den Gegenstand der deutschen Sprache (vgl. Helbig 1964, 10).

Auch Homberger begrüßt die neuartige Methode von Glinz, da diese die Abgrenzung und Inventarisierung mithilfe eines empirisch-operationalen Verfahrens im Vordergrund hat, indem sie die Ersatzprobe und die Umstellprobe zur Ermittlung der Satzglieder bzw. der Stellungsglieder verwendet. Die Ermittlung erfolgt auf der Satzoberfläche und hat zur Folge

⁸ Vgl. dazu Glinz, Hans (1958): Begriffsentwurf, Experiment und Interpretation und ihre Rolle in verschiedenen Richtungen der Sprachwissenschaft. In: Moser, Hugo (Hrsg.) (1962): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 36-41

die o. g. Abgrenzung der Konstituenten – zum einen sind es reine Stellungsglieder, zum anderen Satzglieder. Laut Homberger können diese Entitäten übereinstimmen oder sich zumindest sehr ähnlich sein, allerdings sind sie unterschiedlich motiviert – die Stellungsglieder sind Elemente der syntaktischen Ebene, die Satzglieder dagegen sind tiefer liegend in der Satzstruktur und sind teils semantisch und teils pragmatisch motiviert (vgl. Homberger 1993, 63).

Glinz hat die genannten Methoden zwar als erster in Deutschland/im deutschsprachigen Raum verwendet, die Vorgehensweise war im internationalen Vergleich zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht neu (vgl. z. B. Hermodsson 1955, 256; zit. nach Piitulainen 1980, 110). Die Operationen, die von Glinz „Proben“ genannt wurden, wurden im amerikanischen Strukturalismus seit längerer Zeit angewendet (vgl. Helbig 1964, 10).

Das soll allerdings das Verdienst von Glinz` IF in keiner Weise einschränken; denn was in Amerika und am Gegenstand der englischen Sprache entwickelt worden war, stand für das Deutsche noch aus. Und daß Glinz die amerikanischen Vorarbeiten nicht kannte, spricht andererseits für seine Methode, die er selbständig und unabhängig entwickelt hat (Helbig 1964, 10).

Eine bedeutende Leistung von Glinz ist somit die Einführung des Experimentierverfahrens in die moderne deutschsprachige Linguistik und der Transfer von Proben in den Bereich des muttersprachlichen Deutschunterrichts, was noch in weiteren Teilen der Dissertation ausführlich thematisiert wird.

2.3.4. Spracherprobung bei Glinz – Beschreibung der einzelnen Proben

Die erste zu beschreibende Probe ist die sog. Stimmführung. In der Sekundärliteratur über Glinz findet sich zum Beispiel auch der Terminus „Klangprobe“ zur Benennung dieses Verfahrens (vgl. Moskalskaja 1975, 20), Glinz spricht allerdings durchgehend von der „Stimmführung“.

Laut Glinz ist der Klang

[f]ür den modernen, an Mathematik und Naturwissenschaft geschulten Beobachter [...] das erste und objektivste, was er an der Sprache beobachten kann. Tatsächlich haben wir hier einen physikalischen Vorgang vor uns, den wir beobachten, wenn nötig messen und (durch Aufnahme auf Platten) festhalten können. Das Urteil ist nicht auf den Beobachter allein beschränkt, sondern die Tatsachen sind objektiv und materiell kontrollierbar (Glinz 1952, 44).

Die Glinzsche Untersuchung bietet somit einen Vorteil gegenüber der primären Untersuchung von Inhalten, die ausschließlich über subjektives Erleben zugänglich sind (vgl. Glinz 1952, 44). Aus diesem Grund verwendet Glinz eben den Zugang über das Bezeichnende – um bei dem Grundgedanken zu bleiben, der Satz sei wie jedes Zeichen eine Vereinigung des Bezeichnenden und Bezeichneten – mit dem Ziel, den Satz als eine der Grundeinheiten der Sprache zu definieren. Die Objektivität der Untersuchung und der daraus folgenden Ermittlung

des Satzes zeigt sich dadurch, dass alle Sprecher anhand des Klanges eine gleiche Einheit als Satz erkennen und dass diese Fähigkeit „beim Hören völlig unbekannter und unverstandener Sprache nicht verloren“ (Glinz 1952, 45) geht. Die Hörer sind aufgrund der Sprechweise in der Lage zu erkennen, wo der Satz beginnt und endet, da sie diese Grenzpunkte anhand des vom Sprecher geschöpften Atems, des ausklingenden Tons sowie der Schwankungen in der Tonlage erkennen können (vgl. Glinz 1952, 45). Im Idealfall soll der Text so leise vorgelesen werden, dass die Wörter als bedeutungstragende Einheiten nicht mehr getrennt wahrgenommen werden können, sondern der Hörer nur in der Lage ist, die Stimmbewegung zu erfassen und einen Satz von den anderen auf diese Weise zu trennen (vgl. Glinz 1952, 73). Bei Zweifeln kann der Prozess der Erkennung dieser Grundeinheit problemlos wiederholt werden, was zur Objektivität der Untersuchung beiträgt. Zu dieser Methode gehört nicht nur passives Hören, sondern auch aktives Vorlesen von Texten, um sie in Grundeinheiten „Satz“ einzuteilen. Laut Glinz soll man hier Texte selbst laut vorlesen und möglichst viele Sprecher vorlesen lassen und bei der Erkennung von Sätzen die grammatische Gliederung außer Acht lassen. Laut Glinz ergibt sich auch beim eigenen Vorlesen eine Einteilung der zusammenhängenden Rede in Sätze anhand der Stimmführung und des Atems, und zwar unabhängig davon, wie die Tonhöhe, Tonstärke sowie die Ateemeinsätze zum Einsatz kommen – die letztendliche Gliederung ergibt sich sowieso sehr ähnlich (vgl. Glinz 1952, 71f.). Diese aktive Seite der Stimmprobe ist methodisch unter Umständen sehr problematisch, da die Leser bzw. Sprecher sich bei dem Vorlesen der Texte und Erkennung von Sätzen doch auf solche satzbegrenzenden Signale stützen können wie Interpunktion oder Grammatik. Selbst Glinz gibt zu, dass die Gliederung in Sätze „unwillkürlich beim eigenen Lesen“ (Glinz 1952, 71) erfolgt. Da sich diese Arbeit ausschließlich deskriptiv mit dem Glinzschen Modell und seiner Wirkung auseinandersetzt, wird der möglichen weiteren Kritik an dem Verfahren der Stimmführung nicht mehr nachgegangen.

Aus der beschriebenen Probe „Stimmführung“ ergibt sich folgende Definition des Satzes:

Die Einheit des stimmlichen Hinsetzens, das in einem Zuge und unter einem Atem hervorgebrachte sprachliche Gebilde, das nennen wir einen Satz. Der Satz ist die kleinste Sprechereinheit, die kleinste «Hervorbringungseinheit», die kleinste Atemeinheit der normal dahinfließenden Rede (Glinz 1952, 74).

Es muss noch betont werden, dass nur der Satz als Ganzes auf diesem Weg ermittelt werden kann; bei zusammengesetzten Sätzen ist es laut Glinz nicht möglich, eindeutig anhand der Stimmführung die Teilsätze zu bestimmen – dort müsste der Aspekt des Inhalts zum Teil berücksichtigt werden, was aber der Definition des Satzes als die primäre Einheit des Bezeichnenden widersprechen würde (vgl. Glinz 1952, 72 und 74).

Die zweite wichtige Probe wird von Glinz „Verschiebeprobe“ bzw. „Stellungsprobe“ genannt, die in der deutschsprachigen Linguistik bereits von Drach eingesetzt wurde, wie Glinz berichtet:

Die Fruchtbarkeit von Verschiebeprobe war durch Drach 1937 überzeugend demonstriert worden, aber es war keine Verbindung mit den grammatischen Begriffen im engeren Sinn (Wortart- und Satzgliedbegriffen) hergestellt worden, sondern diese Begriffe wurden in ihrer traditionellen Fassung ungeprüft übernommen und bestenfalls mit einem neuen Namen versehen (Glinz 1973, 2).

Glinz verwendet die Verschiebeprobe vor allem, um die Stellungsglieder als selbständige Satzelemente zu ermitteln, um zwischen den Haupt- und Untergliedern zu unterscheiden und um die Topologie des Satzes zu beschreiben.

Die Verschiebeprobe wird auf folgende Art durchgeführt:

Wir nehmen in unserm Versuchstext einen Einbogensatz nach dem andern und versuchen ihn so umzuformen, daß die einzelnen Wörter gleich bleiben und auch der Gesamtsinn nicht völlig verloren geht, wenn er sich auch notwendigerweise bei jeder Manipulation etwas ändert (Glinz 1952, 85).

Diese Methode führt dazu, dass die im Zitat erwähnten Wörter nicht immer einzeln verschoben werden, sondern nur zusammen mit anderen Elementen, sodass die umgestellten Blöcke entweder aus einem Wort bestehen oder komplex sind. Somit kann auf einer Seite festgestellt werden, welche Elemente strukturell zusammenhängen und welche nicht. Zum anderen kann auch die Selbständigkeit der einzelnen Satzelemente überprüft werden, da nur diejenigen Stücke, die allein verschiebbar sind, auch selbständig sind. Glinz bezeichnet diese Blöcke als „Zwischenglieder zwischen Wort und Satz“, als „Stellungsglieder“, die folgendermaßen charakterisiert werden: „kleinste sinnvoll verschiebbare Einheit im Satz, zugleich höhere Bedeutungseinheit“ (Glinz 1952, 87).

Die Stellungsglieder, die – unabhängig von ihrer Komplexität – selbständig, d. h. allein verschiebbar sind, bezeichnet Glinz als Hauptglieder. Diese können aber aus weiteren Elementen bestehen, die nur einen Teil des Hauptglieds bilden. Solche Gliedteile werden als Unterglieder bezeichnet und können mittels der Verschiebeprobe sowie der Ersatzprobe ermittelt werden, da sie immer ausschließlich mit dem Bezugselement verschoben werden können. Dies kann am Beispiel eines Attributs in Genitiv dargestellt werden: Laut Glinz sind Genitive angeschlossene Größen, die keinen eigenen unabhängigen Rang im Satz haben, da sie sich nicht auf den Satz als Ganzes beziehen, sondern ihre Beziehung zum Satz geht mittelbar über den Kern (das Hauptglied), dem sie angeschlossen sind (vgl. Glinz 1952, 234). Auch folgendes Beispiel findet sich bei Glinz: „Für «*soviel*» ist die Stellungsprobe eindeutig. Ablösung ist unmöglich, man kann nicht etwa sagen «*wo viel Abenteuer so geleuchtet hatten*» oder «*so hatten viel Abenteuer geleuchtet*»“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 238).

Die Stellungsprobe beschreibt auch die Hierarchie der Unterglieder innerhalb eines Hauptgliedes, das aus mehreren Untergliedern besteht:

das primäre Stück steht zu hinterst, das sekundäre einen Platz weiter vorn, das drittrangige zwei Plätze weiter vorn, usw. [...] Dann bildet die Größe den Kern, und je weiter eine Angabe von diesem Kern entfernt ist (d. h. je weiter vorn sie steht), umso indirekter ist ihre Beziehung zum Kern (Glinz 1952, 242f.).

Als Beispiel nennt Glinz die folgende Phrase: „ganz überraschend stark ausgebaute Linien zwischen den Stützpunkten des ersten Regiments der Division“ (Glinz 1952, 243).

Die Tatsache, ob die Elemente selbständig sind oder von anderen abhängen – also ob es sich um Hauptglieder oder Unterglieder handelt – hat auch Einfluss auf die Bedeutung des Satzes. Die Verwendung der Verschiebeprobe ermöglicht, die Verhältnisse auf der Ebene der Stellungsglieder zu klären und somit die unterschiedlichen Bedeutungsvarianten:

[...] *Erst spät in der Nacht legte ich mich zu Bette bei offenem Fenster.*

[...] Bei «*spät in der Nacht*» zeigt schon das Leitglied, daß «*erst spät*» und «*in der Nacht*» zu einem Hauptglied zusammengenommen sind, obwohl auch jedes von ihnen allein ein solches Glied bilden könnte: «*Erst spät legte ich mich in der Nacht zu Bette, in der Nacht legte ich mich erst spät zu Bette.*» Die Umstellungen zeigen freilich, daß die Zusammenfassung der beiden Stellungsglieder zu einem Hauptglied einen besondern Wert ergibt, der bei getrennter Aufführung der Glieder verschwindet [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 213).

Die Verschiebeprobe bzw. die Stellungsprobe erfüllt auch die Aufgabe, Stellungsregularitäten innerhalb des Satzes zu beschreiben – deswegen ist sie mit der klassischen Permutation nicht zu vergleichen, wie Engel berichtet:

Zur Verschiebeprobe s. Glinz, Innere Form, S. 85ff. u. a., [...] Die Verschiebeprobe hingegen – sie ist keineswegs mit der Permutation identisch – konnte offenbar am ehesten an der deutschen Sprache entwickelt werden, die mit ihrem Doppelaspekt von Stellungsfreiheit im ganzen und strikter Regelung im einzelnen zu solchen Verfahren geradezu herausfordert (Engel 1969, 49).

Glinz nutzt die Stellungsprobe, um u. a. die Belegung des Endplatzes im Satz zu untersuchen und aufgrund dessen diejenigen Satzelemente zu ermitteln, die durch diesen Endplatz in strukturelle Nähe des Leitglieds geraten (vgl. Glinz 1952, 136). Solche Einheiten bilden zusammen mit dem Leitglied das Vorgangsgefüge, das Glinz folgendermaßen charakterisiert: „Das Vorgangsgefüge erscheint nicht als ein Glied im Satz, sondern es umfaßt den Satz, ja es ist eigentlich der Satz selbst, oder mindestens das feste Gerüst des Satzes, sein Rahmen“ (Glinz 1952, 328).

Mittels der umgekehrten Verschiebeprobe stellt Glinz fest, dass zum Vorgangsgefüge unter anderem diejenigen Elemente gehören, die sich gar nicht verschieben lassen und zeigt das anhand des folgenden Satzes: „wurde der Faden seiner Ideen durch die Eingriffe des Streitenden oft zerrissen“. Die inneren Elemente lassen sich problemlos verschieben, starr bleiben die Einheiten „wurde“ und „zerrissen“, die sich laut Glinz eindeutig als Rahmen herausstellen (vgl. Glinz 1952, 328f.). Als Fazit fasst Glinz zusammen, dass sich die Größenglieder und Angaben durch die Umstellung als Füllung des Rahmens zeigen, während als Rahmen das Leitglied, das Nennglied und die Vorgangszusätze fungieren (vgl. Glinz 1952, 332f.). Im Laufe weiterer Untersuchungen wird die Verschiebeprobe regelmäßig verwendet, um die Rahmenfestigkeit z. B. von Vollzugsformen zu überprüfen (vgl. Glinz 1952, 353ff.).

Des Weiteren untersucht Glinz mit der Verschiebeprobe, die er mit der Ersatzprobe ergänzt, die Platzfestigkeit von fallfremden Gliedern, um diese zu beschreiben (vgl. Glinz 1952, 219).

Die bereits erwähnte Ersatzprobe spielt eine große Rolle in dem Glinzschen Modell. Die ersten Ansätze dieser Probe entdeckte Glinz bei Jost Trier in Form eines „sprachlichen Feldes“, das einen Anstoß zu systematischen Ersatzproben bei Glinz gegeben hat (vgl. Glinz 1973, 2).

Zu der Glinzschen Ersatzprobe äußert sich Engel wie folgt:

Die Ersatzprobe entspricht genau dem Substitutionsverfahren, das, letzten Endes auf die phonologischen Arbeiten der Prager Schule zurückgehend, in der strukturellen Sprachwissenschaft große Bedeutung erlangt hat; vgl. etwa Harris, *Linguistics*, S. 30ff., S. 243ff. u. a. (Engel 1969, 49).

Grundsätzlich wird die Ersatzprobe so durchgeführt, dass ein Wort gegen ein anderes ausgetauscht wird, ohne dass die Umgebung davon morphosyntaktisch beeinflusst wird (vgl. Glinz 1952, 89).

Die Bedingungen der Ersatzprobe beschreibt Glinz wie folgt:

[...] müssen wir nun sorgfältig darauf achten, daß der Ersatz nicht neben dem zu Ersetzenden stehen kann, sondern dieses wirklich nach seiner besonderen Prägung «ersetzt», nicht nur ergänzt. In «*er schreibt einen Brief*» wäre also «*seinem Vater*» kein Ersatz für «*einen Brief*», denn die beiden können nebeneinanderstehen «*er schreibt seinem Vater einen Brief*». Wirkliche Ersatzstücke für «*einen Brief*» sind dagegen «*eine Karte, einen Satz, eine Meldung, einen Bericht*». Sie können nicht als besondere Glieder neben dem zu Ersetzenden stehen, sondern nur statt des zu Ersetzenden oder dann mit ihm gemeinsam in gleichartiger Gruppe: «*einen Brief und eine Karte, eine Meldung oder einen Bericht*» usw. [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 154).

Das gleichzeitige Funktionieren des ersetzten und des ersetzenden Elements ist nicht das einzige Kriterium bei dem Einsatz der Ersatzprobe – auch die inhaltliche Verträglichkeit ist insofern relevant, dass in z. B. «*er schreibt mir*» nicht «*mich*» als Ersatz eintreten kann, auch wenn es sich bei den Elementen „mir“ und „mich“ um Wortformen des Lexems „ich“ handelt. Das bedeutet, dass im Ersetzungsvorgang darauf geachtet werden muss, dass der Kasus der neu eingesetzten Elemente gleich ist oder ob die Veränderung der Flexionsmerkmale der in der Umgebung stehenden Glieder (z. B. durch Genus oder Numerus des neu eingesetzten Elements) nötig ist (vgl. Glinz 1952, 154).

Laut Glinz weist die Ersatzprobe den Umfang der Grundeinheit „Wort“ auf: Wörter sind demnach die kleinsten abtrennbaren Bedeutungseinheiten, obwohl man bei dieser Stufe der Untersuchung mithilfe der bereits vorhandenen Methoden die Bedeutungen einzelner Wörter noch nicht erarbeiten kann (vgl. Glinz 1952, 90).

Hierbei muss dringend unterschieden werden, ob sich die Ersatzprobe auf die Satzglieder oder auf einzelne Wörter bezieht. Im ersten Fall wird anhand der angewendeten Ersatzprobe sichtbar, dass nicht alle einzelnen Wörter unmittelbare Elemente eines Satzes sind, sondern dass diese mit weiteren Wörtern eine zusammenhängende Wortgruppe bilden, die erst dann als Satzglied fungieren kann (vgl. Glinz 1952, 90). Unabhängig davon, ob sich die Ermittlung auf die Wortebene oder Satzgliedebene bezieht, erfolgt der Ersatz in den sog. Ersatzreihen, d. h. unter dem ausgetauschten Element werden die Ersatzvorschläge platziert, die ein Paradigma bilden.

Zur konkreten Leistung der Ersatzprobe kann Folgendes gesagt werden: Anhand des Satzranges, der bei dieser Frage als Ausgangspunkt fungiert, ermittelt Glinz mittels der Ersatzprobe die sog. Leerstellen-Hinweis-Wörter. Diese Probe sowie sekundär auch die Stellung im Satz lassen Glinz u. a. das Leitglied bestimmen – dieses kann nämlich nur eine

der drei festen Positionen im Satz bekleiden sowie ist nur durch eine andere Leitgliedform einwortig ersetzbar (vgl. Glinz 1952, 136). Auch das Nennglied als eine nichtfinite Verbform wird anhand der Ersatzprobe ermittelt – es handelt sich nämlich um „ein leitglied-ähnliches Stück, welches platzfest und nur gleichartig ersetzbar ist“ (Glinz 1952, 137; vgl. auch Glinz 1952, 333 und 354f.).

Des Weiteren liefert die Ersatzprobe wichtige Ergebnisse im Bereich der Größen. Je nachdem, ob die Elemente und ihre Ersatzreihen Kasus aufweisen, werden sie im ersten Schritt in fallfeste/fallfreie Größen und fallfremde Glieder eingeteilt. Zu den fallfesten Elementen zählen die mit dem Leitglied kongruierenden Größen in Nominativ sowie Größen im Akkusativ, Dativ und Genitiv, die grundsätzlich nur durch gleiche Elemente ersetzt werden können. Die fallfreien Glieder sind die absoluten Akkusative und Genitive der traditionellen Grammatik sowie Elemente mit innerem Fall (vgl. Glinz 1952, 155ff.), fallfremde Glieder weisen keinen Kasus auf.

Eine weitere Probe, von Glinz als „Weglaßprobe“ (vgl. Glinz 1952, 233) bezeichnet, verfolgt das Ziel, „die wichtigsten, die maßgeblichsten, die unerläßlichen Glieder von den zweitwichtigen“ (Glinz 1952, 93) zu unterscheiden, um auf diese Weise die Hierarchie zwischen und unter den Gliedern festzustellen. Um die obligatorischen Elemente von den fakultativen abzugrenzen, wird die Weglassbarkeit überprüft, da Glinz davon ausgeht, dass die weglassbaren Elemente eher zweitrangig sind. Wichtig ist bei der Durchführung der Weglassprobe, dass der Sinn der Phrase oder des Satzes nicht gestört und die Grammatikalität beibehalten wird (vgl. Glinz 1952, 93). Es lässt sich beobachten, dass fast ausschließlich innere Elemente weglassbar sind, die Elemente im Vor- und Nachfeld des Satzes dagegen nicht. Der Umfang der wegzulassenden Elemente ist nicht einheitlich – dieser kann von einem einzelnen Wort bis zu einem Satz reichen, deswegen ist dies kein hinreichendes Kriterium für die Weglassbarkeit (vgl. Glinz 1952, 94).

Laut Glinz ist das Ziel der Weglassprobe vor allem die Feststellung, welche Glieder im Satz als Hauptglieder fungieren und welche in einem Abhängigkeitsverhältnis zu anderen Gliedern stehen. Die letzteren Elemente „sind also Glieder von Gliedern, Unterglieder oder Gliedteile, während wir die Stellungsglieder «Hauptglieder» nennen können“ (Glinz 1952, 93). Für die Bezeichnung der Hauptglieder verwendet Glinz auch den Terminus „Kern“ (vgl. Glinz 1952, 233).

Die Glinzsche Weglassprobe gehört laut Bußmann zu den experimentellen Verfahren der strukturellen Linguistik. Während Glinz dieses Verfahren eher für die Bestimmung der Haupt- und Unterglieder verwendet, geht die strukturelle Linguistik einen Schritt weiter und ermittelt anhand der Tilgung weglassbarer Satzbestandteile die Kernsätze sowie unterscheidet zwischen den obligatorischen und fakultativen Satzelementen. Die Hierarchie im Satzgliedgefüge steht nicht mehr so stark im Vordergrund wie bei Glinz (vgl. Bußmann 2008, 789). Die

bereits genannte Tilgung ist ein Begriff der Transformationsgrammatik, da diese Probe auch in diesem Zweig des Strukturalismus zu finden ist (vgl. Bußmann 2008, 494f.).

Die weitere zu beschreibende Probe findet man in der „Inneren Form des Deutschen“ unter den Bezeichnungen „Größenformprobe“, „Begleitformprobe“ oder „Umsetzprobe“ (vgl. Glinz 1952, 187). Der Auslöser für die Verwendung dieser Probe ist die Beobachtung, dass manche Lexeme zum einen als „fallfremde Hauptglieder“ fungieren können, zum anderen aber gibt es eine Reihe von Umgebungen, in denen diese Lexeme als „fallbestimmte, größeengeprägte Unterglieder“ (Glinz 1952, 187) erscheinen. Mithilfe der Umsetzprobe können Lexeme untersucht werden, ob sie nur in einer bestimmten Umgebung nicht flektierbar sind, ansonsten ob sie zugänglich für die Flexion oder grundsätzlich unflektierbar sind (vgl. Glinz 1952, 188). Anhand von Proben lassen sich laut Glinz fünf Gruppen von Lexemen aussondern und zwar je nach der Art der grammatischen Anpassung an den Kontext (Gruppen charakterisiert durch: ausschließlich Hinzufügung von Flexionsendungen, (Un)Flektierbarkeit abhängig vom Kontext, Hinzufügung von Suffixen wie „-ig“ und anschließende Hinzufügung von Flexionsendungen) oder nach fehlender Flexionsfähigkeit. Teilweise ist die Unterscheidung schwierig: „Wir finden also keinen scharfen Schnitt zwischen «auch-deklinierbar» und «undeklinierbar», oder zwischen «auch größe-fähig» und «nur in Angabeform». Wir haben vielmehr einen langsamen Übergang mit einer Reihe von Stufen“ (Glinz 1952, 189).

Eine wichtige Leistung der Umsetzprobe ist die Unterscheidung zwischen dem unflektierten Adjektiv und dem Adverb. Während in anderen Sprachen wie Englisch oder Französisch der Unterschied zwischen dem Adjektiv und dem von ihm abgeleiteten Adverb morphologisch (durch Wortbildungssuffixe) markiert ist, gibt es diese Differenzierung im Deutschen nicht, was vor Glinz zur Unsicherheit in der Zuordnung von Lexemen geführt hat, sodass viele Adjektive kontextabhängig als Adverbien eingestuft wurden und eben nicht als unflektierte Adjektive. Glinz verwendet die Umsetzprobe zur Ermittlung der Flexionsfähigkeit der oben genannten Wortarten.

Die Umsetzprobe erfüllt zwei Funktionen: Zum einen soll sie die Flexions(un)fähigkeit der Lexeme untersuchen. Dabei wendet Glinz diese Probe nur auf seine Artwörter an: „Wohl die sicherste Probe, freilich nur für die Artwörter möglich, liefert die Umsetzung. Sie berührt sich mit dem deutlichen Formengebiet der Deklination, und die Artwörter in Begleitform sind auch die sichersten Beispiele bloßer Gliedteile“ (Glinz 1952, 208).

Zum anderen liefert die Umsetzprobe Auskunft darüber, auf welches Satzglied sich das Artwort bezieht, weil es bei der Umformung in die Größenbegleitform direkt vor ihrem Bezugswort steht. Laut Glinz sind die Bezüge im Satz am nicht flektierten Artwort selbst nicht ablesbar, sondern sie müssen u. U. über die Stellung oder an den Verhältnissen der Sachkerne bzw. des Inhalts erschlossen werden (vgl. Glinz 1952, 210).

Die Beschreibung der Satzgliedfunktion eines Artwortes lautet dann zum Beispiel „Artangabe zum Vorgang, Artangabe zur Grundgröße, Artangabe zur Zielgröße“ (Glinz 1952, 211). Als ein Beispiel für eine solche Probe kann der folgende Satz fungieren: „Als wenn er es fast unmöglich glaubte, dass da nur zwei Türpfosten sein sollten“. Das untersuchte Artwort ist „unmöglich“, das Ergebnis der Umsetzprobe lautet „das unmögliche Glauben“, somit bezieht sich das Artwort auf das Leitglied und gilt als Satzglied als Artangabe zum Vorgang (vgl. Glinz 1952, 209).

In diesem Zusammenhang kann erwähnt werden, dass die Umsetzprobe auch hierarchische Bezüge bei den Artwörtern klären kann. Im Beispielsatz „(dass er fast nie im Stande war) hübsch rund und deutlich zu sagen, was er wollte“ stellt Glinz fest, dass die Umsetzung nicht bei allen Artwörtern „hübsch, rund, deutlich“ gleich ausfällt. „Sie geht zunächst nur auf «*rund und deutlich*». Das «*hübsch*» erscheint erst in einer weiteren Umsetzstufe als Begleitform: «*die hübsche Rundung und Deutlichkeit*» fehlte ihm, usw. Wir finden also eine «Artangabe zur Artangabe» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 212) bzw. eine „Zweitangabe“ (Glinz 1952, 238).

Die Drittgliedprobe hat die Aufgabe, die fallfremden Glieder und ihre Wortarten genauer zu untersuchen. Den Ablauf der Probe beschreibt Glinz wie folgt: „Wir setzen alle unsere Wörter als dritte Glieder in einfache Kernsätze vom Schema «Grundgröße + Leitglied + x»“ (Glinz 1952, 185).

Dabei geht Glinz nicht ausschließlich auf die fehlende Flexionsfähigkeit der untersuchten Lexeme ein, sondern auch im weiteren Schritt auf ihre Bedeutung. Als Beispiel kann ein folgender Vergleich genannt werden: Während die Artform des Verbs (das Partizip Präsens der traditionellen Grammatik) in der Konstellation „Er lachte schallend“ als drittes Glied fungieren kann, besteht eine solche Möglichkeit im folgenden Fall nicht: „Er flehte atmend“. Laut Glinz ist dies auf die Bedeutung des Verbs zurückzuführen, weil es in der vorliegenden Form nicht als drittes Glied nach dem Leitglied stehen kann (vgl. Glinz 1952, 186).

Im Laufe der Untersuchung stellt Glinz fest, dass es eine Reihe von Lexemen gibt, die die vorgegebene Stelle nicht einnehmen können. Es sind zum Beispiel alle Spannfügteile, Fallfügteile sowie zahlreiche koordinierende Konjunktionen.

Die Drittgliedprobe ist also eine Probe, die ein syntaktisches Kriterium im Vordergrund hat, da die zu untersuchenden Elemente in ihrem Funktionieren an einer bestimmten Stelle im Satz – nach dem Leitglied – überprüft werden. Das semantische Kriterium ist dabei sekundär, es spielt aber auch eine Rolle, wie im oben aufgeführten Beispiel gezeigt wurde.

2.3.5. Spracherprobung bei Glinz – kurze Beschreibung der aus den Proben resultierenden Satzglieder und Wortarten

2.3.5.1. Definition des Satzes

In seiner „Inneren Form des Deutschen“ beschäftigt sich Glinz mit den Grundeinheiten Wort und Satz. Er ist jedoch nicht der Erste, der die Verbindung der beiden Begriffe hervorhebt. So ist bei Bühler zu lesen: „[...] die Sprachgebilde sind *Wörter* und *Sätze*. Nicht der eine *oder* der andere Terminus ist zum Range einer Kategorie zu erheben, sondern beide gehören zusammen und sind nur korrelativ zu definieren“ (Bühler 1965⁹, 70).

Da die Modalitäten der Ermittlung des Satzes bereits im vorherigen Kapitel erläutert wurden, wird hier nun kurz die endgültige Definition des Satzes zitiert. Der Satz ist nach Glinz „Die Einheit des stimmlichen Hinsetzens, das in einem Zug und unter einem Atem hervorgebrachte sprachliche Gebilde“ sowie „Die kleinste Sprechereinheit, die kleinste 'Hervorbringungseinheit', die kleinste Atemeinheit der normal dahinfließenden Rede“ (Glinz 1952, 74).

2.3.5.2. Satzglieder – Ermittlung und Einteilung

Die Satzglieder werden im ersten Schritt auf der Oberfläche ermittelt und zwar mithilfe von operationalen Verfahren, durch die sich die Satzglieder z. B. als verschiebbare Stellungsglieder identifizieren lassen (vgl. Glinz 1971, 38ff.). Im weiteren Verlauf der Ermittlung werden diese Verfahren allerdings durch Proben ersetzt, die das morphologische Kriterium der Flexion und das syntaktische Kriterium der Stellung im Satz (Homberger spricht vom „morphologisch-syntaktische[n] Kriterium – vgl. Homberger 1993, 62) im Fokus haben. Funktionale Kriterien werden – wie Piitulainen beobachtet – weitgehend zurückgedrängt (vgl. Piitulainen 1980, 337). Durch die Anwendung der genannten Kriterien ergeben sich folgende vier Gruppen von Satzgliedern: Vorgangsglieder als verbale Glieder, Größen als fallbestimmte Glieder, Angaben als fallfremde Glieder und Fügteile (vgl. Glinz 1952, 462).

Die Vorgehensweise von Glinz stößt allerdings vor allem bei Piitulainen auf Kritik, die sich auf zwei Sachverhalte bezieht. Zum einen bemängelt sie den nicht einheitlichen und durchgehenden Charakter der Glinzschen Konzeption zur Ermittlung der Satzglieder:

Neben dem stark im Vordergrund stehenden morphologischen Kriterium steht das Kriterium der syntaktischen Funktion (z. B. bei der Unterscheidung zwischen Akkusativobjekt und Adverbialakkusativ), und bei einigen fallfremden Gliedern werden auch semantische Gesichtspunkte als Kriterium verwendet (Piitulainen 1980, 339).

Piitulainen plädiert dafür, Satzglieder als strikt funktionale Elemente aufzufassen und zeigt, dass das Ansetzen von morphologischen Kriterien bei der Einteilung von Satzgliedern folgende problematische Fälle zur Folge hat: Solche Elemente wie „auf dem Hofe“ (z. B. Er steht auf dem Hofe) und „dort“ (z. B. Er steht dort) werden bei Glinz verschiedenen

⁹ Erstausgabe: Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Jena

Satzgliedkategorien zugeordnet, obwohl sie funktionell zusammengehören. Laut Piitulainen wird somit dem funktionalen Charakter der Satzglieder nicht entsprochen, was als zweiter Kritikpunkt in Bezug auf die Glinzsche Einteilung gilt. Piitulainen geht nämlich davon aus, dass gerade der funktionale Charakter ein Charakteristikum ist, das die Satzglieder „deutlich von den Wortarten unterscheidet. Es reicht also nicht, die Satzglieder als Stellungsglieder (= permutable Komplexe) mit einer morphologischen Charakteristik aufzufassen“ (Piitulainen 1980, 339f.).

Während dem ersten Kritikpunkt bezüglich des nicht einheitlichen Charakters der eingesetzten Proben zugestimmt werden kann, ist der zweite Kritikpunkt teilweise nicht berechtigt. Glinz setzt eine andere Definition des Satzgliedes und andere Kriterien zu ihrer Aussonderung an, somit erreicht er logischerweise ein anderes Ergebnis.

Glinz beschreibt die Satzglieder als „«ideale Wortarten» [...], denen keine «lautliche Wortart» mehr entspricht, indem die in der Wortart gemeinte Funktion sich gewissermaßen freigemacht hat“ (Glinz 1952, 461). Laut Glinz zeigen die Satzglieder überwiegend einen ähnlichen Aufbau wie die Wortarten, allerdings sind sie an unterschiedlichen Stellen abweichend hierarchisch aufgebaut (vgl. Glinz 1952, 461). Daran kann man erkennen, dass Glinz nicht strikt zwischen den Wortarten und Satzgliedern im traditionellen Sinne unterscheidet, sondern dass sich diese Bereiche teilweise überschneiden und einen Bereich der Mischsyntax bilden. Auf diese starke Verknüpfung von Wortarten und Satzgliedern wird noch im Fazit dieses Kapitels eingegangen.

Nun erfolgt eine eingehende Beschreibung der Satzglieder bei Glinz.

Die erste Gruppe von den Satzgliedern bilden die sog. Vorgangsglieder, zu denen das Leitglied, das Nennglied und der Vorgangszusatz gehören.

Als Leitglied gilt ein „einfaches finites Verb (stehende Formen des Zeitwortes)“ (Glinz 1952, 487) der traditionellen Grammatik. Die Weglassprobe zeigt, dass es sich hierbei um ein obligatorisches, nicht weglassbares Element handelt. Die Umstellprobe beschreibt dagegen die Stellungseigenschaft des Leitglieds und liefert die Beobachtung, dass dieses Satzglied an der ersten, zweiten oder letzten Stelle im Satz stehen kann (vgl. Glinz 1952, 95).

Das Leitglied besteht immer aus einem Wort und lässt sich ausschließlich durch Elemente gleicher Wortart (sprich: nur durch finite Verben) ersetzen. Durch seine bereits beschriebene Platzfestigkeit im Satz fungiert es als fester Pol, um den herum sich weitere Satzglieder ordnen lassen und der den Satzbau gewissermaßen „leitet“ – auf diese Aufgabe des Finitums ist der Terminus „Leitglied“ zurückzuführen (vgl. Glinz 1952, 96f.).

Das Leitglied kann auch mit weiteren verbalen Elementen das Vorgangsgefüge bilden, man spricht dementsprechend von Nenngliedern. Laut Glinz handelt es sich hierbei um Infinitive sowie verbal gebrauchte Partizipien Perfekt der traditionellen Grammatik (vgl. Glinz 1952, 487). Diese Elemente weisen Ähnlichkeiten zum Leitglied auf: Sie sind sowohl nur gleichartig

ersetzbar als auch platzfest – sie stehen entweder als erste, vorletzte oder letzte Elemente im Satz, dabei tritt die Endstellung am häufigsten auf (vgl. Glinz 1952, 137f.).

Bei der Beschreibung des Nennglieds in der „Inneren Form“ wird sehr eindeutig, dass die Glinzsche Grammatik einen äußerst morphosyntaktischen Charakter aufweist. Die Eigenschaften dieses Satzglieds werden nämlich nur allgemein besprochen, es werden Beispiele genannt, wo die erwähnten Nennglieder auch in anderen Umgebungen untersucht werden, also als Lexeme bzw. Wortformen von Lexemen. Als Beispiel kann die Verwendung von Partizip Perfekt genannt werden, dessen Funktionieren im Satz Glinz zum einen in Form eines Nenngliedes zeigt. Zum anderen wird die Wortform in eine andere Umgebung eingesetzt, um zu zeigen, dass Partizipien auch als Satzgliedteile bzw. Unterglieder fungieren können. Das zeigt, dass von der Wortform und nicht ihrer Stellung im Satz ausgegangen wird, es handelt sich somit eher um den morphologischen Bereich als den Bereich der Satzglieder (vgl. Glinz 1952, 140).

Das letzte zu besprechende Element innerhalb des Vorgangsgefüges ist der Vorgangszusatz, den Glinz folgendermaßen definiert: Es ist ein „nichtverbales Stück, das mit dem Verb ein enges Gefüge bildet und oft mit ihm zusammengeschrieben wird“ (Glinz 1952, 488).

Der Vorgangszusatz weist wie das Nennglied eine gewisse Rahmenfestigkeit (vgl. Glinz 1952, 389) auf und steht an der letzten Stelle im Satz, die sich durch die inhaltliche und strukturelle Nähe zum Verb auszeichnet. Dieses Element bringt häufig keine eigene lexikalische Bedeutung mit und wird aus diesem Grund stark in das Verb „hineingezogen“, sodass es wie ein Bestandteil des Verbs wirkt (vgl. Glinz 1952, 395). Dies kann auch daran erkannt werden, dass die Vorgangszusätze wie „auf“, „zu“, „an“ usw. u. a. im Infinitiv mit dem Verb als ein Lexem geschrieben werden. Deswegen spricht Glinz an dieser Stelle vom „Zusatz“ und nicht von einem selbständigen Glied (vgl. Glinz 1952, 398).

Bei dem Vorgangszusatz handelt es sich um einen Restbestand, eine nicht primär definierte Klasse (vgl. Glinz 1952, 398), da dazu jegliche Elemente gehören, die die oben beschriebene Stelle im Satz bekleiden und als ein weiteres Kriterium ein Gefüge mit dem Verb bilden. Von den Wortarten her gehören hierhin laut Glinz Stellwörter, Artwörter und Größenwörter.

Das Leitglied zusammen mit dem Nennglied und/oder dem Vorgangszusatz bilden das sog. Vorgangsgefüge, Glinz spricht auch vom Verbgefüge. Dieses spielt die folgende Rolle im Satz:

Die Verbalformen [...] bilden Achse und Rahmen des Satzes. Sie haben die ausgezeichneten, festen Plätze, und die Großglieder, Art- und Stellangaben ordnen sich um sie herum, finden ihre Plätze erst durch das Gerüst, das vom Verb oder Vorgangsgefüge geschaffen ist. Das Verbgefüge ist eigentlich der Satz selbst [...]; es bedingt alle andern Glieder in gewissem Maße (Glinz 1952, 406f.).

Die zweite Gruppe von Satzgliedern bilden die Größen. Diese Gruppe ist allerdings sehr umfangreich und komplex, sodass sie Schritt für Schritt beschrieben werden muss.

Zu der ersten Gruppe der sog. Schemagrößen (dies sind die Größen, die im Kasus nach Nominativ, Genitiv, Dativ oder Akkusativ geprägt sind) gehören die Grundgröße, die

Anteilgröße, die Zuwendgröße und die Zielgröße. Die Schemagrößen zeichnen sich dadurch aus, dass sie

die Beziehungen der Größen [...] nach dem primitiven Schema «Ausgangspunkt oder Grundlage – direkt getroffener Punkt [...] – indirekt getroffener, beiläufig berührter Punkt – nicht nach direkt und indirekt geschiedener, sondern einfach auch beteiligter Punkt» (Glinz 1952, 165)

wiedergeben. Um einen Gegensatz zur Grundgröße zu schaffen, beschreibt Glinz die Größen im obliquen Kasus als Folgegrößen (vgl. Glinz 1952, 489). Laut Glinz ist

die Zusammenfassung [...] der drei gegenüber dem einen, [...] gerechtfertigt durch die Zahlgebundenheit der Grundgröße und durch ihre allgemeine Verwendbarkeit, indem jedes Verb mit einer Grundgröße verbunden werden kann, aber nicht jedes mit einer Ziel-, Zuwend- oder Anteilgröße oder mit zwei von diesen dreien (Glinz 1952, 165).

Die Grundgröße entspricht in der traditionellen Grammatik dem Subjekt bzw. dem Satzgegenstand (vgl. Glinz 1952, 158). Diese Größe, die im Nominativ steht, bildet laut Glinz die Schnittstelle, an der die Größe ihren Inhalt liefert und das Verb in der Aufgabe eines Leitgliedes an diesen Inhalt anknüpft. Die inhaltliche Beziehung zwischen der Größe und dem Leitglied ist wechselseitiger Natur: „Ist das Verb eine Tätigkeit, so ist der Nominativ der Täter dazu [...]. Ist das Verb ein Leiden, so kann der Nominativ als [...] Objekt dazu gefaßt werden [...]“ (Glinz 1952, 158).

Unter der Glinzschen Anteilgröße verbirgt sich das Genitivobjekt, „Ergänzung im Wesfall“ (Glinz 1952, 489). Ihre Aufgabe beschränkt sich auf den Ausdruck des „Anteilhabens“, was sich im Terminus widerspiegelt. Da die Anteilgröße am seltensten vorkommt, widmet Glinz ihr nicht viel Aufmerksamkeit.

Die Zuwendgröße ist das Dativobjekt bzw. die „Ergänzung im Wemfall“ (Glinz 1952, 489) und gilt als eine Größe, „auf die sich etwas richtet, zu der sich etwas wendet, als eine Art Ziel“ (Glinz 1952, 163). Da aber die Zielgröße (das Akkusativobjekt der traditionellen Grammatik) eine ähnliche Beschreibung ihrer inhaltlichen Distribution aufweist, ist es hilfreich, die beiden Größen in einen direkten Vergleich zu setzen. Glinz zeigt dies z. B. anhand der Sätze „Er ruft mich – er ruft mir“ und stellt dabei fest, dass „Der Akkusativ [...] seine Größe unmittelbarer, heftiger, verpflichtender, umfassender als Ziel [gibt]. Das im Dativ gefaßte Ziel erscheint freier, weniger direkt ergriffen, mehr beiläufig berührt. Es wird auch interessiert, aber nicht so direkt getroffen“ (Glinz 1952, 163). Dieser deutliche Bedeutungsunterschied macht es möglich, dass die beiden beschriebenen Größen nebeneinander im Satz auftreten können, wie es Glinz z. B. im folgenden Satz zeigt: „Sie übergab ihm das Handeln“ (Glinz 1952, 163).

Das Akkusativobjekt bzw. die „Ergänzung im Wenfall“ (Glinz 1952, 489) wird bei Glinz „Zielgröße“ genannt. Eine der wichtigsten inhaltlichen Merkmale wird hierbei im Terminus sichtbar: Die Zielgröße setzt das Lexem im Akkusativ in eine solche Beziehung zu dem Verb, dass es als das Beeinflusste, das zu Erreichende erscheint bzw. als der Bestandteil des verbalen Geschehens, auf das sich dieses Geschehen direkt richtet, als sein Ziel (vgl. Glinz 1952, 163). Somit erscheinen die Grundgröße und die Zielgröße als zwei Pole des durch das

Leitglied ausgedrückten Vorgangs. So Glinz: „Der im Verb gefaßte Vorgang erscheint dann als «gerichtet», als ein Geschehen, das von einer Grundgröße zu einer «Zielgröße» führt“ (Glinz 1952, 163). Glinz beschreibt auch die inhaltliche Seite solcher Zielgrößen, auf die nähere Darstellung wird allerdings hier verzichtet.

Darüber hinaus gibt es eine Gleichgröße sowohl zur Grund- als auch zur Zielgröße, die man bei Glinz auch unter dem Namen „Gleichsetzungsgröße“ findet. Es handelt sich hierbei um das nominale Prädikativ („Prädikatsnomen, aussagendes Nennwort“ – Glinz 1952, 488) der traditionellen Grammatik, aber nicht um das adjektivische, da es keinen Charakter einer Größe aufweist. Die Gleichgröße zur Grundgröße ist laut Glinz nur mit einer Reihe von Verben möglich, die kein Handeln, sondern einen statischen Zustand ausdrücken. Diese Verben sind „sein, scheinen, bleiben, werden, heißen“, man erkennt hier den stetigen Kern der Gruppe von Kopulaverben der traditionellen Grammatik, der bei diversen Autoren im unterschiedlichen Umfang zu finden ist (vgl. Glinz 1952, 161).

Solche Beispielsätze wie „Er ist ein harter Mann“ werden in der traditionellen Grammatik so analysiert, dass man von einer Gleichsetzung ausgeht: „Er“ bildet dabei ein Element (im Folgenden als A bezeichnet), „ist ein harter Mann“ das zweite (B). Die Elemente können nach dem mathematischen bzw. logischen Muster $A = B$ miteinander in Beziehung gebracht werden. Eine solche binäre Einteilung des Satzes hat laut Glinz zur Folge, dass dem Satzgegenstand die Satzaussage gegenübergestellt wird und der zweite Teil des Satzes trotz des komplexen Aufbaus als ein Satzglied – das Prädikat – zusammengefasst wird (vgl. Glinz 1952, 161). Glinz hält eine solche Vorgehensweise für falsch und plädiert für einen anderen Ansatz: Das Leitglied alleine gilt als das traditionelle Prädikat, zur Gleichgröße sagt er Folgendes:

[...] da die Größe «zweiter Nominativ» oder «gleichsetzender Nominativ» so gewichtig, frei bildbar und deutlich größengeprägt ist wie irgend eine andere, sehen wir keinen Grund, sie mit dem Leitglied zu einer besonders engen Gruppe zusammenzunehmen, trotz der alten Übung und trotzdem die Logik es zu fordern scheint (Glinz 1952, 161).

Die zweite Form der Gleichgröße – die Gleichgröße zur Zielgröße – tritt deutlich seltener auf als die bereits beschriebene Gleichgröße zur Grundgröße. Dies hängt damit zusammen, dass es auch hier eine sehr beschränkte Menge von Leitgliedern gibt, die die Bedeutung der Gleichsetzung bzw. Zuordnung aufweisen und zwei Akkusative nebeneinander zulassen, z. B. „nennen“, „heißen“, „schelten“ (vgl. Glinz 1952, 167). Die Gleichgröße zur Zielgröße ist nämlich der „prädikative[...] Akkusativ, Akkusativ des innern Objekts“ (Glinz 1952, 489) der traditionellen Grammatik.

Die Angabegrößen und die Sondergrößen sind die nächsten zu besprechenden Größenglieder. Die ersteren zeichnen sich dadurch aus, dass sie zwar als fallbestimmte Größen gelten – sie stehen entweder im Akkusativ oder im Genitiv – aber nicht als reine Größen verwendet werden, sondern in adverbialer Funktion (vgl. Glinz 1952, 489). Eine Besonderheit der Angabegrößen ist, dass sie zum einen durch fallfremde Elemente ersetzt

werden können, da sie zwar in einem Kasus stehen, ihre Umgebung aber keine Kasusbindung fordert. Zum anderen sind sie mit anderen Zielgrößen und Anteilgrößen innerhalb eines Satzes problemlos kombinierbar, obwohl es nur eine Reihe von Leitgliedern mit bestimmter Bedeutung gibt, die zwei Zielgrößen zulassen. Die Angabegrößen lassen sich auch mit Leitgliedern kombinieren, die gar keine Akkusative bzw. Genitive erfordern, weil sie aufgrund ihrer Rektion z. B. nur Zuwendgrößen (d. h. Dativobjekte) zulassen (vgl. Glinz 1952, 169f.).

Der Terminus „Angabegrößen“ ist auf folgende Merkmale dieser Satzglieder zurückzuführen: Sie sind von Größen abgeleitet, deren Sachkerne sich aber inhaltlich auf solche Bereiche beziehen wie Angaben von Zeit, Raum oder Grad (vgl. Glinz 1952, 169f.). Der Größencharakter ist hier aber nicht so stark ausgeprägt wie bei den bereits besprochenen Schemagrößen – „wir [haben] nun hier eine Größe vor uns [...], die sich in ihrer Form noch als Größe zeigt, ihrer Aufgabe nach aber einer bloßen Angabe gleicht, sich oft mit einer solchen verschmilzt und durch sie ersetzt werden kann [...]“ (Glinz 1952, 170). Das bedeutet, dass diese Elemente von den Größen nur abgeleitet sind, in der Funktion fungieren sie aber als Angaben.

Die Sondergrößen sind präpositionale Objekte oder Adverbiale der traditionellen Grammatik. Der Fallfügteil (die Präposition) wirkt sich dabei ausschließlich auf die Größe aus, mit der er sich verbindet. Durch diese „innere Wirkung“ wird die Sondergröße nach außen „neutralisiert“, sodass sie sich wie eine Angabegröße oder ein anderes fallfremdes Satzglied verhält. Laut Glinz geben die Sondergrößen die Größen in besonderen Beziehungen wieder im Gegensatz zu den Schemagrößen (vgl. Glinz 1952, 171f.), was anhand der folgenden Gegenüberstellung dargestellt werden kann:

Im Satz wie „Er schreibt mir“ hängt die Zuwendgröße von der Wahl des Leitglieds ab – ändert sich dieses, hat es zur Folge, dass die von ihm abhängige Größe ihren Kasus ändern muss. Anders ist es bei den Sondergrößen, da diese nicht vom Leitglied abhängen und bei Änderungen des Leitglieds bestehen bleiben, solange es der Gesamtsinn erlaubt. Dies führt Glinz anhand der Sondergröße „mit mir“ und sich verändernden Leitgliedern vor. In Fällen wie „sie schreibt mit mir“, „sie besucht mit mir das Theater“, „die Leute schreiben mit mir“ bleibt die Größe unverändert aufgrund der fehlenden formalen Beziehung zum Leitglied (vgl. Glinz 1952, 171).

Die zwei nächsten Größen – die Nachtragsgröße und die Zuordnungsgröße – werden bei Glinz immer zusammen besprochen, weil sie eine ähnliche Aufgabe im Satz erfüllen.

Die Nachtragsgröße ist die Apposition der traditionellen Grammatik – „Zusatz; verkürzter eigenschaftswörtlicher Satz“ (Glinz 1952, 489). Es handelt sich um solche Größen wie im folgenden Satz: „Als Benedikt Meister, Bürger und Handelsmann zu M., nach Hause ging.“ Dabei fungiert die Phrase „Benedikt Meister“ als die Grundgröße und die Phrase „Bürger und Handelsmann zu M.“ als die Nachtragsgröße zur genannten Grundgröße. Eine der Eigenschaften der Nachtragsgröße ist, dass sie bei der Umformulierung des Satzes

problemlos zur Grundgröße werden kann. Zur Aufgabe der Nachtragsgröße auf der inhaltlichen Ebene kann gesagt werden, dass diese die Grundgröße genauer bestimmt und mit weiteren Informationen versieht. Sie steht laut Glinz unter einem eigenen Klangbogen, der in den Klangbogen des Gesamtsatzes eingeschaltet ist. Da solche nachgetragenen Informationen an sich zu jeder Größe möglich sind, sieht Glinz eine dringende Notwendigkeit, die Bezugsgröße der Nachtragsgröße immer genau zu nennen, sodass man z. B. von der Nachtragsgröße zur Grundgröße oder zur Zielgröße (auch zur Sondergröße) usw. sprechen kann (vgl. Glinz 1952, 159).

Die Zuordnungsgröße stellt laut Glinz auch eine Apposition dar, allerdings – im Gegensatz zur Nachtragsgröße – eine adverbiale Apposition bzw. einen verkürzten Umstandssatz (vgl. Glinz 1952, 489), dabei steht sie in der Regel nicht unter einem getrennten Teilbogen (vgl. Glinz 1952, 160). Die Aufgabe einer Zuordnungsgröße ist, wie der Glinzsche Begriff schon sagt, eine inhaltliche und strukturelle Einheit (eine Größe) einer anderen zuzuordnen. Dies geschieht mithilfe der Fügteile „als“ und „wie“ und zwar in Abhängigkeit davon, welche Art des Verhältnisses bei der Zuordnung vorliegen soll. Da die Zuordnungsgrößen sich auch zu anderen Größen als nur zur Grundgröße ergeben, muss das genaue Bezugselement dieser Größe mit angegeben werden, z. B. die Zuordnungsgröße zur Zielgröße, Zuordnungsgröße zur Sondergröße usw. (vgl. Glinz 1952, 160).

Die letzte Gruppe von selbständigen Größen bilden sogenannte „unverbundene Größen“. Formal gesehen handelt es sich dabei um Größen, die in die Satzstruktur nicht eingebunden sind bzw. keine Größe darstellen, die vom Leitglied oder von anderen Größen abhängig sind. Glinz spricht in diesem Zusammenhang von eingeschobenen Aufrufen bzw. Ausrufen, die nach dem Vorbild der lateinischen Grammatik früher im Deutschen mit dem Kasus Vokativ identifiziert wurden: „Was gibt denn das, *Mutter*? sagte Meister“ oder „Kennt ihr, *liebes Vettermännchen*, den verstoßenen Knaben?“ [Hervorhebung im Orig. – MZG]. Diese Elemente stehen gewöhnlich unter einem eigenen Klangbogen und sind prinzipiell weglassbar, ohne dass der Satz ungrammatisch wird, weil sie nur eine Zusatzinformation mitbringen (vgl. Glinz 1952, 173).

Innere Größen bilden einen Bereich der Glieder, die im Abhängigkeitsverhältnis zu anderen Elementen stehen. Sie fungieren als Teile von Satzgliedern und werden aus diesem Grund als „Unterglieder“ oder „innere Glieder“ bezeichnet. Ihre grundlegende Aufgabe ist, die Hauptglieder – die Schemagrößen und die Sondergrößen – inhaltlich näher zu bestimmen in Bezug z. B. auf die Herkunft, Ziel, Angehörigkeit. Es sind die genitivischen und präpositionalen Attribute der traditionellen Grammatik (vgl. Glinz 1952, 233). Laut Glinz können alle Größen die Aufgabe einer inneren Größe übernehmen mit der Ausnahme der Grundgröße in Hinsicht auf ihren besonderen Charakter (vgl. Glinz 1952, 237).

Die inneren Glieder werden mittels der Verschiebeprobe und Ersatzprobe ermittelt, da es Elemente sind, die ausschließlich mit ihrer Bezugsgröße verschoben bzw. ersetzt werden. Dabei sind sie weglassbar, da sie die Bezugsgröße lediglich um bestimmte Inhalte erweitern und strukturell nicht direkt vom Satz abhängig sind, sondern von dieser Größe (vgl. Glinz 1952, 232). Deswegen spricht Glinz davon, dass die inneren Größen keinen eigenen Rang im Satz bekleiden, weil sie sich eben nicht auf diesen Satz beziehen. Die Beziehung ist nur indirekter Natur, weil sie über den Kern an den Satz bzw. an das im Leitglied ausgedrückte Geschehen geht. Fällt der Kern weg, so muss auch eine an ihn angeschlossene Größe wegfallen (vgl. Glinz 1952, 234f.).

Die Weglassprobe zeigt dabei nicht nur, welche Elemente als innere Glieder fungieren, sondern auch welche Stelle sie in der Phrase einnehmen. Tendenziell handelt es sich bei den Elementen in der ersten Position um Kerne, die zweite Position bekleiden die inneren Größen häufig in Form einer Anteilgröße (Genitiv) oder einer Sondergröße (Größe mit einer Präposition), obwohl die Einnahme der Position vor dem Kern auch möglich ist (manchmal verbunden mit stilistischen Unterschieden) (vgl. Glinz 1952, 235).

Auch kettenhafte Verbindungen sind möglich, d. h. an eine innere Größe wird eine weitere innere Größe angeschlossen usw. In diesem Zusammenhang spricht Glinz von einer Zweitgröße, Drittgröße und Viertgröße. Dabei sind diese Termini an die Unterscheidung von Jespersen in primäre, sekundäre, ternäre usw. Satzglieder angelehnt (vgl. Glinz 1952, 234). Problematisch ist manchmal die Unterscheidung, ob man bei Sondergrößen von selbständigen Satzgliedern oder lediglich von inneren Gliedern spricht. Behilflich dabei können sowohl die Verschiebeprobe als auch die Ersatzprobe sein. Es handelt sich dann um selbständige Elemente, wenn sich diese im Satz frei umstellen oder ersetzen lassen ohne weitere Glieder einzubeziehen. Die Elemente sind aber als innere Glieder einzustufen, wenn sie sich ausschließlich mit ihrem Bezugswort (Kern) innerhalb eines Satzes verschieben lassen. Diese Verhältnisse zeigt Glinz anhand einiger Beispiele, die hier allerdings weggelassen werden (vgl. Glinz 1952, 235).

Nicht alle Größen bzw. Angaben bestehen ausschließlich aus einem Element, manche sind komplex. In solchen mehrteiligen Größen kann man entweder die bereits genannten Zweit-, Dritt-, Viertgrößen als kettenförmige Konstrukte erkennen oder es handelt sich um reine Größenglieder, die aber sehr oft vierteilig zusammengesetzt sind (vgl. Glinz 1952, 465). Dass diese Elemente noch dem Bereich der Satzglieder und nicht schon den Wortarten zuzuordnen sind, zeigt das folgende Zitat von Glinz:

Wir müssen daher auch für die reinen Größen den Begriff «Satzglied», den wir anfangs der «Wortart» gegenübergestellt hatten, erweitern. Auch im reinen Größenglied drin gibt es noch Gesetzmäßigkeiten, die nicht ins Gebiet der Wortart gehören. Auch hier haben wir noch «Ränge», die von Wortarten nur ausgefüllt oder versehen werden, deren Charakter und Umfang aber nicht mit Charakter und Umfang der meist dazu verwendeten Wortart identisch sind (Glinz 1952, 284f.).

Glinz spricht in diesem Zusammenhang von Lenkteilen, Formteilen sowie von Kernen und zeigt dies an folgenden Beispielen: Phrasen wie „ein roter Apfel“ oder „in den roten Abend“ bestehen aus dem Element „in“ (Fallfügteil), „ein“ bzw. „den“ (Lenkteil), „roter“ bzw. „roten“ (Formteil) und aus dem Kern „Apfel“ bzw. „Abend“ (vgl. Glinz 1952, 285).

Der Lenkteil ist laut Glinz ein „Artikel oder Pronomen, Geschlechtswort oder Fürwort, welche bei einem folgenden Adjektiv oder Pronomen ganz oder teilweise [...] schwache Deklination fordern“ (Glinz 1952, 489). Dieses Gliedteil erfüllt vor allem die Aufgabe der Kennzeichnung von Kasus und Genus für den Größennamen (Substantiv der traditionellen Grammatik), dem es vorausgeht. Der Name „Lenkteil“ ist darauf zurückzuführen, dass diese Elemente „die Aufmerksamkeit auf die folgenden Gliedteile und den Kern“ lenken sollen (Glinz 1952, 285). Für gewöhnlich steht der Lenkteil vor seinem Bezugswort, Glinz zeigt allerdings auch einige Fälle, wo es hinten steht, und nennt es einen „nachgetragenen Lenkteil“ – „er sah sie dort *alle*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 312).

Der Formteil nimmt in einem Größengefüge eine Stellung zwischen dem Lenkteil und dem Größennamen ein. Laut Glinz handelt es sich bei dieser Gruppe von Gliedteilen um „Adjektiv, Pronomen oder Artikel (Eigenschaftswort, Fürwort oder Geschlechtswort), welche nach gewissen Artikeln oder Pronomen ganz oder teilweise schwache Deklination aufweisen müssen“ (Glinz 1952, 489). Die Definition und die Funktion des Formteils sind eng mit der des Lenkteils verbunden, da als Formteil alle übrigen Gliedteile gelten sollten, deren Genus sich in Abhängigkeit von dem Größennamen verändern lässt und die kein Lenkteil sind. Von der Funktion her beobachtet man bei dem Formteil und dem Lenkteil eine „Arbeitsteilung“ bei Anzeigen des Genus und Kasus: Der Formteil wird in dem Anzeigen von den Kategorien Genus und Kasus auf die einfachste mögliche Form reduziert, wenn ihm der Lenkteil vorausgeht und diese Funktion bereits realisiert (vgl. Glinz 1952, 465; auch: Glinz 1952, 282). Mit diesem Charakteristikum hängt auch der Name des Formteils zusammen: „Für den reduzierten Teil wählen wir aus den gleichen Gründen nicht das naheliegende «Arteil», sondern «Formteil». Wir fassen diesen Namen primär im Sinne von «Reduziertform-Teil», nehmen aber auch den Anklang des «Form-» an «Art-» als sinnvoll“ (Glinz 1952, 285).

Auch hier steht der Formteil normalerweise vor dem Größennamen, obwohl die Position danach auch in manchen Fällen möglich ist: „Erfolg hatte er großen“ – man spricht von einem „nachgetragenen Formteil“ (vgl. Glinz 1952, 312f.).

Dass bei der Unterscheidung zwischen dem Lenkteil und dem Formteil tatsächlich syntaktische Gründe eine Rolle spielen, zeigt das folgende Beispiel: Der unbestimmte Artikel der traditionellen Grammatik kann nicht nur in seiner primären Rolle als Lenkteil auftreten, sondern auch als ein Formteil, wenn es eine entsprechende Stellung im Größengefüge einnimmt: „Dieser *eine* Mann hat alles gesagt, was hier zu sagen war“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 289).

Der letzte Teil des Größengefüges – der Kern – ist das „Zentrum eines nominalen oder pronominalen (hauptwörtlichen oder fürwörtlichen) Gliedes, sei es Substantiv, Adjektiv, Pronomen oder Numerale (Hauptwort, Eigenschaftswort, Fürwort oder Zahlwort)“ (Glinz 1952, 489). Eines der weiteren Merkmale des Kerns ist, dass es durch die Wortart Größename in den meisten Fällen wiedergegeben wird (vgl. Glinz 1952, 465).

Die nächste Gruppe von Satzgliedern bilden die Angaben. Allgemein genommen handelt es sich dabei um „alle weder verbalen noch deklinierbaren, aber doch gliedbildenden Stücke“ (Glinz 1952, 490). Was ihre Bedeutung anbetrifft, sollen sie in einem Satz ausschließlich den lexikalischen Kern wiedergeben, ohne ihn als Vorgang oder eine zählbare Größe darzustellen (vgl. Glinz 1952, 170) sowie ohne „ein Formschema“ (also ein bestimmtes Flexionsmuster z. B. als ein Verb) mitzuliefern (vgl. Glinz 1952, 185). Die Angaben sind also grundsätzlich fallfremd, obwohl eine Möglichkeit zur Umwandlung einer Angabe in eine Größe bei zahlreichen Stücken mithilfe bestimmter Suffixe besteht (siehe dazu Glinz 1952, 188f.). Um die Angaben als solche zu erkennen und ihre Fähigkeit zur Bildung eigenständiger Satzglieder nachzuweisen, schlägt Glinz die sog. Drittgliedprobe vor, bei der die zu untersuchenden Elemente in das Schema „Grundgröße + Leitglied + x“ an der Stelle der Variablen X eingefügt werden (vgl. Glinz 1952, 185).

Die Art der Beziehung von den Angaben zu anderen Satzgliedern kann stark variieren. Im ersten Fall erfüllt die Angabe die Funktion der Erweiterung bzw. der Wiederholung der Größe wie im Beispiel „den ganzen Tag hindurch“. Die Angabe kann aber auch als ein gleichwertiges Satzglied fungieren – im folgenden Beispiel handelt es sich um eine Angabe zur Größe: „Er ging einen Kilometer weit“. Es gibt auch Fälle, wo die Größe der Angabe untergeordnet ist, an sich nur zur Präzisierung der Angabe dient und ohne diese nicht in einem Satz stehen kann: „der Rucksack lag zehn Meter tiefer“ (vgl. Glinz 1952, 252).

Dabei kann die Stimmführung einen großen Einfluss auf die Hierarchie und folglich auf die Bedeutung ausüben. Als Beispiel nennt Glinz die Gegenüberstellung folgender Sätze (die betonten Elemente sind kursiv geschrieben): „Er war *leicht* unpässlich“ vs. „Er war leicht *unpässlich*“. Laut Glinz liegt im ersten Fall folgende Bedeutung vor: „Es geschah leicht, dass er unpässlich wurde; eine Kleinigkeit hat seine Unpässlichkeit ausgelöst“, im zweiten Fall handelt es sich um den leichten Grad der Unpässlichkeit. Aufgrund der Bedeutungsunterschiede, die durch Betonung ausgelöst sind, spricht man im ersten Fall von der Artangabe zum Vorgang, im zweiten – Zweitangabe zur Artangabe [Hervorhebung im Orig. – MZG] (vgl. Glinz 1952, 240).

In den Fällen, wo die Angabe als ein Teil eines anderen Satzglieds fungiert, spricht man von den Zweitangaben. Es sind Adverbien der traditionellen Grammatik, die die sich höher in der Hierarchie befindenden Adjektive oder Adverbien näher bestimmen (vgl. Glinz 1952, 490). Glinz nennt ein folgendes Beispiel zur Verdeutlichung: „so viel Zauberei“. Das Element „so“

beschreibt den Grad des Elementes „viel“ und gilt dabei als die „zweite Angabe“ (auch: Zweitangabe) bzw. „sekundäre Angabe“ dazu (vgl. Glinz 1952, 221). Dabei ist die Staffellung nicht nur auf die Zweitangaben beschränkt, sondern sie kann auch komplexer ausfallen, wie das folgende Beispiel von Glinz zeigt: „er vermochte es so hübsch rund und deutlich zu sagen, daß...“. Das Element „so“ bezieht sich hierbei auf das Element „hübsch“, das sich wiederum auf „rund und deutlich“ bezieht. Die erste Angabe gilt somit als eine Drittangabe und die zweite ist eine Zweitangabe (vgl. Glinz 1952, 238).

Diese Terminologie stützt sich dabei auf der Unterscheidung von Jespersen nach „primary, secondary, tertiary“ bei den Satzgliedern und wurde bereits im Bereich der Größen angesprochen (vgl. Glinz 1952, 234).

Glinz sondert zwei Untertypen von Angaben aus – Artangaben und Stellangaben.

Die Artangaben sind prädikative Adjektive und Adjektiv-Adverbien bzw. aussagende Eigenschaftswörter und gleichlautende Umstandswörter (vgl. Glinz 1952, 490), die als eine Artangabe zum Vorgang, zur Grundgröße, zur Zielgröße, zur Sondergröße, zur Gleichgröße oder zu mehreren von ihnen fungieren können (vgl. Glinz 1952, 462). Mittels der Umsetzprobe kann überprüft werden, zu welchem Satzglied das untersuchende Element als Artangabe gilt. Als Beispiel kann der folgende Satz und seine Analyse genannt werden: „Als wenn er es fast unmöglich glaubte, (daß da nur zwei Türpfosten sein sollten).“ Laut Glinz gehört das Satzglied „unmöglich“ „nach Ausweis der Umsetzprobe zur Zielgröße «es», respektive zum dem Spannsatz «daß da», welcher durch diese Zielgröße gemeint und vertreten wird“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 209).

Von absoluten Artangaben spricht Glinz, wenn eine Artangabe als Satzglied in einem Satz eindeutig vorhanden ist, aber wenn das eindeutige Bezugselement fehlt, sodass die Artangabe dem ganzen Satz gilt wie im folgenden Beispiel: „Das machte dem Räuber bange“. Laut Glinz kann hier die Umsetzprobe nicht angewendet werden, da weder „ein banges Machen“ noch „ein banger Räuber“ möglich sind, sodass man zu dem Schluss kommen kann, die Artangabe sei vorhanden, aber ohne ein eindeutiges Bezugselement (vgl. Glinz 1952, 217).

Die Stellangabe ist das reine Adverb, vor allem aber das Pronominaladverb der traditionellen Grammatik (vgl. Glinz 1952, 490). Dabei ist der Umfang dieser Satzgliedergruppe nicht so spezifiziert wie bei den Artangaben. Laut Glinz gehören zu den Stellangaben alle Elemente, die nicht zu den Artangaben gehören, was diese Gruppe zu einem Restbestand der Artangaben macht (vgl. Glinz 1952, 218). Die Unbestimmtheit dieser Satzglieder beschreibt Glinz wie folgt:

Wir haben hier gewissermaßen reinen Rohstoff der Sprache, noch kaum geprägte Teile, die daher durch Stellung, Betonung und Inhalt des umgebenden Textes nach ganz verschiedenen Richtungen ausgeprägt werden können, und die sich von Fall zu Fall an andere Glieder anschließen, nur einzelne Glieder berühren oder das Ganze des Satzes angehen (Glinz 1952, 221).

Die Stellangaben können durch die Umstellprobe ermittelt werden, da sie aufgrund ihrer Platzfreiheit im Satz verschoben werden können, z. B. an die Spitze eines Kernsatzes (vgl. Glinz 1952, 251). Auch die Weglassprobe kann zur Ermittlung dieser Satzglieder verwendet werden, was der Vergleich folgender Sätze belegt: „meine Augen gingen den ihrigen nach hinaus“ versus „meine Augen gingen den ihrigen nach“. Das weggelassene Element ist eine Stellangabe, die sich tilgen lässt (vgl. Glinz 1952, 251). Leider ist die Weglassprobe nicht dafür geeignet, die Satzglieder genauer zu spezifizieren, deswegen ist sie zur Ermittlung von Stellangaben nur bedingt anwendbar.

Die Stellung einer Stellangabe im Satz bzw. ihre besondere Betonung in der gesprochenen Sprache kann Einfluss auf die gesamte Bedeutung des Satzes haben, auch wenn Glinz betont, dass solche Bedeutungsunterschiede in manchen Fällen sehr geringfügig sind (vgl. Glinz 1952, 226).

Stellangaben bzw. Stellwörter können auch als ein Teil eines Verbgefüges fungieren, wie in folgenden Beispielen: fortkommen, mitkommen, vorwärts kommen usw. (vgl. Glinz 1952, 219). Sie können sich als selbständige Elemente an beliebige Satzglieder anschließen, aber auch als abhängige Satzglieder in der Rolle der bloßen Gliedteile auftreten (vgl. Glinz 1952, 462). Bei den Fällen der unklaren Zuordnung eines Elements als Artangabe oder Stellangabe geht Glinz von dem morphologischen Kriterium der Flexionsfähigkeit aus. Im Beispiel „Dein Sinn ist zu“ kann das Element „zu“ aufgrund seiner Inhaltsprägung und Ersatzmöglichkeiten als eine Artangabe aufgefasst werden. Da es aber aufgrund der fehlenden Flexionsfähigkeit der Umsetzprobe nicht unterliegt, fasst Glinz es als eine Stellangabe auf, vermerkt aber in der genauen Bezeichnung als Satzglied auch die Bedeutung des „zu“ – er nennt es eine Stellangabe als Artbezeichnung (vgl. Glinz 1952, 230).

Die vierte und somit die letzte Gruppe von Satzgliedern bilden die Fügteile, die als „nicht gliedbildende, für die Verbindung von Sätzen, Gliedern und spezialisierte Stücke“ (Glinz 1952, 490) verstanden werden. Dabei handelt es sich nicht um reine Satzglieder, wie die bereits beschriebenen Einheiten, sondern um Funktionsgruppen wie die Konjunktionen und Präpositionen der traditionellen Grammatik. Diese werden allerdings bei Duden teilweise nach inhaltlichen Merkmalen ausgesondert und zu einer Gruppe erklärt, was von Glinz kritisiert wird (vgl. Glinz 1952, 260). Er ermittelt die Fügteile rein aufgrund ihrer Funktion im Satz und der strukturellen Folgen, die der Einsatz von diesen bestimmten Elementen hat, z. B. Einfluss auf die Position des Leitglieds, Form des Satzes usw. Im Folgenden werden die Untertypen der Fügteile kurz mit Beispielen erläutert.

Die erste Gruppe bilden die Freifügteile als „reine beordnende Konjunktionen (Bindewörter), die nicht als Adverbien verstanden werden können“ (Glinz 1952, 490). Den Begriff wählt Glinz bewusst, da er von den Freifügteilen berichtet, sie würden die Form des nachfolgenden Satzes strukturell nicht beeinflussen und lediglich Gliedteile, Glieder oder Sätze miteinander

verbinden. Sie setzen also diejenigen Satzbestandteile in Verbindung, die inhaltlich summiert werden oder zwischen denen die Wahl bestehen soll. Es handelt sich um solche Elemente wie „und, oder, sondern, sowohl – als, sowie“ (vgl. Glinz 1952, 258).

Kernfügteile sind „einige Adverbien und Konjunktionen, welche die Klangform eines Nebensatzes, aber das finite Verb doch als zweites Glied verlangen“ (Glinz 1952, 491). Dies bedeutet, dass von der Intonation her ein abhängiger Satz vorliegt, obwohl von der Struktur her dies nicht der Fall ist, da das Leitglied in der Verbzweitstellung vorkommt. Als Beispiel nennt Glinz den folgenden Satz: „Er tat, als hätte er kein Wässerchen getrübt.“ Die Anzahl der Elemente, die als Kernfügteile fungieren, ist sehr beschränkt – diese Funktionsgruppe beinhaltet nämlich nur „kaum, zwar, als“ (vgl. Glinz 1952, 258).

Spannfügteile sind „unterordnende Konjunktionen (Bindewörter)“ (Glinz 1952, 491) der traditionellen Grammatik wie „als, ob, wenn, als ob, weil, bevor, indem, ehe“ (Glinz 1952, 258). Dabei gibt es eine Reihe von Elementen, die je nach ihrer Funktion entweder als Spannfügteile oder als Fügteile fungieren, wie z. B. „bis, seit, während“ (vgl. Glinz 1952, 129). Laut Glinz werden solche gleichlautenden „Doppelbürger“ nach ihrem Satzrang der entsprechenden Wortart bzw. Satzgliedergruppe zugeordnet. In der Funktion als Spannfügteile kommen die genannten Elemente immer an der ersten Stelle eines Spannsatzes vor (vgl. Glinz 1952, 133) und unterliegen somit nicht der Drittgliedprobe (vgl. Glinz 1952, 186).

Die Aufgabe von den Spannfügteilen beschreibt Glinz wie folgt: „Sie geben ihren Grundinhalt (ein Zeitverhältnis oder ein Denkschema) als Verhältnis, in welchem ein Spannsatz zu einem Ausdruck (Wort, Wortgruppe oder Satz) seiner Umgebung steht“ (Glinz 1952, 131). Da sie nur die Art der Abhängigkeit von Sätzen (Bedingung, zeitliches Verhältnis usw.) festlegen, ohne dabei Bedeutungselemente beizusteuern, sind die Spannfügteile teilweise weglassbar – dies verursacht keine Verluste auf der Inhaltsebene, sondern nur die Umstellung der einzelnen Satzglieder (vgl. Glinz 1952, 129ff.).

Gliedfügteile sind diejenigen Konjunktionen, die nicht Nebensätze, sondern bloße Glieder bzw. verkürzte Nebensätze (ohne Grundgröße und Leitglied) einleiten (vgl. Glinz 1952, 491), wie die folgenden Beispiele zeigen: „Er galt für unzuverlässig“ und „Er galt als unzuverlässig“ (Glinz 1952, 255).

Als Beispiele der Gliedfügteile nennt Glinz „als“ und „wie“, sekundär können aber in dieser Funktion auch zahlreiche Spannfügteile auftreten (vgl. Glinz 1952, 259). So wie viele andere Fügteile, können auch die Gliedfügteile nicht als dritte Elemente im Schema „Grundgröße + Leitglied + x“ auftreten (vgl. Glinz 1952, 256).

Als Gradfügteile beschreibt Glinz „einige besonders gebrauchte Adverbien und Konjunktionen“ (Glinz 1952, 491), diese Definition ist aber sehr allgemein gehalten. An einer anderen Stelle liest man, bei Gradfügteilen handelt es sich um Elemente wie „je, desto, umso“, die eine besondere Gruppe bilden, „da hier immer ein Antwort in der Höherstufe erfordert wird und der

Fügteil formal wie eine Zweitangabe aufgefaßt werden kann“ (Glinz 1952, 257). Eine besondere Abtrennung dieser Gruppe ist aber anscheinend nicht zwingend, da laut Glinz auf die Gradfügteile verzichtet werden kann – diese können den entsprechenden Spann- bzw. Gliedfügteilen zugeordnet werden (vgl. Glinz 1952, 257).

Als Nennfügteile gelten „einige besonders gebrauchte Adverbien und Präpositionen“ (Glinz 1952, 491). Die Kurzdefinition dieser Gruppe wird in der „Inneren Form“ an einigen Stellen erweitert, dabei gilt sie zuerst für folgende Elemente: „ohne, anstatt, um, zu“.

Bei den ersten drei Elementen handelt es sich um Teile der Ausdrücke „ohne ...zu“, „anstatt ... zu“ und „um ... zu“. Da sie in verkürzten Nebensätzen auftreten, die ein Nennglied am Ende und das oben genannte Element an der ersten Stelle des Gefüges haben, nennt Glinz sie „Spann-Nennfügteile“ und betont an dieser Stelle ihren eigenen Charakter gegenüber den Spannfügteilen (vgl. Glinz 1952, 349).

Das eigentliche Nennfügteil ist somit das Element „zu“. Zusammen mit einem Nennglied in Reinform bildet das Nennfügteil eine Nennsetzung, dabei kann der Umfang des Satzglieds mit dem Nennglied unterschiedlichen Umfang aufweisen, wie die Beispiele von Glinz zeigen: „Er beschloss zu gehen“ versus „Er war zum Entschluss gelangt, noch heute den ungastlichen Ort zu verlassen und all seine Habe mitzunehmen“ (vgl. Glinz 1952, 347).

Die beiden oben beschriebenen Gruppen gestatten „freies Anfügen eines Vorgangs an einen anderen Vorgang oder an einen Ausdruck, der irgendwie eine «Ansatzstelle für einen Vorgang» besitzt“ (Glinz 1952, 349).

Als die letzte Gruppe von Fügteilen gelten die Fallfügteile, zu denen die Präpositionen der traditionellen Grammatik gehören (vgl. Glinz 1952, 491). Sie sind zwar nicht in der Lage, allein die Satzglieder zu bilden, da sie immer eine Größe zu diesem Zweck benötigen, sie sind aber auch keine typischen Unterglieder (vgl. Glinz 1952, 172). Inhaltlich gesehen setzen die Fügteile diejenigen Elemente, mit denen sie sich verbinden, z. B. in ein räumliches oder zeitliches Verhältnis (vgl. Glinz 1952, 178). Zu ihrer Stellung in einem Satz kann gesagt werden, dass sie keine dritten Glieder im Schema „Grundgröße + Leitglied + x“ sein können (vgl. Glinz 1952, 186). Somit zeichnet sich ab, dass die Fallfügteile eine ähnliche Gruppe wie die Spannfügteile sind, da grundsätzlich ihre Funktion im Vordergrund steht. Bei den Fallfügteilen ist sie als Verhältnis innerhalb eines Satzgliedes zu verstehen, die es zu einer Sondergröße macht, bei den Spannfügteilen werden dagegen ganze Satzglieder in Beziehung gebracht. Dass die Funktion als das primäre Aussonderungsmerkmal dieser Gruppe gilt, kann auch daran erkannt werden, dass die Elemente der Gruppe Fallfügteile aus unterschiedlichen Wortarten stammen – es finden sich hier auch einige Sondergrößen („infolge“), Artwörter („voller“) sowie Verben („entsprechend“). Auf der anderen Seite findet man zahlreiche Fallfügteile im Bereich der Stellwörter, Nennfügteile oder als trennbare Elemente von komplexen Verben (vgl. Glinz 1952, 253).

Deswegen spricht Glinz in diesem Kontext überwiegend von Elementen, die durch ihre gemeinsame Funktion einer Klasse zugeordnet werden können wie: „in, von, zwischen, für, ohne, während, auf, vor, dank, ungeachtet“ uvm. (vgl. Glinz 1952, 529).

2.3.5.3. Wortarten – Ermittlung und Einteilung

Ausschlaggebend für die Ermittlung und Einteilung von Wortarten ist ihre Auffassung, aus diesem Grund muss zuerst die Definition aufgeführt werden, die als Ausgangspunkt für die genannten Überlegungen gilt.

Die Wörter liegen nicht alle in gleichmäßiger Vereinzelung nebeneinander, sondern sie bilden in ihrer überwältigenden Mehrzahl einige große Gruppen, die je eine gemeinsame Prägung zeigen und innerhalb deren viele Wertabstufungen durch regelmäßige Teilveränderung (statt durch ganz neue Wörter) erfolgen. Solche Gruppen gleich geprägter und gleich veränderlicher Wörter nennen wir Wortarten (Glinz 1952, 455f.).

Diese Teilveränderung, die im oben genannten Zitat genannt wird, kann nämlich Hinweise auf die Zugehörigkeit eines Elements zu einer bestimmten Wortart liefern, deswegen – um diese zu bestimmen – muss man laut Glinz insbesondere auf „regelmäßige Entsprechung in Form-Inhalts-Veränderung achten“ (Glinz 1952, 141).

Eine der bevorzugten Vorgehensweisen bei der Ermittlung von Wortarten ist die Verwendung des syntaktischen Kriteriums, das anhand der Besetzung der Stelle „Spannsatzeinleitung“ dargestellt wird. Zuerst wird von Glinz beobachtet, welche Elemente in dieser Position im Satz auftreten können:

[...] hier, in der Spannsatzeinleitung, [können] Stücke verschiedener Wortarten den gleichen Satzrang bekleiden. Diese Wortarten versuchen wir nun zu bestimmen, indem wir uns auf die beiden Kriterien Teilverwandlungsfähigkeit und besondere Prägung stützen, wie sie für die Leitgliedformen des Verbs bezeichnend waren (Glinz 1952, 117).

Im zweiten Schritt der Untersuchung kommt das morphologische Kriterium zur Anwendung, indem auf die Flexionsfähigkeit der zu untersuchenden und einzuordnenden Elemente eingegangen wird. Auf diese Art bestimmt Glinz „die Leitgliedformen des Verbs, die Spannfügteile und die polaren Leerstellen-Hinweis-Wörter“ und vermerkt dabei, dass dieses Kriterium dann hilfreich „für die Zusammenstellung der Formen und die Abgrenzung der Wortarten“ ist, wenn „sich die letztere nicht unmittelbar aus regelmäßiger Übereinstimmung von Klangbildänderung und Inhaltsänderung ergab“ (Glinz 1952, 148).

In den Fällen, wo das syntaktische Kriterium bzw. „der eindeutige Satzrang“ (Glinz 1952, 148) eines Elements keine Auskunft über seine mögliche Zuordnung gibt, kommt das morphologische Kriterium zur Anwendung. Als Beispiel können die sog. Sachkernformen (infinite Verbformen der traditionellen Grammatik) genannt werden, bei denen „[...] zwar der eindeutige Satzrang [fehlte], dafür war aber die Form-Inhalts-Übereinstimmung so deutlich, daß über den Ansatz der Wortart kein Zweifel bestehen konnte“ (Glinz 1952, 148).

Dass das semantische Kriterium bei der Einteilung von Wortarten keine Rolle spielt, erkennt man an solchen Zusammenstellungen von verwandten Lexemen wie „rissig – Riß – reiðfest“ (Glinz 1952, 102) oder „«frei, Freiheit, befreien», oder «unmöglich, verunmöglichen, Unmöglichkeit» oder «rund, Rundung, runden» usw.“ (Glinz 1952, 187). Es ist möglich, bei diesen Reihen die jeweilige Grundbedeutung zu erkennen (Glinz spricht hierbei von dem „Sachkern“), allerdings sind die Elemente morphologisch gesehen unterschiedlichen Wortarten zuzuordnen. Die reine Bedeutung spielt also bei Glinz keine bedeutende Rolle in der Einteilung der Wortarten (vgl. Glinz 1952, 102).

Die eindeutige Zuordnung von Elementen zu bestimmten Wortarten ist unter Umständen schwierig – es gibt zum einen Elemente, die keine besonderen morphologischen Merkmale aufweisen, sodass eine sehr heterogene Restgruppe entsteht, die nach anderen Kriterien in kleinere Gruppen eingeteilt werden muss. Zum anderen gibt es einige „Doppelbürger“ [...], d. h. Wörter, die in gleicher Lautgestalt und mit ähnlichem Inhalt in andern Wortarten vorkommen, und bei denen es dann vom Satzrang und vom inhaltlichen Zusammenhang abhängt, in welche Klasse sie jeweils einzuordnen sind“ (Glinz 1952, 133). Laut Glinz besitzt der Satzrang, also eine bestimmte Position im Satz, „eine gewisse Prägekraft“ (Glinz 1952, 134), die sich auf diejenigen Elemente auswirkt, die diese Position bekleiden sollen. Die bereits erwähnten „Doppelbürger“, die unterschiedlichen Wortarten zugeordnet werden können, werden erst in dieser Position in ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Wortart festgelegt (vgl. Glinz 1952, 134).

Es gibt auch Wortarten, die vor allem durch syntaktische Klassifikationskriterien ausgesondert werden, die zwar einen „wortartmäßigen Kern“ besitzen, die aber aufgrund fehlender klarer Bedingungen über die Zugehörigkeit zu dieser bestimmten Wortart eine ausgeprägte Peripherie besitzen, sodass die Grenzen zu einer anderen Wortart als „verwischt“ erscheinen (vgl. Glinz 1952, 125).

Einteilung

In der „Inneren Form des Deutschen“ spricht Glinz von fünf Wortart-Gruppen: Es sind die Vorgangswörter, Größenwörter, Artwörter, Stellwörter und Fügwörter. Die Vorgangswörter sind Verben der traditionellen Grammatik. Zu den Größenwörtern gehören die Größennamen (Substantiv), Größenhinweise (bestimmter Artikel), Größenummisse (unbestimmter Artikel), Größenzeichen (restliche Pronomen), Mengenwörter (Adjektive und unbestimmte Zahlwörter) sowie die Zahlwörter (Kardinalzahlen). Die Artwörter bestehen aus den unterschiedlich gebrauchten Adjektiven und zwar in ihrer Funktion als Begleitartwörter (attributive Adjektive), Artwörter in Begleitform sowie Artwörter in Angabeform (attributiv und prädikativ verwendete Adjektive). Die Gruppe der Stellwörter ist weniger komplex, da sie nur aus reinen Stellwörtern (Adverbien) sowie aus Bauwörtern (Adverbteile) besteht. Die Fügwörter sind die letzte Gruppe

und beinhalten Präpositionen und Konjunktionen der traditionellen Grammatik (vgl. Glinz 1952, 458).

An dieser Stelle muss kurz vermerkt werden, dass die Einteilung von Wortarten aus der „Inneren Form“ eine bedeutende Leistung darstellt. Sie gilt als Ausgangspunkt für modifizierte Darstellungen von Wortarten, die in späteren Werken von Glinz zu finden sind.

Im Aufsatz „Grammatik und Sprache“ von 1962 (die erste Veröffentlichung in 1958) wird eine veränderte Einteilung von Wortarten dargestellt: Nur die Gruppe der Verben ist unverändert geblieben, Substantiv als ein Wortartenkomplex ist vereinfacht worden und beinhaltet tatsächlich nur noch diese Wortart, Adjektive werden nun gesondert aufgeführt und sind nicht in ihren Teilgruppen unterschiedlichen Wortartblöcken zugeordnet. Neu ist die Gruppe von „den Pronomen im weiteren Sinn (mit Einschluß von Artikel und Zahlwort) und den Partikeln (aus denen sich dann je nach Gebrauch die reinen Adverbien, die Präpositionen und die verschiedenen Arten von Konjunktionen bilden)“ (Glinz 1962b, 53). Die Kategorien „Stellwörter“ und „Fügwörter“ von 1952 werden nun in eine Wortart zusammengefasst, die nicht flektierbare Elemente beinhaltet.

Diese Einteilung greifen auch Linke/Nussbaumer/Portmann in der Darstellung der Fünf-Wortarten-Lehre nach Glinz im „Studienbuch Linguistik“ mit folgenden Wortarten auf: Verb, Nomen bzw. Substantiv, Adjektiv, Begleiter oder Stellvertreter (Artikel oder Pronomen), Partikel (vgl. Linke/Nussbaumer/Portmann 2004, 82).

Nun erfolgt eine kurze Beschreibung der Wortarten, die in der „Inneren Form des Deutschen“ von Glinz beschrieben wurden.

Der erste große Wortartkomplex sind die Vorgangswörter, laut Glinz sind sie „als Vorgang, Geschehen, Verlauf geprägt; ein Moment der Zeit enthaltend“ (Glinz 1952, 456). Die einzige Wortart, die zu diesem Komplex gehört, sind die Verben, die bei Glinz wie in der traditionellen Grammatik aufgefasst werden. Die Vorgangswörter sind die einzige Wortart, die tatsächlich einheitlich ist und eine Wortart ohne Unterkategorien bildet. „Alle ihre Angehörigen, so verschieden im Übrigen ihr Inhaltswert, ihre Bindekraft usw. sein mag, haben im Satz grundsätzlich den gleichen Rang“, so Glinz (Glinz 1952, 456).

Der zweite Wortartblock ist deutlich komplexer, dabei lassen sich die Größenwörter generell „als Wesen, Größe, Einheit geprägt; ein Moment der Zahl enthaltend“ (Glinz 1952, 456) definieren. Der Block zerfällt in zwei Untergruppen – die eigentlichen Größenwörter und die Artwörter. Die Größenwörter lassen sich wiederum in Größennamen, Größenhinweise, Größenumrisse, Größenzeichen, Mengenwörter und Zahlwörter einteilen, die nun ausführlich beschrieben werden.

Die Größennamen sind die Substantive der traditionellen Grammatik, die auch als „Nomen, Hauptwort, Dingwort, Nennwort“ in der Literatur zu finden sind (vgl. Glinz 1952, 489). In diesen Termini spiegelt sich die wichtigste Funktion von Größennamen wider: „das Nennen im Bilde

eines Wesens“ (Glinz 1952, 304) bzw. sie sind „sprachlich als Einheit gefaßte[s] Wesen“ (Glinz 1952, 305) zu verstehen. Bewusst wählt Glinz den Begriff „Wesen“, da dieser am allgemeinsten die Referenzobjekte bezeichnet, entgegen dem von Duden gewählten Begriff „Hauptwort“, den Glinz für äußerst problematisch hält:

«Das Hauptwort gibt den Namen einer Person oder Sache» (Duden 1935, Ziffer 25) kommt uns daher viel zu eng vor. «*Größe, Kleinheit, Liebe, Haß*» können wir weder als Personen noch als Sachen auffassen, ohne ihnen offensichtlich Gewalt anzutun [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 305).

Eine wichtige Eigenschaft von Größennamen ist ihr geschlechtsfordernder Charakter, was bedeutet, dass dieses Merkmal „gewissermaßen in einer tieferen Schicht“ fest verankert ist und nicht als eine mögliche Prägung erst „äußerlich-nachträglich angebracht wie bei den Art- und Hinweiswörtern“ (Glinz 1952, 273) ist.

Die Größennamen erfüllen laut Glinz eine überragende Rolle, da sie auf das „Wesen“ referieren, nichtsdestotrotz hält er eben die Verben für die wichtigere Wortart, die in der Hierarchie die Größenwörter übertrifft. Der erste Grund ist struktureller Natur: Verben nehmen feste Plätze in einem Satz ein, sei es in der Funktion als Leitglied oder als Nennglied und bilden somit die „Achse und Rahmen des Satzes“ (Glinz 1952, 310). Der zweite Grund ist der unterschiedliche Umfang der Flexionsparadigmen der beiden Wortarten:

Die Größenwörter [...] erweisen sich im Formengefüge gar nicht als von solcher Reinheit und Klarheit, wie man es von den führenden, leitenden Wörtern erwarten würde. Im Gegenteil, verglichen mit den Verben und ihren Gefügen erscheinen die Größenglieder als Ganze sowie die Größennamen und übrigen Größenwörter im Einzelnen wie eine gewaltige Masse von Material, das je nach dem auszudrückenden Inhalt verschieden benutzt wird [...] [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 310).

Die Verben dagegen sind eine Wortart mit einem deutlich einheitlicheren Flexionsparadigma. Somit sind sie „die sprachlich zentralen Wörter und Glieder“ (Glinz 1952, 310), die gegenüber den Größennamen einen Vorrang haben.

Die Größenhinweise sind bestimmte Artikel oder Pronomina der traditionellen Grammatik, die von dem nach ihnen folgenden Adjektiven die schwache Deklination verlangen (vgl. Glinz 1952, 489). Ihre Rolle im Größengefüge besteht darin, einen allgemeinen Hinweis auf den Größennamen zu liefern, den Glinz als „Sachkern der Größe, ihre ausdrückliche spezielle Nennung, ihren Namen“ (Glinz 1952, 266) bezeichnet. Dieser „allgemeine Hinweis“ bezeichnet insofern die Größe, als dass sie demzufolge folgende Merkmale aufweist: Bestimmtheit, Begrenztheit und Bekanntheit (vgl. Glinz 1952, 268). Mit dem Fehlen dieses Hinweises fehlen auch die genannten Merkmale.

Außerdem

[kann] ein Hinweis [...] sowohl neben dem ausdrücklich Genannten als für das Genannte stehen. Er kann Begleiter oder Stellvertreter sein. Er kann auch vorwärts oder rückwärts weisen: er kann eine erst zu gebende Größe ankündigen oder an eine schon gegebene Größe anknüpfen (Glinz 1952, 266).

Glinz listet folgende Elemente als Größenhinweise auf: „der, dieser, jener, jeder, jeglicher, jedweder, welcher, mancher, aller“ (Glinz 1952, 283).

Die Größenumrisse sind die unbestimmten Artikel oder die Pronomina der traditionellen Grammatik, die „vom folgenden Adjektiv nur im Dativ schwache Deklination verlang[en]“ (Glinz 1952, 490). Während der Größenhinweis ein bestimmtes, begrenztes und bekanntes Objekt anzeigt, leistet der Größenumriss das Gegenteil: Das „ein“ kennzeichnet ein Element, das von vielen anderen dieser Sorte genannt wird und lediglich – wie der Name dieser Wortart schon sagt – einen groben Umriss bzw. Umgrenzung der begleiteten Einheit liefert (vgl. Glinz 1952, 289). Eine solche Leistung wird außer „ein“ noch von z. B. „kein, mein, dein, sein, ihr, unser, euer“ (Glinz 1952, 283) erbracht.

Die Größenhinweise und -umrisse bilden insgesamt die Klasse der Hinweiswörter, deren wichtigste Funktion ist, „[...] den folgenden Begleitform-Artwörtern die genauere Fall- und Geschlechtscharakterisierung ab[zun]ehmen“ (Glinz 1952, 283). Alle Hinweiswörter haben gemeinsam, dass sie nur einen sehr allgemeinen Sachkern bzw. Bedeutung haben (vgl. Glinz 1952, 291) und dass sie dem Größennamen, auf den sie sich beziehen, immer vorausgehen (vgl. Glinz 1952, 265). Sie werden mithilfe der Ersatzprobe ermittelt, wie das folgende Beispiel nur auszugsweise zeigt:

„in der durchsichtigen Rosenglut des Himmels
 dieser
 jener“ (Glinz 1952, 272).

Ein Größenhinweis und ein Größename bilden insgesamt ein Größengefüge (vgl. Glinz 1952, 269). Da es sich hierbei nicht mehr um eine Wortart, sondern eher um ein Stellungsglied handelt, wird diese Einheit an dieser Stelle nur erwähnt.

Die Größenzeichen bzw. die Größenpronomen sind „restliche Pronomen“ (Glinz 1952, 490), deren Inhalt sich auf die „allgemeinste Personenbezeichnung und Sachbezeichnung“ (Glinz 1952, 300) bezieht wie „ich, du, wir, ihr, er, es, sie; wer, was; jemand, etwas; niemand, nichts; man, einander, genug, aller-, vieler-, einerlei, des-, meinesgleichen“ (Glinz 1952, 302). Da diese Elemente keine konkrete Information über die Größe liefern, auf die sie sich beziehen, waren für Glinz auch folgende Termini möglich: Personenhinweis, Größenrepräsentant, Größenvertreter (vgl. Glinz 1952, 302), da sie auch passend den Charakter dieser Wortart wiedergeben.

Als die Wortart Mengenwörter werden „einige Adjektive (Eigenschaftswörter) oder unbestimmte Zahlwörter [zusammengefasst], die auch in undekliniertes Form als Akkusativobjekte (Wenfallergänzungen) auftreten können“ (Glinz 1952, 490). Im Endeffekt handelt sich hierbei lediglich um zwei Elemente – nämlich „viel“ und „wenig“ mit ihren Steigerungsformen. Ein besonderes Merkmal von den genannten Wörtern ist laut Glinz ihre Bedeutung und die daraus fließenden Konsequenzen: Sie bezeichnen eine Größe bzw. einen Umfang, dadurch weisen sie gewisse Merkmale von Größen auf, obwohl sie sich äußerlich nicht wie diese

verhalten. Sie können auch den Formteil ersetzen und treten an dieser Stelle in ihrer Angabeform auf (vgl. Glinz 1952, 295).

Die Zahlwörter sind nach Glinz ausschließlich die Kardinalzahlen, beginnend mit eins bis zu einer Million, die aber schon zu reinen Größennamen zählt. Der Grund, warum die Zahlwörter zu den Größenwörtern zählen, liegt in ihrer Funktion – sie können sowohl als selbständige Glieder als auch als Gliedteile fungieren, dabei weisen sie eine partielle Deklinationsfähigkeit auf. Sie beschreiben eine genaue Zahl der Größe, auf die sie sich beziehen (vgl. Glinz 1952, 296f.). Da die Zahlwörter nicht die einzige Wortart sind, die die Menge von den Referenzelementen bezeichnet, ist eine genaue Trennung von z. B. Mengewörtern wichtig, da der Inhalt kein primäres Zuordnungskriterium zu einer Wortart darstellt. Laut Glinz wären

rein inhaltlich [...] auch «*manche, alle, jeder*» Zahlwörter. Wir haben auch in ihnen ein Zahlelement gefunden. Sie gehören aber zur Gruppe der Hinweiswörter, wie am Artwort klar wird, das auf sie folgt. Die eigentlichen Zahlwörter stellen keine Formforderung an den Formteil. Es kann heißen «*zwei junge Männer*» oder «*die zwei jungen Männer*», wie «*junge Männer – die jungen Männer*». Das «*zwei*» spielt also keine besondere Rolle für die Form [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 297).

Die letzte zu besprechende Untergruppe der Größenwörter sind die Artwörter, die aber an der Grenze zwischen den Größenwörtern und den Angabewörtern stehen. Laut Glinz handelt es sich dabei um eine heterogene Gruppe mit Elementen, die „zugleich am Gebiet der Größen und an demjenigen der Angaben teilhaben, und daß wir nicht nur die eindeutigen Gruppen [...] finden, sondern auch die Übergangsstufen [...]“ (Glinz 1952, 192).

Die Verbindung zu den Größenwörtern und generell zu den Größen wird bereits anhand der Beschreibung des Inhalts von Angabewörtern deutlich: Laut Glinz bezieht sich der Sachkern von Angabewörtern immer auf einen anderen Sachkern und er drückt dabei eine Information über ein Merkmal, Zugehörigkeit, Art usw. aus, die dem anderen Sachkern eigen ist (vgl. Glinz 1952, 190 und 207). Ein weiteres Merkmal hierbei ist, dass die Artwörter selbst die Größenform annehmen können (vgl. Glinz 1952, 192), da sie

schon im Sachkern etwas Größenhaftes enthalten. Hier «*jung und alt, arm und reich*» usw. stehen «*Junge und Alte, Arme und Reiche*» usw. Der Größencharakter ist gewissermaßen selbstverständlich, und darum kann das Wort als Größe dienen, ohne Größenform zu haben. Ähnlich ist die Übertragung bei den Farb-Artwörtern, die ja auch oft als Größennamen gebraucht werden: «*er wählte Blau und Gold, dieses tiefe Blau erquickte ihn*» usw. [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 295).

Als das alleinige Kriterium bei der Zuordnung zu den Artwörtern gilt das morphologische Kriterium in zwei Ausprägungen – zum einen müssen die Wörter eine grundsätzliche Fähigkeit der Steigerung besitzen (vgl. Glinz 1952, 195), zum anderen müssen sie in der Lage sein, in der Begleitform z. B. zu anderen Größenwörtern aufzutreten (vgl. Glinz 1952, 198). Die einzuordnenden Wörter können deswegen der Umsetzprobe unterzogen werden, um die o. g. Fähigkeit zu überprüfen (vgl. Glinz 1952, 207f.).

Auch die gemeinsame Semantik der Wörter ist für Glinz kein Grund für die Zuordnung zu einer Wortart – dies wird als ein Kriterium strikt abgelehnt, wie das folgende Zitat belegt:

Es wundert uns daher nicht, wenn wir in unserer Reihe «Artwörter» auch Sachkerne finden, die wir eher in andere Gruppen stellen würden, wenn wir rein von den Inhalten aus ordnen wollten. So würden «hoch, tief, fern, nah» sicher gut zu «oben, unten, unten, außen» passen. In die Reihe «immer, nie, kaum, oft» stellten sich auch «häufig, selten». Zu «jetzt, heute, gestern, stets» kämen «früh, spät, endlich, schließlich». Von allen diesen Wörtern könnten wir sagen, sie bezeichneten nicht vor allem eine «Art», sondern eine «Lage» in Raum und Zeit. Trotzdem trennen wir «hoch, tief, fern, nah, häufig, selten, früh, spät, endlich, schließlich» heraus, weil wir sagen können «eine hohe Stellung, ein tiefer Graben, ferne Wolken, nahe Gebirge, der späte Gast, die frühe Abreise, der endliche Entschluß, sein schließlicher Sieg»; dem gegenüber ist es unmöglich zu sagen «der ofte Regen» zu «es regnete oft», «die kaume Ankunft» zu «er war kaum angekommen» usw. usw. Diese Umformungsmöglichkeit ist die sprachgegebene, objektive Grundlage unserer Wortartentscheidung bei den Angabewörtern [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 191).

Allerdings lässt Glinz einige wenige Ausnahmen zu: Auch ein solches Lexem wie „minder, mindere“ wird von ihm als ein Artwort eingeordnet, obwohl es nicht vollständig steigerbar ist (es fehlt die Grundstufe). Glinz geht aber davon aus, dass es vereinzelt Wörter gibt, denen die Formmöglichkeit aufgrund der bestimmten Bedeutung fehlt, dabei wird aber die allgemeine Prägung als ein Vertreter der einen oder anderen Wortart nicht zerstört (vgl. Glinz 1952, 293). In dem Kontext der Wortart Artwort taucht auch die Problematik der Trennung der Adjektive und Adverbien in der traditionellen Grammatik auf. Glinz bemängelt die Tatsache, dass ein Adjektiv in Beispielen „das Lied ist hübsch, der Baum ist prächtig“ usw. als unflektiertes Adjektiv aufgefasst wird, aber bei Beispielen „sie singt hübsch, sie lernt fleißig“ von einem Adverb gesprochen wird. Laut Glinz ist eine solche Aufteilung darauf zurückzuführen, dass die traditionelle Grammatik des Deutschen sehr stark an die Grammatik des Lateinischen, Griechischen und Französischen angelehnt ist. Während diese Sprachen eine solche Trennung von morphologisch verwandten Elementen in die Kategorien Adjektiv und Adverb kennen, da sie hierbei z. B. von Endungen Gebrauch machen, die ein Adjektiv in ein Adverb überführen, verfügt das Deutsche allerdings nicht über eine solche Möglichkeit. Die solch kontrastierten Kategorien „unflektiertes Adjektiv“ und „Adverb“ werden also in die deutsche Grammatik hineininterpretiert, obwohl diese Trennung real in der Sprache nicht vorkommt und somit nur erzwungen ist (vgl. Glinz 1952, 193f.). Glinz sagt Folgendes: „Die Unterscheidung von unflektiertem Adjektiv und Adverb ist für das heutige Deutsch eine bloße Fiktion, der keinerlei sprachliche Wirklichkeit entspricht“ (Glinz 1952, 193). Es handelt sich also nicht um synkretische Formen, wie die oben genannten Beispiele zeigen, sondern um unterschiedliche Verwendung ein und desselben Wortes.

Wie bereits zu Anfang ausgeführt, sind die Artwörter eine Wortart an der Grenze zwischen den Größenwörtern und den Angabewörtern. Die Untergruppen „Begleitartwörter“ und „Artwörter in Begleitform“ sind den Größenwörtern zuzuordnen, die Untergruppe „Artwörter in Angabeform“ gehört zu den Angabewörtern.

Die Begleitartwörter sind „nur attributiv gebrauchte Adjektive (nur beifügend gebrauchte Eigenschaftswörter)“ (Glinz 1952, 490). Es sind Wörter wie „obere, untere, dortige, hiesige“

oder „erstere, letztere“, die „in Angabeform «Lagewörter», in Größenbegleitform dagegen [...] «Begleitartwörter» sind“ (Glinz 1952, 194). Außerdem sind sie „geschlechtsanpassend“ (Glinz 1952, 293), was bedeutet, dass sie u. a. das Flexionsmerkmal „Geschlecht“ des Elements übernehmen, auf das sie sich beziehen.

Da die Artwörter – je nach ihrer Verwendung – in zwei Wortarten zu finden sind, nämlich bei den Größenwörtern und bei den Angabewörtern, kann man sie nach Glinz als „Doppelbürger“ bezeichnen, d. h. als

Wörter, die in gleicher Lautgestalt und mit ähnlichem Inhalt in andern Wortarten vorkommen, und bei denen es dann vom Satzrang und inhaltlichem Zusammenhang abhängt, in welche Klasse sie jeweils einzuordnen sind (Glinz 1952, 133).

Laut Glinz ist „das Nebeneinanderbestehen von Angabeform und Größenbegleitform“ das wichtigste Kriterium der Zugehörigkeit zu den Artwörtern (vgl. Glinz 1952, 229). Dabei können sich die Vertreter beider Klassen doch äußerlich etwas voneinander unterscheiden, da sie u. U. für die Funktion als Begleitform oder Angabeform einer Anpassung unterliegen können.

Der häufigste Übergang eines Artwortes zwischen den oben genannten Großwortarten erfolgt durch die Flexion und durch „einfaches Zusetzen von «-e, -en, -es, -er, -em»“, wodurch aus Angabewörtern Elemente in Größenform überführt werden, die „dann als Teile oder Kerne von Größengliedern auftreten“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 191). Hierbei ist der Unterschied im Inhalt gar nicht vorhanden. In manchen Fällen erfolgt die Anpassung für den Gebrauch als Artwort in Begleitform mithilfe von Suffixen wie „-ig“, wie bei „dort – dortig, allein – alleinig“ usw. oder durch Konsonantenveränderung wie bei „oben – obere, unten – untere“ (vgl. Glinz 1952, 188f.). Hier findet man den „ähnlichen Inhalt“, von dem Glinz im oben genannten Zitat spricht – während „oben“ als ein Artwort in Angabeform gilt und die Lage bezeichnet (Glinz spricht hierbei sogar von einem „Lagewort“), fungiert das Wort „obere“ als ein Artwort (genauer gesagt: Begleitartwort) und „enthält einen «Art-Faktor»“ (Glinz 1952, 194).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bei der Unterscheidung zwischen dem Artwort in Begleitform und dem Artwort in Angabeform die Verwendung bzw. Funktion im Satz ausschlaggebend ist. Somit haben wir mit dem ersteren dann zu tun, wenn wir „Adjektive in deklinierter Form (gebogene Eigenschaftswörter)“ vorliegen haben. Bei der zweiten Wortart handelt es sich um „prädikative, unflektierte Adjektive oder Adjektiv-Adverbien (ungebogene aussagende Eigenschaftswörter)“ (Glinz 1952, 490).

Die dritte und somit die letzte Wortart – Glinz spricht sogar von einem Komplex (vgl. Glinz 1952, 458) – bilden die Angabewörter. Dieser Terminus kam bereits mehrmals in diesem Kapitel vor, allerdings wird er nun vollständig definiert. Das vorläufige Merkmal der Aussonderung von Angabewörtern ist auf ein Ausschlusskriterium zurückzuführen: Angabewörter sind „nicht als Vorgänge und nicht als Größen geprägt“ (Glinz 1952, 185). Es

handelt sich hierbei aber nicht primär um die Bedeutungsfrage, sondern um die Zugänglichkeit zur Flexion, wie das folgende Zitat von Glinz zeigt:

Wir haben sogenannte «unflektierte Adjektive», ein Partizip, Adverbien, Konjunktionen, und dazu noch Stücke, die für die bisherige Lehre überhaupt keine eigenen Wörter sind: «*ein(schlafen)*», «*vor(schweben)*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 185).

Letztendlich können innerhalb von Angabewörtern drei Wortartgruppen hervorgehoben werden: Die erste Untergruppe sind die Artwörter, die je nach der Verwendung auch den Größenwörtern angehören können. Die Fügwörter sind die zweite Gruppe, die sich durch ihre „Spezialfunktionen [...] für Zusammenfügung, Einordnung, Lage- und Bezugsangabe von Größen- oder Artkernen, längern Ausdrücken, ganzen Sätzen“ (Glinz 1952, 262) auszeichnen. Der gesamte verbleibende Rest – die Stellwörter – stellen „eine Reihe von Wortartansätzen oder Wortartversuchen [...] [dar – MZG], die z. T. ziemlich freie Handhabung gestatten, wie die Bildungen mit «*wo-*, *da-*, *hier*» usw.“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 262). Die zwei letzteren Wortart-Gruppen werden nun genauer beschrieben.

Die Wortart-Gruppe Stellwörter besteht aus den Stellwörtern und Bauwörtern, die letzteren sind lediglich ein Ansatz einer Wortart. Eine Kurzdefinition von Stellwörtern lautet „reine Adverbien, ohne die mit den Adjektiven lautgleichen“ (Glinz 1952, 490). Bezeichnend für diese Wortart ist, dass sie begrenzt, abgeschlossen und nicht unendlich vermehrbar ist wie die Größenwörter oder Vorgangswörter (vgl. Glinz 1952, 198). Allerdings stellt sie einen Restbestand von jeglichen Elementen dar, die nicht „nach einer der drei großen Klassen Vorgang, Größe oder Art geprägt“ (Glinz 1952, 206) sind. Somit sind die Stellwörter

eine Quelle wie auch ein Sammelbecken alles dessen, was in den fester geprägten Kategorien keinen Platz hat – noch nicht hat oder nicht mehr hat – oder was im Rahmen dieser fester geprägten Kategorien nicht einfach genug gesagt werden kann (Glinz 1952, 262).

Eine genaue Bestimmung der Wortart Stellwort ist sehr problematisch, weil alle ihren Bestandteile nicht flektierbar sind; das einzig mögliche Kriterium ist an dieser Stelle laut Glinz „die innere Bezogenheit der Wörter“ (Glinz 1952, 204) – „Dafür spricht, daß wir eben kein anderes Kriterium haben“ (Glinz 1952, 204). Dadurch erscheint die Wortart als äußerst heterogen. Man erkennt eine „ganze Anzahl von Wortartansätzen, d. h. von Wortreihen, bei denen einem gemeinsamen Formmerkmal oder einer gemeinsamen Veränderungsmöglichkeit eine gemeinsame Prägung entspricht“ (Glinz 1952, 201). Ein eindeutiges und klares Zuordnungskriterium fehlt für diese Wortart, sie bildet somit eine Randgruppe. Dies ist vielleicht der Grund dafür, dass Glinz von einer „Universalnatur“ der Stellwörter spricht (vgl. Glinz 1952, 254) – man findet ihre Vertreter auch in anderen Wortarten, z. B. in Kernfügteilen – Stellwörter „kaum“ und „zwar“; Spannfügteilen – „da, damit, indes, so“, Nennfügteilen – „um, zu“ und in anderen (vgl. Glinz 1952, 258f.).

Die Bauwörter sind eine Untergruppe der Stellwörter und bilden an sich keine eigenständige Wortart, sondern nur einen Ansatz. Es sind „einige Adverbien (Umstandswörter), welche nie

eigene Glieder bilden und sich bloßen Wortteilen nähern“ (Glinz 1952, 490). Solche Elemente wie „irgend“ sind lediglich ein Bestandteil von „irgendeiner, irgendwo“ etc. und können nicht selbständig auftreten.

Die letzte Wortart innerhalb von Angabewörtern sind die Fügwörter. Es handelt sich hierbei um „Präpositionen und Konjunktionen, die nicht lautgleich als Adverbien oder Stücke anderer Wortarten vorkommen“ (Glinz 1952, 491). Laut Glinz ist diese Wortart nur fragmentarisch geprägt (vgl. Glinz 1952, 458). Der Grund dafür ist, dass die Fügteile an sich Funktionen darstellen und es ergibt keinen Sinn, diese als eine Wortarte aufzufassen. Der alleinige Ansatz für eine Wortart ist bei diesen Elementen zu sehen, die „bald in der einen, bald in der andern Gruppe von Fügteilen dienen, daneben aber nicht eigene Glieder bilden können“ (Glinz 1952, 259). Beispiele von Fügwörtern werden von Glinz an dieser Stelle nicht aufgeführt, allerdings können sie anhand der Satzanalyse, die sich am Ende der „Inneren Form“ befindet, ermittelt werden. Es sind Einheiten wie: „in, und, als, ohne, wenn, von, hinter, dass“.

2.3.6. Problematik der Terminologie

Bei der Einführung der neuen Terminologie von Glinz spielen folgende zwei Aspekte eine große Rolle: Die damalige Ausgangsposition in der Linguistik, in der ausschließlich mit alten lateinisch-griechischen Begriffen gearbeitet wurde sowie fehlende Termini zur Beschreibung der neu entworfenen grammatischen Kategorien in der „Inneren Form des Deutschen“. Auf beide Punkte wird nun ausführlich eingegangen.

Auf folgende Weise beschreibt Erben punktgenau das terminologische Instrumentarium und zugleich die Problemlage eines Syntaktikers, der in 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts inhaltlich mit der Tradition der griechisch-lateinischen Grammatik gebrochen hat, allerdings immer noch gezwungen war, ihre Terminologie mangels Ersatz zu verwenden:

Die zweite Hauptursache dieser mißlichen Erscheinung liegt in dem mangelhaften und fragwürdigen Werkzeug des Syntaktikers, den Termini und grammatischen Kategorien der lateinischen (griech.) Syntax. Während sich Laut- und Wortbildungslehre eine moderne, den Verhältnissen des Nhd. (Ne. etc.) angepaßte Terminologie geschaffen haben, arbeitet der Syntaktiker im wesentlichen immer noch mit den am Altgriech. bzw. Lateinischen durch philosophisch-logische Erwägungen entwickelten Begriffen und Bezeichnungen des ausgehenden Altertums, und dies, obwohl sich die syntaktische Struktur der germ., roman., u. a. idg. Sprachen durch die Entwicklung vom synthetischen zum analytischen Sprachbau mindestens ebensoweit vom Typus der klassischen Sprachen entfernt hat wie die lautlichen und wortbildungsmäßigen Erscheinungen (Erben 1954, 145f.).

Es fehlte tatsächlich ein Ersatz in Form einer deutschsprachigen Terminologie, ein wichtiger Grund dafür war laut Glinz die Diskrepanz in der Wahrnehmung von Begriffen der traditionellen Grammatik und deutschsprachigen Begriffen, die in der deutschen Sprachwissenschaft immer wieder auftauchten. Glinz betont, dass die Termini, die dem Lateinischen und Griechischen entlehnt wurden, subjektiv vornehm und gelehrt klingen. Dagegen erwecken aus dem

Deutschen stammende grammatische Fachtermini einen Eindruck der Mangelhaftigkeit und Kindertümlichkeit:

Alle diese Ausdrücke scheinen uns der wissenschaftlich-abstrakten Schärfe zu entbehren und dafür den Stempel des Volkstümlichen, Biedern, ja, des Hausgebackenen, leicht Verstaubten zu tragen, so daß sie in wissenschaftlichen Werken wohl manchem fast als stilwidrig vorkommen mögen (Glinz 1952, 63).

Nichtsdestotrotz schafft Glinz ein komplett neues System von Bezeichnungen, die aus dem Deutschen stammen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Zum einen benötigt Glinz neue Termini für die neu erschaffenen Kategorien, um auf diese überhaupt referieren zu können – die Begriffe der traditionellen Grammatik können die neuen Kategorien von Satzgliedern und Wortarten gar nicht präzise beschreiben, weil sie an das Altgriechische und Latein angelehnt sind, obwohl der syntaktische Aufbau von diesen Sprachen deutlich anders ist als die Struktur des Deutschen (vgl. Altwegg 1952, 142 und Erben 1954, 145f.).

Die Schaffung eines neuen Begriffssystems dient zum anderen der terminologischen Abgrenzung von der traditionellen Grammatik auch aus dem Grund, weil die Begriffe der bisherigen Grammatik terminologisch und inhaltlich vorbelastet sind, d. h. sie bringen immer eine bestimmte Konnotation mit. Helbig spricht in diesem Kontext von einer nicht mehr vorhandenen formallogischen Vorbelastung (vgl. Helbig 1964, 9) der Glinzschen Terminologie, was einen großen Vorteil gegenüber der traditionellen Nomenklatur bedeutet.

Durch die deutschsprachige Terminologie versucht Glinz Deutsch als Sprache der Wissenschaft zu etablieren, neben den Traditionssprachen wie Latein und Griechisch, und begründet auf folgende Weise sein Vorgehen:

Aus diesem Grund bilden wir für die umgedeuteten und neuen Kategorien durchlaufend neue Namen, und zwar deutsche. Es wäre zwar bei Verwendung lateinischer und griechischer Wortstämme einfacher, die nötige Zahl verschiedener Namen aufzustellen. Aber solche Namen würden ihre auf das Wesenweisende Kraft wieder nur für den zeigen, der sich im Wortschatz des Griechischen und Lateinischen einigermaßen auskennt, und damit wäre die deutsche Sprache wieder nur durch fremdsprachliche Bildung hindurch zu fassen. Das müßte man auch als ein Armutszeugnis betrachten, und zwar für den Forscher wie für die Sprache selbst (Glinz 1952, 62).

Die neue Terminologie weist auch folgende weitere Merkmale auf: Die Begriffe werden anhand der Struktur der zu benennenden Elemente erschaffen und es gibt keinen semantischen Hintergrund bei der Entstehung des neuen Begriffssystems. Laut Schmidt sollen solche Namen der Größen wie „Grundgröße, Zielgröße, Zuwendgröße, Anteilgröße“ „ihre syntaktische Rolle verdeutlichen“ (Schmidt 1973, 252).

Laut Helbig sind die Glinzschen Begriffe „nicht von außen an die Sprache herangetragen, sondern aus ihrer Struktur selbst gewonnen“ (Helbig 1964, 9f.). Auch wenn es sich teilweise um die gleichen Satzglieder oder Wortarten wie in der traditionellen Syntax handelt, die aber im Glinzschen Modell einen neuen Namen tragen, sind die neuen Termini nicht formallogisch vorbelastet, semantisch geprägt, sondern eine „rein sprachlich-strukturell“ gebildete Nomenklatur (Helbig 1973, 122; vgl. auch Helbig 1964, 9f.).

Den Prozess der Namensgebung beschreibt Glinz dabei wie folgt:

Ich hielt mich dabei an den Grundsatz Saussures „Le signe linguistique est arbitraire“, d. h. ich verwendete für meine Begriffe nach Möglichkeit diejenigen Wörter, die den betreffenden Adressaten am besten verständlich waren und die in ihnen am ehesten das aufrufen konnten, um das er [sic!] mir ging (Glinz 1991, 101).

Diese neuartige Prägung in der Erschaffung der Terminologie kann an Beispielen der Grundgröße, Zielgröße etc. dargestellt werden. Die Glinzsche Grundgröße ist ein Satzglied, das mit dem Leitglied kongruiert – semantisch kann es sich hierbei sowohl um ein Agens (in Verbindung mit einem Handlungsverb als Leitglied) oder ein Patiens bzw. Experiencer (in Verbindung mit einem Zustandsverb oder Vorgangsverb als Leitglied) handeln. Die Grundgröße ist dabei ein strukturelles Subjekt, das von einem semantischen oder logischen Subjekt zu unterscheiden ist (vgl. Helbig 1973, 122). Wie Helbig treffend bemerkt, hat die Glinzsche Grundgröße „keinen einheitlichen semantischen Wert“ (Helbig 1973, 123f.). Auch die Zielgröße ist aus der Struktur eines Satzes entlehnt – es handelt sich dabei um eine Größe mit strukturellem Inhalt („structural meaning“), die mit der durch das Verb ausgedrückten Handlung in Verbindung steht (vgl. Helbig 1973, 160).

Weitere Beispiele für die Ableitung der Begriffe aus der Struktur liefert Pfeleiderer – ein Fallfügteil ist ein Element, das einen Fall von einem anderen Element eines Gefüges erfordert. Die Termini „Kernsatz, Stirnsatz, Spannsatz“ bezeichnen die Position des finiten Verbs im Satz – es sind also rein strukturelle Begriffe (vgl. Pfeleiderer 1954, 112f.).

Helbig betont in diesem Zusammenhang, dass die Glinzschen Begriffe tatsächlich die rein strukturelle Ebene des Satzes beschreiben und an sich nichts über die Semantik der Satzglieder bzw. Wortarten, auf die sie referieren, aussagen (vgl. Helbig 1973, 122). Es gibt allerdings andere Forscher, die behauptet haben, die Glinzsche Terminologie habe einen inhaltlichen Hintergrund, vor allem in der Benennung der Kasusobjekte. Zu ihnen zählt überraschenderweise auch Gerhard Helbig, der in einem späteren Werk zusammen mit Wolfgang Schenkel fälschlicherweise davon ausgeht, dass Glinz mit seiner „Inneren Form“ der inhaltsbezogenen Grammatik angehört und seine Terminologie semantisch aufbaut, was strikt zu verneinen gilt:

daraus dürfen jedoch nicht in direkter Weise semantische Schlußfolgerungen abgeleitet werden. / FN 122 - Solche Schlußfolgerungen werden vor allem in den inhaltsbezogenen Grammatiken gezogen, wenn sie von Zuwendgröße, Zielgröße usw. sprechen (etwa: Glinz, Grebe) [...] (Helbig/Schenkel 1978, 28).

Auch Engel und Schumacher vertreten den Standpunkt, die Glinzsche Terminologie sei auf den semantischen bzw. inhaltlichen Ursprung zurückzuführen:

Alle Bemühungen, Ergänzungsklassen semantisch zu definieren (wie sie aus der GLINZ-Schule als „Zielgröße“, „Zuordnungsgröße“, „Anteilgröße“, „Gleichgröße“ u. a. bekannt sind), haben zu Irrtümern und gewaltsamen Umdeutungen geführt und sind mittlerweile von ihren Urhebern wieder aufgegeben worden. / Fußnote 1 – Vgl. Glinz, Innere Form, S. 4) (Engel/Schumacher 1978, 24).

Dabei hat Glinz seine Terminologie aus rein praktischen Gründen aufgegeben bzw. diese modifiziert, weil die im oben genannten Zitat erwähnten Irrtümer auch „kompetenten Beurteilern“ passierten und Glinz die zahlreichen Missverständnisse aus dem Weg räumen wollte (vgl. Glinz 1961, 2). Dieser Aspekt wird im weiteren Teil ausführlicher erörtert.

Laut Helbig hat auch Regula den Glinzschen Ansatz falsch interpretiert, weil er den Terminus der Grundgröße nicht für alle Subjekte im Nominativ gelten lässt, sondern eine inhaltliche Trennung dabei vornimmt (Beispiel: Satz im Aktiv gegenüber Passiv). Auch bei der Zielgröße als reinem Akkusativ ist sich Regula mit Glinz nicht einig und unterbreitet einen Vorschlag zur Umbenennung auf „Erleider“ (vgl. Helbig 1973, 122f.).

Auch Brinkmann erhebt Einwände gegen die Bezeichnung „Zielgröße“ in Hinblick auf die angebliche Verfälschung der Beziehung zwischen Akkusativ und Dativ. Dieser Einwand ist falsch und lässt sich darauf zurückführen, dass Brinkmann nicht beachtet, dass die Glinzschen Termini einen strukturellen Hintergrund haben (vgl. Helbig 1973, 123) – „[...] bei Brinkmanns Bestimmung des Dativs als Zielkasus handelt es sich um einen semantischen Inhalt, um eine Sinngebung des Geschehens durch den Menschen“ (Helbig 1973, 160).

Die Kritik der Glinzschen Terminologie bezog sich nicht nur auf den angeblich semantischen bzw. inhaltsbezogenen Hintergrund der verwendeten Begriffe, sondern auf die große Menge von neuartigen, teilweise unverständlichen Termini. Teilweise wird kritisiert, dass alte Kategorien nur neu benannt werden – „alle uns vertrauten Begriffe haben sich in eine eigenwillige Terminologie verkleidet, sind aber brav noch da und gültig“ (Müller 1952, 157) oder „Überprüfung, Neudeutung und gegebenenfalls Neubezeichnung schon bekannter Einheiten und Kategorien“ (Erben 1954, 150). Auch Lindgren sieht die vermeintliche Neubenennung alter Kategorien als problematisch an und äußert sich dazu wie folgt:

Wenn es sich aber herausstellt, daß sich eine so gewonnene Kategorie praktisch mit der herkömmlichen deckt, wäre es doch zweckmäßig und würde die Benutzung der Ergebnisse stark erleichtern, wenn der alte Name wieder eingeführt würde... Dagegen sind natürlich für wirklich neue Kategorien auch neue Namen zu bilden (Lingren 1960: Neuphilologische Mitteilungen 1960/3, 326, zit. nach Jung 1966, 9).

Die Kritik geht auch auf die Problematik der Anwendung neuer Termini im muttersprachlichen Deutschunterricht ein. Laut Maeder ist das Modell von Glinz aufgrund der neuartigen Terminologie für den schulischen Grammatikunterricht nicht geeignet, da es zu kompliziert ist und es fehlt die Möglichkeit, Vergleiche mit anderen in der Schule unterrichteten Sprachen herzustellen (vgl. Maeder 1955, 177). Manche Termini können außerdem nur auf das Deutsche angewendet werden (z. B. Leitglied, Spannfügteil) (vgl. Maeder 1953).

Problematisch erscheint auch der Übergang der Schüler in höhere Schulen und letztendlich ihre Konfrontation mit der traditionellen Terminologie: Die „[...] neuartige Terminologie [scheint] mehr zu schaden als zu nützen, [so dass – MZG] nach einer derartigen Sprachlehre unterrichtete Schüler [...] nach dem Übergang in die höhere Schule hilflos dastehen [müssen – MZG]“ (Hofmann 1953, 127).

Weitere Kritikpunkte beziehen sich auf Einwände in Hinblick auf die Isolation der deutschen Linguistik durch die Einführung ausschließlich deutscher Termini: Laut Altwegg besteht durch die Aufgabe der traditionellen Terminologie und die Einführung einer getrennten deutschsprachigen Nomenklatur die Gefahr, dass dadurch die deutsche Linguistik abseits der europäischen stehen wird (vgl. Altwegg 1952, 143). Selbst Glinz ist auf diesen Aspekt bereits in der „Inneren Form“ eingegangen und sprach von dem möglichen Vorwurf seitens der nachfolgenden Rezeption seines Werkes, die Aufgabe der traditionellen Terminologie sei gleich mit der „Preisgabe eines Stücks 'europäischen Erbes',“ und erhöhe „die Gefahr einzelsprachlicher Abkapselung und gefährdet dadurch die abendländische Bildung“ (Glinz 1952, 64). Diesen Einwand entkräftet Glinz eindeutig, indem er sagt: „Noch höher als eine – sehr erwünschte! – «Namens-Gemeinschaft» verschiedener Systeme steht die einwandfreie «Namens-Richtigkeit für ein System»“ (Glinz 1952, 64) und weiter: „Der gemeinsame Name schafft die Illusion einer vollen Gleichwertigkeit, die sich dann verschleiernd, ja fälschend vor die tatsächlichen Unterschiede legen kann“ (Glinz 1952, 64).

Nichtsdestotrotz fügt Glinz – zur Erleichterung der Rezeption und zum besseren Verständnis seines Modells – häufig Begriffe der traditionellen Grammatik in Klammern hinzu. Am Ende der „Inneren Form“ findet der Rezipient eine „Vergleichstabelle: Darstellung der neuen Werte durch die Begriffe der herkömmlichen Grammatik, in lateinischer und deutscher Terminologie“ (Glinz 1952, 487).

Bereits bei der Namensgebung berücksichtigt Glinz auch die Möglichkeit, dass die neuen Namen ihren Herausforderungen im Funktionieren innerhalb des Grammatikmodells manchmal nicht gerecht werden könnten. Deswegen sollen sie nicht starr erhalten bleiben, sondern nach Möglichkeit aufgrund ihrer Funktion revidiert und angepasst werden (vgl. Glinz 1952, 67). Im Laufe der Zeit hat Glinz seine Terminologie aus der „Inneren Form“ aufgegeben, die Gründe dafür sind zweifacher Natur. Zum einen liegt das in den bereits genannten Missverständnissen in der Auffassung der grammatischen Fachausdrücke von Glinz. Nach einiger Zeit gab er seine Nomenklatur auf und verwendete die zuvor abgelehnten lateinisch-griechischen Begriffe für seine Satzglieder und Wortarten (vgl. Glinz 1991, 101). Glinz berichtet wie folgt:

Ich mußte die Erfahrung machen, daß die meisten Leser, Wissenschaftler wie Laien, zehnmal lieber zu einem vertrauten Fachausdruck eine neue Definition, eine inhaltliche Umdeutung akzeptierten, als für den neuen Begriff auch einen neuen, unvertrauten Terminus (Glinz 1991, 101).

Zum anderen hat sich Glinz selbst die Frage nach dem Sinn der Einführung von neuen Begriffen gestellt und kommt zu dem Schluss, dass „Je länger man mit einem neuen Begriff arbeitet und je sicherer dieser Begriff dadurch wird, um so belangloser wird es, welchen Namen man dafür braucht“ (Glinz 1961, 2). Er verteidigt die Aufgabe der bisherigen Terminologie, es handele sich seiner Ansicht nach nicht um einen Bruch in der eigenen Theorie, sondern um eine pragmatische Lösung. Als Bruch könnte es jemanden vorkommen, „der den Unterschied zwischen einem wissenschaftlichen Begriff und dem dafür benützten

Terminus zu wenig beachtet und den Terminus überschätzt“ (Glinz 1991, 101). Andere Linguisten wie z. B. Besch begrüßen diese terminologische Wendung als „eine willkommene Erleichterung für Wissenschaft und Schule, aber keine Aufgabe der gewonnenen Position selbst“ (Besch 1962, 26).

2.3.7. Fazit – Morphosyntaktischer Charakter der Glinzschen Grammatik

Autoren wie Moskalskaja oder Erben sehen das in der „Inneren Form des Deutschen“ dargestellte Grammatikmodell als eine Mischsyntax. Dieser Begriff wurde von John Ries im Buch „Was ist Syntax“ von 1894 begründet und bezieht sich auf Darstellungen, die die Satzlehre (zu verstehen als: Bedeutung des Satzes und Frage danach, „wie diese Bedeutung in der Form und in den Teilen des Satzes ausgedrückt wird“ (Weber 1977, 5) mit der Wortartenlehre (verstanden als „Lehre von Bedeutung und Gebrauch der Wortklassen und Wortformen“ (Ries 1894, in: Erben 1954, 145) mehr oder weniger willkürlich vermischen. Dass die beiden Bereiche bei Glinz sehr stark zusammenhängen, kann man an seiner Vorgehensweise bei der Ermittlung von Einheiten beobachten: Während Glinz die Satzglieder als Teile des Satzes aussondert, stellt er sich im zweiten Zug die Frage, welche Wortarten als diese Satzglieder auftreten und wie sie sich flexionstechnisch verhalten. Somit findet man bei Glinz nicht direkt eine strikte Trennung der Morphologie und der Syntax, d. h. vor allem der Wortartenlehre und der Ebene der Satzgliedfunktionen, wie dies die bisherige traditionelle Grammatik gehandhabt hat, da beides gleichzeitig behandelt wird. Als Beispiel können hier solche Kapitel der „Inneren Form des Deutschen“ genannt werden wie „Das Einleitungsstück in Spannsätzen und die darin vorkommenden Wortarten“ oder „Die fallfremden Glieder. Artwörter und Artangaben, Stellwörter und Stellangaben“.

Den eindeutigen Zusammenhang zwischen der Entität Satzglied und Wortart und die daraus folgende Notwendigkeit, beides gleichzeitig zu behandeln, zeigt auch das folgende Zitat:

Damit haben wir das Satzglied als etwas Eigenes neben der Wortart. Der Satzrang hat eine gewisse Prägekraft auf die verschiedenartigen Stücke, die ihn bekleiden. Dafür ist die wortartmäßige Prägung oft so allgemein, daß die Stücke erst durch diese Satzrangprägung und durch den Sinnzusammenhang überhaupt richtig bestimmt werden (Glinz 1952, 134).

Die Verbindung drückt sich auch in der Terminologie aus, die Glinz zur Benennung der ermittelten Satzglieder und Wortarten entwickelt hat – häufig werden dieselben Wortstämme zur Erschaffung des Begriffs für ein Satzglied und eine ihn bekleidende Wortart verwendet, z. B. „Größe“ als ein Satzglied und „Größenname, Größenhinweis, Größenumriss“ zur Bezeichnung von Wortarten.

Moskalskaja spricht von der „Aufhebung der Grenze zwischen Morphologie und Syntax und [...] Auflösung der ersteren in der Syntax“, die typisch für die strukturelle Grammatik ist, zu der

die Glinzschen „Die innere Form des Deutschen“, „Deutsche Syntax“ und die „Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Test- und Sprachanalyse“ gehören.

Dies hängt mit dem Bestreben zusammen, ein neues Darstellungsschema für den grammatischen Bau der Sprache auszuarbeiten. Ausgangspunkt der gesamten Darstellung ist dabei der Satz, der zuerst selbst aus einem größeren Stück zusammenhängender Rede (einem Text) abgegrenzt und dann in einzelne Satzelemente (Glieder) gegliedert wird. Erst aus der Analyse von Stellung und Form einzelner Glieder des Satzes, aus dem experimentierenden Verschieben und Ersetzen der Wörter im Satz [...] werden alsdann die Abgrenzung der Wortarten und ihre weitere grammatische Charakteristik abgeleitet (Moskalskaja 1975, 40).

Laut Moskalskaja haben neben Glinz auch Fourquet und Fries (für das Englische) eine solche Vorgehensweise gewählt (vgl. Moskalskaja 1975, 40).

Der Charakter einer Mischsyntax drückt sich auch darin aus, dass Glinz auch die Ebenen zwischen dem Satz und den Satzgliedern und zwischen den Satzgliedern und Wortarten aufführt. Im ersteren Fall handelt es sich um die sog. Stellungsglieder als „kleinste sinnvoll verschiebbare Einheit im Satz, zugleich höhere Bedeutungseinheit“ (Glinz 1952, 87), die keine Satzglieder sind und in späteren Grammatikmodellen unter dem Begriff einer Phrase als einer verschiebbaren Konstituente auftreten. Im zweiten Fall spricht man von einem Größengefüge, das weder zu den Satzgliedern noch zu den Wortarten gehört. Es sind Konstruktionen von mehreren verschiedenartigen Größenwörtern, die zu Gefügen zusammentreten, z. B. Größenhinweise, Artwörter, Größenamen. Diese nehmen dann die Rolle der Gliedteile wie Lenkteil, Formteil und Kern an. Dass die Größengefüge keine Satzglieder sind, zeigen die Beobachtungen, dass sie

[...] oft vollständige andere Satzglieder [umspannen], so Stellangaben, Zweitangaben, ja ganze Schemagrößen. Solche eingespannte Bestandteile treten gewöhnlich zwischen Lenk- und Formteil (z. B. «*diese der Schichthaftigkeit und Unvollkommenheit der Sprache zu wenig Rechnung tragende Betrachtungsweise*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 314).

Ein Zeichen für die Vermischung der Ebenen der Satzglieder als Vertreter der syntaktischen Ebene mit den Wortarten als Vertreter der morphologischen Ebene ist auch die Aufstellung der Kategorie „Fügteil“. Glinz spricht in diesem Zusammenhang von keiner vollen Wortart, sondern einer Funktions-Wortart, da ihre Elemente durch eine gemeinsame Aufgabe im Satz zusammengehalten werden. Sie fungiert also als eine Zwischeninstanz, eine Art Übergang zwischen einer Wortart und einem Satzglied (vgl. Glinz 1952, 133).

3. ZUORDNUNG DES GLINZSCHEN GRAMMATIKMODELLS

3.1. Kurze Einführung in den europäischen und deutschen Strukturalismus

Üblicherweise wird die Geburtsstunde des europäischen Strukturalismus auf das Jahr der posthumen Veröffentlichung des „Cours de Linguistique Générale“ von 1916 datiert. Zwar verwendet de Saussure den Begriff „Struktur“ noch nicht, trotzdem gilt er laut Bußmann als Wegbereiter des Strukturalismus. Dieser Terminus referiert ursprünglich nämlich auf diverse, auf de Saussure aufbauende sprachwissenschaftliche Richtungen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa entstanden sind (vgl. Bußmann 2008, 690f.). Wie Thümmel berichtet, wurde die Verwendung von solchen Begriffen wie „Strukturalismus, struktural, strukturell, strukturalistisch“ erst seit 1928 von Roman Jakobson propagiert. Sie bezogen sich auf seine eigene Arbeit sowie auf die Arbeiten des Prager Kreises (Cercle Linguistique de Prague) und die Arbeiten von Trubetzkoy, der allerdings das Wort „strukturell“ seit 1929 – anfangs sehr zögerlich – verwendete (vgl. Thümmel 1993a, 257).

Dabei sind die Termini „Struktur, strukturell“ usw. nicht neu, sie werden allerdings ab diesem Zeitpunkt programmatisch verwendet. Laut Thümmel wurden sie neben den synonymen Ausdrücken wie „Bau“ oder „Konstruktion“ schon lange vor Jakobson gebraucht, um natürlichsprachliche Phänomene zu beschreiben. Bereits

1524 erscheint in London „De emendata structura Latini sermonis libri sex“ („Sechs Bücher über die vervollkommnete Struktur der latein. Rede“) von Thomas Linacre. Girard (1747, 89) spricht von der „Struktur des Satzes“. Die Gestalt, die einem sprachlichen Ausdruck durch die „constructio“ aufgeprägt wird, „wird Struktur“ genannt, heißt es bei Høysgaard (1752, [354, Bogenzählung: Z 2]), Meiner (1781, 438) spricht von der „Struktur der Periode“ und Byrne (1892) nennt ein Werk „General principles of the structure of language“. Bei Noreen (1903, 22) ist von dem „Bau [byggnad] der Sprache oder ihrer Struktur [struktur]“ die Rede, und Wundt (1900, 316; und ähnlich passim) spricht von „Verhältnissender Satzstructur“ (Thümmel 1993a, 257).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass drei Bedingungen erfüllt sein müssen, um einen Autor dem europäischen Strukturalismus zuordnen zu können: Zum einen müssen sich in seinen Schriften befindliche „Vokabeln *Struktur, struktural, strukturell, strukturalistisch, Strukturalismus* in programmatischer, nicht-polemischer Weise auf linguistische Gegenstände, sprachliche Phänomene oder linguistikspezifische Verfahren“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Thümmel 1993a, 258) beziehen. Die zweite Bedingung der Zugehörigkeit zum europäischen Strukturalismus grenzt diesen zur Gegenwart ab und besagt, dass „alle Schriften, bei denen ein effektiver Einfluß der Generativen Transformationsgrammatik deutlich wird, nicht zum europäischen Strukturalismus gezählt werden“ (Thümmel 1993a, 258). Die dritte und letzte Bedingung ist fakultativer Natur – laut ihr gehören nur solche Theorien zum europäischen Strukturalismus, die in der Tradition de Saussures und seines „Cours de Linguistique Générale“ stehen. Dass es aber laut Thümmel auch andere Strömungen gibt, die in der

genannten Tradition stehen, jedoch der strukturellen Schule nicht zugeordnet werden können, zeigt den lediglich ergänzenden Charakter der dritten Bedingung (vgl. Thümmel 1993a, 258). Laut Steger (vgl. Steger 1970, IXff.) hat sich die strukturelle Linguistik seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts grob in zwei Richtungen entwickelt. Die erste Richtung bezeichnet die strukturalistischen Schulen wie die Prager Schule, die Kopenhagener Schule sowie die Schulen in den USA. Charakteristisch für diese Ansätze ist, dass sie „im Gegensatz zum deutschen Strukturalismus [...] mehr und mehr die mentalistischen Bestandteile von de Saussures Theorie [verdrängten – MZG]“ (Steger 1970, X). Die zweite Richtung ist eine ausschließlich deutsche Ausprägung in Form der inhaltsbezogenen Grammatik.

Die Prager Schule mit Jakobson und Trubetzkoy sowie der frühe behavioristisch beeinflusste amerikanische Strukturalismus legen den Fokus auf die Untersuchung ausschließlich wahrnehmbarer Tatsachen, wodurch ein Materialkorpus als Untersuchungsgegenstand eine große Rolle spielt. Um die sprachlichen Einheiten aus diesem Korpus zu isolieren, wird eine Reihe von Operationen angewendet, die letztendlich zur Segmentierung und Klassifizierung von Einheiten führen. So entsteht der klassische Distributionalismus, der nicht nur die Lautstruktur untersucht, sondern auch – in Form der IC-Analyse – unmittelbare Konstituenten auf weiteren sprachlichen Ebenen analysiert (vgl. Steger 1970, Xf.).

Die Kopenhagener Schule mit ihrem wichtigsten Vertreter Louis Hjelmslev konzentriert sich auf die Auffassung, die Sprache könne als eine algebraische Struktur dargestellt werden und stellt diese folglich sehr strikt formalisiert dar. Das spiegelt sich in der Beschreibung der Phoneme wider, die in drei Komponenten zerlegt werden – in die sog. distinktiven Merkmale, die zur Beschreibung der Phoneme dienen. Das Konzept wurde auch auf die Beschreibung der lexikalischen Bedeutung von Wörtern angewendet (sog. Merkmalsemantik).

Auch das Jahr 1959 ist für den europäischen Strukturalismus sehr prägend – es ist das Erscheinungsjahr von Lucien Tesnière's „*Eléments de syntaxe structurale*“, in dem die Frage nach den Abhängigkeitsverhältnissen zwischen den Elementen eines Satzes gestellt wird. Untersucht wird hierbei die Beziehung zwischen dem Regens und dem Dependens.

Nach den bereits genannten Zuordnungskriterien gehören zum europäischen Strukturalismus unter anderem auch Albertus Willem de Groot mit seiner „*Structurele syntaxis*“ von 1949, Paul Diderichsen mit „*Om den danske Sætnings Struktur. Aarsberetning Selskab for nordisk Filolog*“ von 1935/37 zur Untersuchung der „*Struktur des dän. Satzes*“ sowie Jean Fourquet, der 1959 über „*strukturelle Syntax*“ schreibt und 1965 eine „*strukturelle Analyse des deutschen Satzes*“ in „*Ausbau der Mitteilung und Gliederung der gesprochenen Kette*“ vornimmt (vgl. Thümmel 1993a, 258).

Neben dem amerikanischen Distributionalismus mit dem wichtigsten Vertreter Leonard Bloomfield muss noch der Ansatz von Noam Chomsky erwähnt werden. Dieser geht zum einen von der Kreativität der Sprache aus, zum anderen von der grundlegenden Fähigkeit des

Menschen zur Bildung neuer sprachlicher Ausdrücke (vgl. Steger 1970, XII f.). Diese Gedanken finden sich in der generativen Transformationsgrammatik wieder, die zum einen die sprachlichen Einheiten von der Oberflächenstruktur in die Tiefenstruktur mithilfe von Transformationen umwandelt, zum anderen aber werden Transformationsregeln dafür verwendet, um aus einzelnen Elementen neue komplexe Ausdrücke zu generieren.

Die inhaltsbezogene Grammatik ist laut Steger eine „deutsche [...] Sonderform [des Strukturalismus – MZG], die man in ihren Anfängen mit den Namen Leo Weisgerber, Walter Porzig, Jost Trier, Gunther Ipsen und einigen anderen verbinden kann“ (Steger 1970, VIII) und die nach 1945 in Deutschland eine starke Entwicklung erlebt und demzufolge an Einfluss gewinnt. Laut Heller gehören Trier und Weisgerber zu den Forschern, die im deutschsprachigen Raum am frühesten die Gedanken de Saussures rezipiert und in eigenen Werken verarbeitet haben, u. a. steht Triers Feldforschung unter dem Einfluss des „Cours“ (vgl. Heller 1998, 89ff.): „Im ganzen der Auffassung fühle ich mich am stärksten verpflichtet Ferdinand de Saussure, am stärksten verwandt Leo Weisgerber“ (Trier 1931, 11, zit. nach Heller 1998, 89).

Auch Weisgerber kann als ein großer Anhänger de Saussures bezeichnet werden. Bereits seine Habilitationsschrift unter dem Titel „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“ von 1925 ist von der „expliziten und extensiven Saussure-Rezeption“ (Ehlers 2000, 60) geprägt. Auch in einigen späteren Werken – hier z. B. „Muttersprachliche Bildung“ – übernimmt Weisgerber die Einteilung in „langage, langue, parole“ und ergänzt sie um die vierte Komponente: „Er schlägt vor, 'zwischen *Sprache* im Sinne der Sprachfähigkeit, der Sprache einer Gemeinschaft, des Sprachbesitzes eines Einzelnen und der Verwendung sprachlicher Mittel' (Weisgerber 1932: 249) zu unterscheiden“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Heller 1998, 92; vgl. auch Helbig 1974, 43f.). Diese Gedanken ergänzt Weisgerber um das Humboldtsche Konzept über „die Kreativität der Sprache, die ‚energeia‘“ sowie um die Grundhypothese, „daß die Denkstruktur und somit das ganze Weltverhältnis (‚Weltbild‘) durch die je besondere Struktur der Einzelsprachen bestimmt wird“ (Steger 1970, VIII). Dadurch rückt die inhaltsbezogene Grammatik Weisgerbers auch die Sprachgemeinschaft in den Fokus ihrer Untersuchungen. Dabei vereint Weisgerber die „von Saussure entwickelte Sprachkonzeption“ mit „der von ihm selbst geförderten Humboldt-Renaissance“ (Heller 1998, 92; vgl. auch Helbig 1974, 122).

Obwohl Weisgerber in späteren Werken versucht, „die Bedeutung Saussures für die eigene wissenschaftliche Entwicklung herunterzuspielen“ (Ehlers 2000, 64; vgl. auch Ehlers 2000, 60ff.), ist dessen Einfluss auf das Werk Weisgerbers nicht zu vernachlässigen – aus diesem Grund wird die inhaltsbezogene Grammatik Weisgerbers als ein „philosophisch-soziologischer Ansatz“, der auch als „Humboldt-Saussure-Schule“ (Glinz 1958, 36) bezeichnet wird, den strukturalistischen Schulen zugeordnet.

Die Schwächen der inhaltsbezogenen Grammatik als eines Analysemodells sind nicht zu unterschätzen, da keine methodischen Prinzipien und Prozeduren entwickelt wurden, um grammatische Beschreibungen zu ermöglichen sowie „den Übergang von der Beschreibung der äußeren Form zur Analyse der inneren Form“ darzustellen (Steger 1970, VIII).

Abschließend lässt sich sagen, dass solche namhaften deutschen Sprachwissenschaftler wie Leo Weisgerber, Hennig Brinkmann, Johannes Erben und Paul Grebe Vertreter der inhaltsbezogenen Grammatik waren. Auch Hans Glinz ist hierzu zu zählen, der sich zwar nach der Veröffentlichung der „Inneren Form des Deutschen“ immer stärker dieser Schule zuwandte, allerdings für sich ihre Schwächen überwand, indem er „immer alle Anstrengungen auf das Methoden- und Theorieproblem gerichtet“ (Steger 1970, IX) hat. Somit steht er laut Steger in manchen Aspekten stärker der ersten charakterisierten Hauptrichtung des Strukturalismus nahe (vgl. Steger 1970, VIII f.). Glinz wagte also einen Spagat zwischen dem „klassischen“ Strukturalismus und der inhaltsbezogenen Grammatik, wie dies Thümmel beschreibt: „für ihn [Glinz – MZG] ist ein 'offener Strukturalismus [...] als inhalts- und wirkungsbezogene Sprachwissenschaft' fruchtbar“ (Thümmel 1993a, 258).

3.2. Bisherige Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells

3.2.1. Zuordnung zum Strukturalismus

Die deutsche Grammatik hat sich nur sehr zögernd und vorsichtig an der strukturellen Linguistik orientiert. Der erste, der strukturelle Methoden auf deutschem Sprachgebiet und auf die deutsche Sprache – unabhängig von der Entwicklung im Ausland – anwandte, war Hans Glinz in seinem bisherigen Hauptwerk „Die innere Form des Deutschen“ (Helbig 1973, 216).

Dieses Zitat von Gerhard Helbig fasst kurz und bündig die Entwicklung in der deutschsprachigen Germanistik nach dem Zweiten Weltkrieg und die langsame Aufnahme und Durchsetzung von neuen Strömungen in der internationalen Linguistik zusammen. Deswegen wird die Leistung von Glinz, Deutsch mittels struktureller Methoden darzustellen, stark betont, vor allem, weil dies in völliger Isolation von der oben genannten neuen Ausrichtung in der ausländischen Sprachwissenschaft erfolgte. Auch Glinz versteht sich selbst als einen Strukturalisten (vgl. Glinz 1963: Ziele und Arbeitsweisen der modernen Sprachwissenschaft. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 200, 3, 172; zit. nach Helbig 1973, 216).

Bredel/Günther sprechen in diesem Kontext ebenso von einem „strukturellen Neubeginn der Beschreibung des Deutschen“ und zwar

in einer Zeit, als sich eine Linguistik Weisgerber'scher Prägung eine eher sprachphilosophische Denkweise zur Gewohnheit gemacht hatte, wie sie in der sog. inhaltsbezogenen Grammatik kulminiert und die weitgehend von hermeneutischen Zugriffsweisen, sprachhistorischen Überlegungen sowie von der traditionellen Grammatik lateinischer Provenienz geprägt war (Bredel/Günther 2009, 179).

Nicht nur Helbig und Bredel/Günther betonen die Pionierarbeit von Glinz auf dem Feld der deutschen strukturellen Sprachwissenschaft, sondern auch u. a. Baumgärtner, der von „eine[r] eigenwillige[n] strukturelle[n] Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ und „erste[n] deutsche[n] Grammatik dieser Art“ (Baumgärtner 1965, 1190) spricht. Zum einen ist hier die Methode der Untersuchung relevant – sehr allgemein bezeichnet Glinz diese als „die erste vollständige Anwendung der grundlegenden Einsichten Saussures auf die deutsche Grammatik“ (Glinz 1963: Ziele und Arbeitsweisen der modernen Sprachwissenschaft. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 200, 3, 168; zit. nach Helbig 1973, 216).

„Die innere Form des Deutschen“ bietet eine „ausdrucksbezogene strukturelle Untersuchung“ (Baumgärtner 1965, 1191), da Glinz von den Ausdrücken (d. h. von der Realisation, von dem Bezeichnenden) ausgeht. Als das Bezeichnende wählt Glinz Äußerungen von einer bestimmten Länge – es sind nicht die einzelnen Sätze, sondern ein Text, der diversen Untersuchungsvorgängen unterliegt. Da hier eine strukturalistische Vorgehensweise vorliegt, deklariert Bußmann: Die Untersuchung der Sprache anhand eines Textes gehört laut ihr zu den Verfahren der strukturalistisch orientierten Sprachwissenschaft, deren viele charakteristische Züge die Grammatiktheorie von Glinz trägt. Glinz geht von einem Textkorpus als empirischer Grundlage für sprachwissenschaftliche Experimente aus (vgl. Bußmann 2008, 378) und untersucht auf dessen Basis „systematische [...] Regularitäten der Langue mittels Daten der Parole (Korpus), während die Parole selbst Untersuchungsgegenstand verschiedener Disziplinen [...] sein kann“ (Bußmann 2008, 386). Die Vorgehensweise bei der Untersuchung basiert vor allem auf der Anwendung von systemimmanenten Proben wie die Verschiebeprobe, Ersatzprobe und die Weglassprobe, um „am sprachlichen Mechanismus wie ein Chemiker oder Physiker mit seinen Stoffen oder ein Mechaniker mit seinem Motor [zu experimentieren – MZG]: Wir nehmen Teile weg, wechseln sie aus, stellen sie um, fügen neue hinzu usw.“ (Glinz 1952, 53). Der nächste Schritt – die Interpretation der ermittelten Satzglieder und Wortarten – stieß allerdings bei vielen modernen Linguisten auf Ablehnung aufgrund der fehlenden Objektivität. Aus diesem Grund spricht Schmidt davon, dass Glinz „dem Strukturalismus weitgehend verpflichtet“ ist, weil er zwar „streng linguistische Methoden“ (Schmidt 1973, 17) verwendet, aber nicht ausschließlich. Nach Gipper und Schwarz könnte man an dieser Stelle von einem „offene[n] Strukturalismus“ (Gipper/Schwarz 1962, 661) sprechen. Hans Glinz vertritt in der „Inneren Form des Deutschen“ eine Ansicht, die eher der „empirisch-experimentelle[n] Methodik des Strukturalismus als [...] [der] axiomatisch-mathematisierende[n] Theoriebildung“ zugeordnet werden kann. Aus diesem Grund kann seine Sichtweise eher den „bestimmten Tendenzen des amerikanischen Deskriptivismus“ zugeordnet werden und nicht stärker formalisierten „Schulen der strukturellen Linguistik [...] wie etwa die Kopenhagener Glossematik oder die generative Grammatik“ (Helbig 1973, 216). Glinz lehnt

später „die zu weitgehende Abstraktion und Idealisierung auf der langue-Ebene [...] ab“ (Dittmann 1980, 159).

Die Glinzsche Methodik sowie die Ergebnisse der Untersuchung decken sich mit den Arbeiten von solchen bedeutenden Linguisten wie Pike, Harris und Nida, obwohl der Ansatz in völliger Isolation entstand. Glinz schreibt wie folgt über die überraschende Deckungsgleichheit seiner Ansichten mit den Sichtweisen des amerikanischen Strukturalismus:

Fast alle amerikanischen Beurteiler (William G. MOULTON in *Language* 1953, S. 175-180, Uriel WEINREICH in *Word*, 1953, S. 309-312, Herbert PENZL in *Journal of English and Germanic Philology*, S. 489-491, R.-M. S. HEFFNER in *Monatshefte*, Madison, 1953, S.55-56) haben angemerkt, daß das von mir entwickelte experimentierende Verfahren (Klangproben, Ersatzproben, Verschiebeproben) sich bis in die Einzelheiten mit Verfahren berührt, die zur selben Zeit andernorts, vor allem in Amerika entwickelt wurden, und sie haben - z.T. mit Überraschung, ja mit Empörung - festgestellt, daß ich die betreffenden amerikanischen Arbeiten (z.B. von PIKE, HARRIS, NIDA) und das für viele amerikanische Linguisten grundlegende Buch *Language* von Leonard BLOOMFIELD nicht kannte [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1961, 3f.).

Des Weiteren wurden Übereinstimmungen mit den Arbeiten von Charles Fries festgestellt, vor allem geht es hier um das Buch „The structure of English“ von 1952, was für die Objektivität und Richtigkeit sowohl der Methode als auch der Ergebnisse sprechen könnte, da beide Ansätze unabhängig voneinander entstanden (vgl. Glinz 1961, 4).

Die Neuartigkeit der Methode und die fundierten Ergebnisse der Sprachuntersuchung sind nach Schmidt ein Grund zu sagen, dass die „experimentierend-interpretierende [...] Forschungsmethode [...] der deutschen Grammatikforschung einen guten Dienst erwiesen hat. Seine Arbeiten [von Glinz – MZG] bedeuten in dieser Hinsicht gewiß einen Fortschritt“ (Schmidt 1973, 18). Aufgrund der von Glinz gewählten Methode zur Ermittlung von Spracheinheiten vergleicht Eto seinen Ansatz sogar mit manchen Aspekten der generativen Grammatik von Chomsky:

[...] Glinz präsentiert induktive Ergebnisse für die Erklärung der universalen grammatischen Struktur aus einer Fallstudie des heutigen Deutschen als seiner Muttersprache. Diese Betrachtungsweise kann man mit Aspekten der Chomskyschen generativen Grammatik vergleichen (Eto 1999, 26).

Da ein solcher Vergleich in anderen Quellen nicht aufgeführt wird, soll diese Anmerkung von Eto in die Zuordnung von Glinz zwar aufgenommen, aber nicht weiter ausgeführt werden.

Abschließend soll noch ergänzt werden, dass Hans Glinz in seiner „Inneren Form des Deutschen“ einen Ansatz verfolgt, der „die stärker operationale Phase des amerikanischen Strukturalismus vor Chomsky in Erinnerung ruft (Hockett, Harris), die in der deutschen Konzeption weitgehend übersprungen wurde“ (Wildgen 2010, 58).

3.2.2. Zuordnung zur inhaltsbezogenen Grammatik

Das Verhältnis zwischen dem Glinzschen Ansatz und der inhaltsbezogenen Grammatik von Weisgerber ist äußerst problematisch. In der „Inneren Form des Deutschen“ findet man

Ansätze, die einen inhaltsbezogenen Charakter haben, eine eindeutige Zuordnung des gesamten Grammatikmodells ist dagegen aufgrund der nur fragmentarischen Deckungsgleichheit nicht möglich. Des Weiteren ist die Relation zwischen Leo Weisgerber als dem Gründer der inhaltsbezogenen Grammatik in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Hans Glinz nicht eindeutig. Eine der Ursachen ist die streng autoritäre Vorgehensweise von Weisgerber, der seine Sprachauffassung und die damit einhergehende Theorie stark verteidigt hat und von fremden Entwicklungen und Einflüssen fernhalten wollte. Dies hatte zur Folge, dass Weisgerber starke – zumeist aber ungerechte und unbegründete – Kritik an solchen Anhängern seiner inhaltsbezogenen Theorie ausübte wie Brinkmann und Glinz, weil sie sich dieser weitgehend angenähert haben (vgl. Helbig 1973, 120).

Aus diesem Grund wechselt sich die Annäherung von Glinz an den inhaltsbezogenen Ansatz von Weisgerber mit seiner Ablehnung ab.

Die Annäherung an bzw. Bekenntnis zur inhaltsbezogenen Grammatik von Weisgerber schlägt sich wie folgt nieder:

In den Vorbemerkungen zur zweiten Auflage der „Inneren Form des Deutschen“ geht Glinz auf die Kritik von Weisgerber ein, die dieser in der Rezension „Glinz, Hans, Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik“ 1953/54 veröffentlicht hat. Weisgerber beschreibt die Vorgehensweise von Glinz zwar als einen ernstzunehmenden Versuch, die Inhalte des Deutschen zu untersuchen, sieht diese aber als zu stark lautbezogen an (vgl. Weisgerber 1953/54, 116f.). Glinz beteuert, es sei auch sein Ziel, an die Inhalte der Sprache heranzukommen, aber eben durch die Klangseite – diese sei nur ein Medium, um zu dieser Sprachschicht zu gelangen:

[d]as ganze in diesem Buche und weiterhin von mir geübte experimentierend-interpretierende Verfahren [...] nämlich gar nicht auf die Klangseite der Sprache [geht], ist also nicht «lautbezogen», sondern es geht auf die Wirkungen, die wir im sprachlichen Handeln erfahren und beobachten können [...] (Glinz 1961, 5).

Um sein Vorgehen gegen Vorwürfe Weisgerbers zu verteidigen, resümiert Glinz die Argumente wie folgt:

Das ändert aber nichts an meiner Überzeugung, [...] daß mein Verfahren [...] grundsätzlich nicht lautbezogen ist (mindestens nicht in einem gegenüber «inhaltsbezogen» abwertenden Sinne), sondern daß es «Sprach-Spiel-bezogen», «wirkungsbezogen» und damit von Grund auf «inhaltsbezogen» ist, wenn man es nur weit genug führt (Glinz 1961, 7).

Die Akzeptanz des Glinzschen Grammatikmodells seitens Weisgerber zeigt sich erst ab 1960. Zum einen revidiert er seine Meinung und sagt, „Die innere Form des Deutschen“ sei eine Bereicherung für die Forschung der Sprachinhalte und betont die Eindringlichkeit der Arbeit von Glinz sowie ihre Durchsetzung im muttersprachlichen Deutschunterricht (vgl. Weisgerber 1960, 324). Des Weiteren übernimmt Weisgerber von Glinz den Begriff „Systemoid“, den er für die Charakterisierung der Sprache 1962 verwendet (vgl. Dittmann 1980, 160).

Eine kritische und ablehnende Haltung gegenüber der inhaltsbezogenen Grammatik findet man im Vorwort zur dritten Auflage der „Inneren Form des Deutschen“, in dem Glinz wie folgt schreibt:

Das gilt auch für Weisgerber, der zwar den Vorrang der Schicht der Inhalte von der Schicht der Lautungen sowie die Wichtigkeit der Syntax [...] ausdrücklich proklamierte, aber doch in der Praxis davon zurückschreckte, auf die von den Lautungen her konstituierten grammatischen Begriffe (z. B. die starke und die schwache Flexion [...]) und auf die traditionellen fünf Satzglieder einfach zu verzichten und sich auf einen radikalen Neuansatz von der Schicht der wirklich funktionierenden sprachlichen Einheiten und Strukturen her einzulassen (Glinz 1962, 3, zit. nach Dittmann 1980, 160).

Wie Dittmann berichtet, hat die inhaltsbezogene Grammatik Weisgerbers für den Glinzschen Ansatz „methodisch wenig zu bieten“, vor allem, weil die leistungs- und wirkungsbezogene Sprachauffassung Weisgerbers für Glinz nicht im engsten Fokus der Sprachwissenschaft steht (vgl. Dittmann 1980, 160).

Einige Jahre später – in der sechsten Auflage der „Inneren Form“ – möglicherweise nach wiederholter Kritik der Glinzschen Beziehung zur inhaltsbezogenen Grammatik – streitet Glinz entschieden ein „Bekenntnis zu Humboldt oder zu einer deutschen Humboldt-Schule“ (Glinz 1973, 1) ab. Dittmann ist der Meinung, dass Glinz mit „einer deutschen Humboldt-Schule“ die inhaltsbezogene Sprachwissenschaft Weisgerbers meint und die Einleitung zur sechsten Auflage der „Inneren Form“ nutzt, um eine wiederholte Abgrenzung von Weisgerber vorzunehmen (vgl. Dittmann 1980, 158).

Es gibt aber auch Beispiele relativ neutraler Haltung von Glinz gegenüber der inhaltsbezogenen Grammatik. Auf folgende Kritik Pfeleiderers

Die empiristische Grundeinstellung des Verfassers drückt sich besonders darin aus, daß er keine inhaltsbezogene Grammatik will. Er bezeichnet das «Ausgehen von den Inhalten» als etwas «für die Wissenschaft Gefährliches, vor allem in der heutigen Lage einer mehr- und übersprachlichen Bildung» (S. 473) [der „Inneren Form des Deutschen“ – MZG] (Pfeleiderer 1954, 112)

erwidert Glinz, er gehe von den Inhalten aus dem Grund nicht aus, „weil das bei der heutigen Forschungslage zu leicht zu Fehldeutungen führen müßte“ (Glinz 1961, 5). Ob er das Ausgehen von Inhalten an sich für gefährlich hält, ist an dieser Stelle irrelevant.

Eine wichtige Stellungnahme zur Problematik der Annäherung bzw. Ablehnung der Sprachauffassung Weisgerbers bietet das Zitat aus dem Abschnitt „Verhältnis zur inhaltsbezogenen Grammatik“:

es geht heute gar nicht um eine Entscheidung «Strukturalismus oder inhaltsbezogene Sprachwissenschaft», sondern fruchtbar ist nur ein «offener Strukturalismus (im Sinne von «Systemerprobung») als inhalts- und wirkungsbezogene Sprachwissenschaft» (Glinz 1961, 7).

Damit zeigt Glinz, dass eine eindeutige Zuordnung zu einer Forschungsrichtung an sich irrelevant ist, wenn eine bestimmte Untersuchungsmethode dabei fruchtbringend ist.

Mit dem Verhältnis des Glinzschen Grammatikmodells zur inhaltsbezogenen Grammatik Weisgerbers haben sich u. a. Gerhard Helbig und Jürgen Dittmann auseinandergesetzt.

Helbig ordnet erst die sog. „dritte Phase“ in der Entwicklung des Glinzschen Grammatikmodells, d. h. ab dem Zeitpunkt der Erscheinung des Buches „Der deutsche Satz“ in 1957, der allmählichen Annäherung an die inhaltsbezogene Grammatik zu. Diese Phase hat allerdings Einfluss auf „Die innere Form des Deutschen“, da sie in ihrer zweiten Auflage um eine Beilage mit neuen Anmerkungen erweitert wurde. Die vorgenommenen Änderungen betreffen zum einen die Ersetzung der ursprünglichen Glinzschen Terminologie durch die Begriffe der traditionellen Grammatik. Als Beispiel können hier folgende ausgetauschte Termini genannt werden wie „Leitglied“ gegen „Personalform des Verbs“, Genera verbi „einfach, bewirkt, gegeben“ durch „Aktiv – Handlungspassiv – Zustandspassiv“ sowie Modi „anzunehmen – nur zu denken“ durch „Konjunktiv I und Konjunktiv II“. Helbig führt weiter auf, dass die Begriffe „Bedeutung, Wert, Geltung“ durch den Terminus „Inhalt“ ersetzt werden, der aber in der „Inneren Form“ nun in der Weisgerberschen Lesart erscheint (vgl. Helbig 1973, 227f. und 216f.). Helbig geht davon aus, dass Glinz

an den beiden Strömungen – der strukturellen Linguistik und der inhaltsbezogenen Grammatik – zu verschiedener Zeit und in verschiedenem Maße teil[genommen hat – MZG], so daß man eher von einer Zwischenstellung sprechen muß und diese Zwischenstellung nach den verschiedenen Phasen in der Entwicklung von Glinz zu spezifizieren hat (Helbig 1974, 217).

Dittmann sieht die Zuordnung vom späteren Werk von Glinz zur inhaltsbezogenen Grammatik, die Helbig vornimmt, als unzulässig an:

Eine klare Entwicklung, „die Glinz immer stärker in das Lager der inhaltsbezogenen Grammatik hinüberführt“ (Helbig 1974, 217, zit. nach Dittmann 1980, 157) [...] scheint [...] eine unzulässige Vereinfachung zu sein: Zwar existiert von ihm eine Monographie mit dem Titel „Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse“ (1965a), aber zutreffend bemerkt Glinz (ebd., S. 12), daß bei ihm Umriss und Aufgaben der inhaltsbezogenen Sprachforschung „zum Teil gegenüber Weisgerber etwas anders formuliert und akzentuiert“ würden (Dittmann 1980, 157).

Dittmann betont, dass das Vorwort zur sechsten Auflage der „Inneren Form des Deutschen“ durch die starke Abgrenzung von der inhaltsbezogenen Grammatik geprägt ist, obwohl die Entwicklung innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells nach 1952 und verstärkt in den 60er Jahren „zweifelloso eine sachlich motivierte Hinwendung zu semantischen und textuellen Aspekten von Sprache“ (Dittmann 1980, 158) ist. Der Grund dafür, dass Dittmann die Arbeiten von Glinz in seinem Aufsatz „Sprachtheorie der inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft“ behandelt, ist, weil Glinz „zu Fragestellungen und zum Teil dann auch zu Lösungen gelangt, die denen der inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft nahestehen“ (Dittmann 1980, 158).

Dittmanns äußerst vorsichtige Vorgehensweise in der Zuordnung von Glinz zur inhaltsbezogenen Grammatik kann dadurch relativiert werden, dass Glinz einer Forschergruppe deutscher und ausländischer Germanisten angehörte, die mithilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1956 mit dem Schwerpunkt „Sprache und Gemeinschaft“ gegründet wurde. Diese Gruppe verfolgte das Ziel der Planung und letztendlich der Ausarbeitung einer inhaltsbezogenen deutschen Grammatik. Neben Glinz gehörten zum Kern dieses Forscherkreises u. a. Brinkmann, Porzig, Trier und Weisgerber sowie eine Reihe von weiteren

ständigen Mitarbeitern wie Erben und Moser (vgl. Weisgerber 1960, 324). Somit kann die starke Neigung von Glinz zum Lager der inhaltsbezogenen Grammatik bestätigt werden.

3.2.3. „Die innere Form des Deutschen“ und ihre Zwischenstellung zwischen dem Strukturalismus und der inhaltsbezogenen Grammatik

Einige Autoren wie Piitulainen, Cherubim, Eto oder Eichinger betrachten „Die innere Form des Deutschen“ von Hans Glinz und den dort dargestellten Ansatz als eine Vereinigung von strukturalistischen und inhaltsbezogenen Ansätzen.

Laut Piitulainen ist Glinz und seine „Innere Form“ „sowohl strukturalistisch als auch inhaltsbezogen ausgerichtet“. Der strukturalistische Bezug ist durch die „experimentellen Methoden“ gewährleistet, die in der inhaltsbezogenen Grammatik nicht auftreten. Dagegen wird die „Inhaltsbezogenheit“ laut Piitulainen bei den Satzgliedern sichtbar, d. h. „in den Bezeichnungen der Satzglieder (z. B. „Zielgröße“, „Zuwendgröße“, „Anteilgröße“ usw.)“ (Piitulainen 1980, 105f.).

Laut Cherubim bieten „Die innere Form“ von Hans Glinz (1952) und „Abriß der deutschen Grammatik“ von Johannes Erben (1958) „eine Verbindung von inhaltsbezogenem Ansatz mit moderneren, speziell strukturalistischen Prinzipien“ (Cherubim 1980, 776), leider führt er diesen Gedanken nicht weiter aus.

Auch Eto sieht als ein Merkmal der „Inneren Form“ die Vereinigung der inhaltsbezogenen Sprachforschung im Sinne von Humboldt mit dem strukturalistischen Gedankengut von de Saussure. Typisch strukturalistisch ist hier auch die synchronische sowie empirische Untersuchung der Muttersprache, des Deutschen (vgl. Eto 1999, 34), das Ausgehen von dem Satz als der „zentralen Einheit der Sprachanalyse“ sowie die „Neigung zur Zerteilung von Sprache in ihre kleinen Einheiten, d. h. das Phonem in der Phonologie, das Morphem in der Morphologie und das Tagmem in der Syntax“ (Eto 1999, 30). Die „Ergänzung von Strukturalismus und inhaltsbezogener Sprachforschung“ sieht Eto auch in der Bezugnahme auf Trier und Weisgerber, die Glinz wie folgt vornimmt:

In jedem der gezeigten Bereiche sind nun nämlich die einzelnen Werte oder Momente nicht nur durch sich selbst bestimmt und begrenzt [...], sondern sie verdanken ihre Geltung in größerem oder geringerem Maß ihrer Stellung gegenüber Nachbarn, also ihrem Ort in einem System, einer Struktur, einem Feld, wie man für die Inhalte seit Trier und Weisgerber oft sagt (1962: 17) [Glinz 1962c: Sprache und Welt – MZG] (Eto 1999, 30).

Ähnlich wie Eto nimmt auch Eichinger Bezug auf „die spezifisch germanistische Entfaltung strukturalistischen Gedankenguts in der inhaltsbezogenen Grammatik“, die im Titel „Die innere Form des Deutschen“ sichtbar ist und an Humboldt erinnert (obwohl Glinz diesen Bezug mehrmals abgelehnt hat, der aber immer wieder in der Sekundärliteratur über „Die innere Form“ in Erscheinung tritt). Nichtsdestotrotz betrachtet Eichinger das Werk von Glinz als eine strukturelle Beschreibung des Deutschen, „die sich an die formalen Bedingungen des

Deutschen hält und nicht zuletzt operationalisierbare Verfahren benennt und nutzt“ (Eichinger 2008, 29).

Als letztes soll die Schilderung von Baumgärtner in Bezug auf die Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells zu den o. g. Strömungen behandelt werden. Baumgärtner berichtet, dass amerikanische Linguisten wie William G. Moulton zwar deutliche Überschneidungen eigener Theorien mit Glinz bezüglich der Form der Strukturanalyse gefunden haben, dem Ansatz aber insgesamt zu wenig methodische Strenge und Konsequenz vorwerfen. Dagegen halten die deutschen Linguisten wie Weisgerber die „Strukturmethode“ für zu lautbezogen.

Glinz steht (oder stand zumindest) zwischen den Richtungen, und daher reflektiert sein Vorwort in seinen wichtigsten Abschnitten diesen Sachverhalt. Er erklärt zunächst, warum ihm der amerikanische Strukturalismus bis zur Niederschrift seines Buches unbekannt geblieben ist. Er stellt zweitens heraus, - zitierbar etwa in der Weise, daß er die Sprache grundsätzlich ansieht, „als ein historisch geschichtetes und darum nie ganz reines System..., als ein ‚gesellschaftliches Objektivgebilde‘, das sich nicht in einem ‚Code‘ erschöpft, sondern bei dem neben der logisch-systematischen auch immer eine künstlerisch-freie Komponente mitwirkt und im Auge behalten werden muß“ (S. 4) (Baumgärtner 1965, 1190).

An diesem Zitat von Baumgärtner kann man erkennen, dass selbst Glinz sich mit der Zuordnung seines Grammatikmodells schwergetan und mal die Zugehörigkeit, mal die Ablehnung einer linguistischen Strömung beteuert hat.

3.2.4. Zuordnung zur operationalen Analyse

Hierbei gibt es nicht nur eine Bezeichnung dieser linguistischen Richtung, man findet in der Sekundärliteratur unterschiedliche Termini, die aber alle dieselben Lexeme „Operation“ und „Analyse“ bzw. ihre Ableitungen verwenden, um auf diese Strömung zu referieren.

Hundsnurscher verwendet die Bezeichnung „operational-analytische Grammatik“, der er Glinz zuordnet und ihn zugleich von der inhaltsbezogenen Grammatik (Vertreter: Weisgerber, Brinkmann, Erben), von der funktionalen Grammatik von Admoni und Schmidt, von der Depenenzgrammatik im Sinne von L. Tesnière (Vertreter: Erben, Heringer, Engel) sowie von den generativ-transformationellen Modellen in Nachfolge von Chomsky abgrenzt, die in Deutschland von Bierwisch, Motsch, Hartung und Steinitz vertreten waren (vgl. Hundsnurscher 1980, 212).

Bzdęga spricht von „operationaler Syntax“ von Hans Glinz und nennt folgende relevante Faktoren der Methodologie, die in der „Inneren Form“ zu finden sind und die zur Definition linguistischer Einheiten wie Satzglieder und Wortarten dienen: Zum einen wird positiv hervorgehoben, dass Glinz „spracheigene Maßstäbe“ zur Untersuchung verwendet „ohne Zuhilfenahme externer Bezugsgrößen und subjektiv-spekulativer Kriterien“. Des Weiteren bezeichnet Bzdęga die Vorgehensweise als ein „unvoreingenommenes phänomenologisches

Herangehen“ (vgl. Bzdęga 1995, 25) und ordnet das Glinzsche Modell den strukturellen bzw. taxonomischen Grammatiken zu.

Laut Brinker ist die operationale Satzgliedanalyse neben der Konstituentenstrukturgrammatik eines der wichtigsten strukturalistischen Modelle der Satzanalyse. Dabei wird unter dem Begriff „operationale Satzgliedanalyse“ lediglich die Methode verstanden, die als der „zentrale[...] Bestandteil der operational-analytischen Grammatik“ gilt, die Glinz für das Deutsche entwickelt hat. Der Ausgangspunkt ist wie in vielen anderen strukturalistischen Modellen (z. B. IC-Analyse) der Satz, dessen Struktur untersucht wird. Die sprachlichen Einheiten wie Wortarten und Satzglieder werden „durch systematische Anwendung kontrollierbarer Verfahren (Operationen) intersubjektiv“ ermittelt und bestimmt (Segmentierung und Klassifikation) (vgl. Brinker 1972, 1ff.). Eine große Leistung der operationalen Satzgliedanalyse – Hundsnurscher unterscheidet hierbei nicht zwischen der Benennung der Methode und der Strömung – besteht darin, dass sie deskriptiv und systemaufzeigend ist und dass sie die Leistungen des taxonomischen Strukturalismus im Sinne von Harris und Hockett für das Deutsche nachholt (vgl. Hundsnurscher 1980, 216f.).

Cherubim verwendet den Terminus „operationales Satzgliedmodell“, um auf die Glinzsche Grammatik zu referieren. Er betont die Verwendung des Konzeptes „hierarchisch geordneter Ränge“, das auch in der Basis der generativen Transformationsgrammatik zum Gebrauch kommt, wobei „die Einheiten auf den unterschiedlichen Rängen primär nach morphologischen Gesichtspunkten bestimmt“ (Cherubim 1975, 67) werden.

3.2.5. Fazit

In den obigen Kapiteln wurde die Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells in der zeitgenössischen sowie neueren Sekundärliteratur diskutiert. Die Problematik der eindeutigen Bestimmung besteht darin, dass in der „Inneren Form des Deutschen“ Ansätze zu finden sind, die vor allem im klassischen Strukturalismus, aber auch in der inhaltsbezogenen Grammatik im Sinne von Weisgerber vertreten werden, sodass sowohl bei den Rezipienten als auch bei dem Autor selbst eine Verwirrung entsteht.

Die Lage wird noch von der Haltung von Glinz erschwert, der sich in seinen Schriften einmal zum Strukturalismus bzw. zu der inhaltsbezogenen Grammatik bekennt, andererseits versucht er, sich von der einen oder anderen Strömung zu distanzieren. Fest steht auf jeden Fall die Tatsache, dass die Entstehung der „Inneren Form“ auf dem Einfluss de Saussures fußt, somit kann das Glinzsche Werk eindeutig dem varietätenreichen europäischen Strukturalismus zugeordnet werden. Da der Anteil der Konzepte in der „Inneren Form“, die auf Weisgerber zurückzuführen sind, sehr gering ist, bleibt es bei der Zuordnung zu der ersten genannten Strömung.

Die Zuordnung der „Inneren Form“ zur operationalen Analyse, die ebenso häufig in der Sekundärliteratur vorgenommen wird, ist nicht so kontrovers und kann gleichzeitig zutreffen, weil sie der grundsätzlichen Zuordnung zum Strukturalismus nicht widerspricht.

4. „DIE INNERE FORM DES DEUTSCHEN“ ALS EINE DEPENDENZGRAMMATIK?

Die Frage, ob es sich bei der „Inneren Form des Deutschen“ um eine Dependenzgrammatik handelt, wurde in der rezipierten Sekundärliteratur nicht gestellt, allerdings positionieren Engel sowie Kobler-Trill/Schilcher das Glinzsche Grammatikmodell speziell bei den Vorreitern der deutschen Valenzgrammatik (vgl. Engel 2006, 1314 und vgl. Kobler-Trill/Schilcher 2006, 1331). Ob und inwiefern „Die innere Form“ auch als eine Dependenzgrammatik gelten kann, wird zum ersten Mal in der vorliegenden Arbeit untersucht.

Als den Ausgangspunkt bei diesen Überlegungen soll ein Zitat von Glinz fungieren:

Solche Rede ist durch die Leitglieder, Nennglieder und durch die darauf zielenden Spannfügteile geordnet und geleitet. Die Größen sind überall als bezogene Glieder eingeordnet, in einen festen Rahmen eingestellt. Das Ganze ist ein außerordentlich kompliziertes, feines Gebilde von Beziehungen (Glinz 1952, 411f.).

Die zentralen Aussagen des Zitats sind in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die Satzglieder in bestimmten Beziehungen zueinanderstehen und dass die Größen bezogene Glieder sind, d. h. es gibt ein Element, auf das sie sich beziehen. Nun gilt es diese Beziehungen zu beschreiben, ob sie hierarchischer Natur sind oder ob es sich um gleichwertige Einheiten handelt.

Den ersten Hinweis auf die Natur dieser Beziehungen gibt Schmidt, indem er schreibt: „Das Prinzip der hierarchischen Gliederung liegt dem Aufbau der Grammatiken von H. Glinz, J. Erben, W. Admoni u. a. zugrunde“ (Schmidt 1969a, 521).

Da „Hierarchie“ von Bußmann als „elementares Strukturprinzip [beschrieben wird – MZG], dem zufolge Elemente in Ebenen mit vertikaler Schichtung angeordnet sind“ (Bußmann 2008, 261) und die Glinzsche „Übergangsreihe“ aus einem „Wort – Gliedteil – inneres Glied – Glied – Gliedgefüge – Setzung – Einfügsatz – Prägesatz – Gesamtsatz“ (Glinz 1952, 455) besteht, kann von einem hierarchischen Aufbau von den Einheiten innerhalb der Grammatik von Glinz ausgegangen werden. Nun gilt es nur, diese in Erscheinung getretene Hierarchie mit den vorhandenen Theorien zu vergleichen und sie zu klassifizieren. Diese Aufgabe ist allerdings alles andere als leicht und übersichtlich: „Die innere Form des Deutschen“ weist einen deutlichen Umfang auf, weil Glinz induktiv arbeitet und seine Leser alle Arbeitsschritte mitbekommen lässt, sodass das Buch keinen geordneten Überblick bietet. Somit fällt der direkte Vergleich dieser Grammatik mit Werken z. B. von Erben oder Engel bedeutend schwerer. Nichtsdestotrotz wird hier versucht, die Ansätze des hierarchischen Aufbaus innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells herauszuarbeiten und unter Umständen als dependenziell einzuordnen.

4.1. Definition der Dependenz und ihre Unterarten

Die Definitionen der Dependenz reichen von sehr allgemein gefassten Aussagen über dieses Konzept, über Aussagen, die Dependenz mit der Valenz koppeln bis zu sehr ausdifferenzierten Modellen, die drei Unterarten der Dependenz auführen. Im Folgenden werden einige Auffassungen dargestellt, die repräsentativ für die Bandbreite an Definitionen der Dependenz stehen sollen.

Eine sehr allgemeine Definition der Dependenz liefert Järventausta im Aufsatz „Das Verb als strukturelles Zentrum des Satzes“. Sie beschreibt die Dependenz als „ein syntaktisches Strukturierungsprinzip, nach dem der Satz als ein Bündel von Abhängigkeitsrelationen beschrieben wird [...]“, bei dem „die konkomitanzial organisierten Konnexionen vertikal gerichtet werden [...]“ (Järventausta 2003, 717f.). Eine solche allgemein gefasste Definition hat den Vorteil, dass auch Grammatiken, die lediglich bestimmte dependenzielle Züge aufweisen, als solche aufgefasst werden können.

Alle weiteren Definitionen der Dependenz beschreiben in ihrem Kern dieselbe Bedingung für das Vorliegen einer dependenziellen Beziehung und zwar ein Verhältnis zwischen zwei Einheiten, von denen eine ohne Einschränkungen und ohne Einfluss auf das Hauptelement weglassbar ist und die zweite – das Hauptelement – über die (Nicht-)Existenz des ersten Elements entscheidet:

Dependenz [lat. *dēpendēre* ›abhängen‹. Auch: Abhängigkeit, Determination, Subordination]. Syntaktische Relation der Abhängigkeit eines Elements A von einem Element B, die besagt, dass zwar B ohne A, nicht aber (das dependente) A ohne B vorkommen kann (Bußmann 2008, 153).

Genau diese Art der Definition findet man auch bei Heringer: Dieser „definiert frei nach Hjelmslev: Es sei » π_2 von π_1 dependent, wenn zwar π_1 ohne π_2 in einem Satz vorkommt, nicht aber π_2 ohne π_1 “ (vgl. Heringer 1970a, zit. nach Engel 1972, 121).

Eine sehr ähnliche Definition der Dependenz gibt Vennemann in Anlehnung an Baumgärtner – dieser spricht aber von den Elementen A und B als unmittelbaren Konstituenten. Dabei setzt das hierarchisch höher gestellte Element die zweite Konstituente voraus, das Verhältnis kann aber nicht umgekehrt werden (vgl. Vennemann 1977, 260). In einer solchen Auffassung steht der „dependenzielle [...] Vorkommens-Begriff unmittelbar auf dem Boden der Konstituenz“ – „*Abhängigkeit*“ heißt hier: kontextbedingte Anwesenheit in linearer Kontiguität. Auf diese Weise ist Dependenz nur ein Spezialfall der Konstituenz“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] und sie ist „unentbehrlich für die Erklärung der inneren Organisation des Satzes“ (Baumgärtner 1970, 60, 54, 66).

Brinker betont ebenfalls die Vorkommensabhängigkeit des abhängigen Elements, spricht aber auch von der Fakultivität seines Erscheinens im Verhältnis zum Kernbestandteil („head“), auf den es sich bezieht (vgl. Brinker 1977, 100).

In Anlehnung an Tesnières „rigorose Verallgemeinerung der traditionellen Analyse der ‚Rektion‘“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] liefert Baumgärtner eine Definition der Dependenz, nach der die Dependenz eine mehr oder minder metaphorische Valenz bestimmter ausgezeichnete Lexeme darstellt oder – präziser ausgedrückt – die Wertigkeit dieser Lexeme in Bezug auf übrige Lexeme, die entweder obligatorisch oder fakultativ sein können (vgl. Baumgärtner 1970, 62). Eine solche Auffassung der Dependenz im Sinne der Valenz bezieht sich überwiegend auf eine lexikalische Beziehung zwischen den Elementen, wie das von Baumgärtner genannte Beispiel belegt: Aus der Semantik des Verbs „fallen“ lässt sich schließen, dass die von ihm abhängigen Elemente (hier: das Subjekt) auf ein Objekt der außersprachlichen Wirklichkeit referieren müssen, das vom Vorgang des Fallens direkt betroffen ist (vgl. Baumgärtner 1970, 62). Somit erscheint die Dependenz im neuen Licht und zwar „als eine Relation zwischen Lexem und lexematischen Klassen-Merkmal“ und greift

in die gesamte Problematik der sogenannten ‚Kontextsensivität‘ ein, – in jene Beziehungen, die unter den wechselnden Termini der semantischen Kongruenz, der lexikalischen Solidarität, der ‚Kompatibilität‘ als der Verträglichkeit zwischen den Einheiten der Grammatik insgesamt zur Diskussion gestellt sind [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Baumgärtner 1970, 63).

Wichtig an dieser Stelle sind auch die Einheiten, die von der Relation der Dependenz betroffen sind – laut Engel können durch die Dependenz keine syntaktischen Positionen bestimmt werden. Sie betrifft Strukturen und Einheiten, die im Konstitutionsteil bereits festgelegt sind (vgl. Engel 1972, 131).

Mel’čuk beschreibt die Dependenz als eine nichtsymmetrische Relation in dem Sinne, dass ein Element das zweite bedingt, aber nicht vice versa (vgl. Mel’čuk 2003, 191). Als erster (weitere Ausführungen dieser Art beruhen auf den Arbeiten von Mel’čuk – vgl. Mel’čuk 2003, 191) nimmt er eine Einteilung der Dependenz in Untertypen vor. Dabei findet man solche Einteilungen eher bei der Beschreibung des Phänomens der Valenz und ihrer Unterarten.

Mel’čuk führt drei Typen der Dependenz auf: die semantische, syntaktische und morphologische Dependenz. Den ersten Typus – die semantische Dependenz – charakterisiert er wie folgt:

The wordform w_2 is said to *semantically depend* on the wordform w_1 in the given sentence if and only if [= iff] the meaning of w_1 is a predicate and the meaning of w_2 is its argument in this sentence: ‘ w_1 ’(‘ w_2 ’) [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Mel’čuk 2003, 192).

Mel’čuk schlägt vor, die Beziehung der semantischen Dependenz formelhaft so darzustellen: $w_1 - \text{sem} \rightarrow w_2$, wodurch klarer wird, dass die Wahl des Elementes w_2 durch das Element w_1 in semantischer Hinsicht beeinflusst wird. Als Beispiel eines solchen Einflusses des Verbs auf die restlichen Argumente des Satzes nennt Mel’čuk das Verb „schicken“. Die Beispiele sind bei Mel’čuk 2003 zwar auf Englisch verfasst, es folgt trotzdem eine kurze vergleichbare Analyse in der deutschen Sprache, die aber an Mel’čuk angelehnt ist. Das Verb „schicken“ erfordert drei Argumente: Es beeinflusst die Wahl des ersten Elements, das den Ausführer der im Verb beschriebenen Aktion ist. Zum anderen sind der Gegenstand und der Empfänger des

Prozesses zu nennen (vgl. Mel'čuk 2003, 192). Laut Wildgen bildet die semantische Dependenz den eigentlichen Kern dieser Abhängigkeitsbeziehung, ihre Aufgabe besteht an sich in der Zuordnung der Argumente zu den Prädikaten (vgl. Wildgen 2010, 73).

Die morphologische Dependenz nach Mel'čuk wird wie folgt definiert:

The wordform w_2 is said to *morphologically depend* on the wordform w_1 in the given sentence iff at least one grammeme of w_2 is determined by w_1 [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Mel'čuk 2003, 192).

Dies bedeutet, dass ein bestimmtes Lexem unter dem Einfluss eines anderen die geforderten Flexionsmerkmale annimmt. Als Beispiel nennt Mel'čuk die morphologische Dependenz, die im Zusammenhang mit Präpositionen wie „nach, wegen“ usw. auftritt. Diese Elemente regieren Dativ bzw. Genitiv, d. h. sie beeinflussen das nachfolgende Element, mit dem sie eine Phrase bilden, in seinem Kasus. Mel'čuk kürzt die Definition ab, indem er formelhaft sagt: w_1 – morph $\rightarrow w_2$, wobei die Abkürzung „morph“ für „beeinflusst morphologisch“ steht (vgl. Mel'čuk 2003, 193). Des Weiteren unterscheidet Mel'čuk drei Unterarten der morphologischen Dependenz – „agreement, government and congruence“ (Mel'čuk 2003, 194) –, auf die an dieser Stelle nicht mehr eingegangen wird.

Die letzte Unterart der Dependenz – die syntaktische Dependenz – wird wie folgt definiert:

The wordform w_2 is said to *syntactically depend* on the wordform w_1 via SSyntRel r in a sentence iff each of the Criteria A_C is satisfied for this pair of wordforms and the SSyntRel r [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Mel'čuk 2003, 204).

Um die syntaktische Dependenz als eine Beziehung zwischen zwei Wortformen in einem Satz festzustellen, bedarf es nach Mel'čuk folgender Kriterien, die an dieser Stelle nur genannt und nicht mehr weiter erläutert werden:

- A. Criteria for SSynt-connectedness of the two wordforms (= for the presence of a SSynt- D between them).
- B. Criteria for the SSynt-dominance between the two wordforms (= for the direction of the SSynt- D between them).
- C. Criteria for the type of the given SSynt- D between the two wordforms (= for the type of the SSynt-relation between them) [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Mel'čuk 2003, 199).

Dabei steht die Abkürzung „SSynt-D“ für „Surface-Syntactic dependency“ (Mel'čuk 2003, 199). Laut Wildgen ist die syntaktische Dependenz nach Mel'čuk eine Art der Beziehung, die zwischen der morphologischen und der semantischen Dependenz liegt. Dabei kann die erste Art als formal (an die Form gebunden) und die zweite als inhaltlich (an die Bedeutung gebunden) bezeichnet werden, was man von der syntaktischen Dependenz nicht behaupten kann. Da sie abstrakter, indirekter als die beiden bereits beschriebenen Unterarten ist, wird ihre Existenz häufiger in Frage gestellt (vgl. Mel'čuk 2003, 197). Deswegen betont Wildgen einen ungünstigen Charakter dieser Unterart der Dependenz, da ihre Definition problematischer ist als die Definition der semantischen und morphologischen Dependenz (vgl. Wildgen 2010, 73).

Auch bei der syntaktischen Dependenz können Unterarten ausgesondert werden:

Three major types of Synt-D are (more or less) universally recognized: complementation, modification, and coordination (Complementation and modification are particular cases of subordination.) [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Mel'čuk 2003, 208).

An sich zerfällt die syntaktische Dependenz also nur in zwei Typen – in Subordination und Koordination, die Subordination weist dabei eine weitere Unterteilung in Komplementation und Modifikation auf. Auf die Untertypen der syntaktischen Dependenz wird hier nicht mehr eingegangen.

Die drei besprochenen Typen der syntagmatischen Dependenz – die semantische, morphologische und syntaktische Dependenz – sind laut Mel'čuk logisch unabhängig voneinander und können gemeinsam auftreten und zwar in allen möglichen Kombinationen (vgl. Mel'čuk 2003, 211).

Die Platzierung der Kongruenz und der Rektion als Unterarten der morphologischen Dependenz in der Auffassung Mel'čuks bzw. generell der Zusammenhang zwischen der Kongruenz/Valenz und der Dependenz wurde in der Dependenzforschung diskutiert.

Laut Eroms sind die Kongruenz und die Dependenz Beziehungen, die grundsätzlich in entgegengesetzten Richtungen verlaufen: Von der Seite der Dependenzbeziehung gesehen ist das Subjekt sowie alle anderen Ergänzungen von dem Verb abhängig; von dem Standpunkt der Kongruenz gilt das Subjekt als Quelle der Bindung (vgl. Järventausta 2003, 727). Es handelt sich hierbei um zwei Arten von Verhältnissen mit unterschiedlichen Zentren, deren Beziehung zueinander ambig ist und in der Linguistik verschieden gehandhabt wird. Wegener geht davon aus, dass die Kongruenz ein Argument gegen die Dependenzgrammatik und Zentriertheit des Verbs ist, denn „[d]as Subjekt steht durch die Kongruenz mit dem Verb auf einer Stufe mit diesem, also neben und nicht unter ihm, denn aufgrund der Kongruenz besteht zwischen beiden nicht Dependenz, sondern Interdependenz“ (Wegener 1990, 153, zit. nach Järventausta 2003, 727). Eine solche Sichtweise auf die Dependenz und Kongruenz macht es unmöglich, die Kongruenz als eine Unterart der morphologischen Dependenz wie bei Mel'čuk zu betrachten.

Die Haltung von Eroms gegenüber der Kongruenz und Dependenz ist nicht so strikt wie die von Wegener, für ihn schließt die Kongruenz nicht die Dependenz aus, weil diese „lediglich als eine Manifestation der Sonderstellung des Subjekts unter den Verbergänzungen“ (Järventausta 2003, 727) zu verstehen sei. Als Grund der Koexistenz nennt Eroms den unterschiedlichen Ausgangspunkt beider Beziehungen:

Das Dependenzverhältnis, das seine Quelle in der Valenz des Verbs hat, ist eine strukturelle Abhängigkeitsrelation im Rahmen einer Syntaxtheorie, die Kongruenz dagegen eine formalflexematische Korrespondenz zwischen morphologischen Kategorien in einer Einzelsprache. Die formale Korrespondenz zwischen Subjekt und Finitum, die sich entweder als Personen- und Numeruskongruenz (bei pronominalen Subjekten) oder nur als Numeruskongruenz verwirklicht (s. Eisenberg 1994, 55, 286), wird durch das Subjekt gesteuert. Das Subjekt fungiert als Kontrolleur, dessen Kongruenzkategorien – Person und Numerus – am Finitum als Kongruenten zum Ausdruck gebracht werden (s. Lehmann 1993, 723) (Järventausta 2003, 727).

Eine solche Ansichtswiese ermöglicht immer noch keine Auffassung der Kongruenz als ein Untertyp der morphologischen Dependenz wie bei Mel'čuk, sie schafft allerdings die Möglichkeit für die gleichzeitige Existenz und das Zutreffen beider Verhältnisse.

Während Mel'čuk die Rektion der morphologischen Dependenz als eine Unterart zuordnet, kann sie laut Bußmann im Bereich der Valenz platziert werden, „insofern Valenzträger die morphologische Form der von ihnen »regierten« (abhängigen) Elemente bestimmen (»regieren«)“. Dabei wird die Rektion als „lexemspezifische Eigenschaft von Verben, Adjektiven, Präpositionen oder Substantiven [aufgefasst – MZG], die die morphologische Kategorie (insbesondere den Kasus) abhängiger Elemente bestimmt“ (Bußmann 2008, 580). Diese Auffassungen schließen sich nicht aus, wenn man die Valenz als eine Dependenzbeziehung auffasst und zwar als ein Untertyp davon.

4.2. Dependenzgrammatiken im Allgemeinen

4.2.1. Definition der Dependenzgrammatik

Bereits im Kapitel über die Dependenz und ihre Unterarten wurden die zahlreichen Auffassungen bei der Definierung des Begriffes „Dependenz“ bzw. „Abhängigkeit“ sichtbar. Daraus ergeben sich auch „Unterschiede in den dependenztheoretischen Ansätzen“ sowie der Grad der Formalisierung der Dependenztheorien (vgl. Piitulainen 1980, 142).

Das Gemeinsame an allen Modellen ist ihre Anlehnung am Strukturalismus und das Hauptanliegen, die „Dependenzstruktur eines Satzes, d. h. des Gefüges von Abhängigkeitsrelationen zwischen den Elementen eines Satzes“ (Bußmann 2008, 121) zu beschreiben. Der Satz ist also der primäre Untersuchungsgegenstand der Dependenzgrammatik. Da die miteinander verbundenen Elemente des Satzes in einem hierarchischen Verhältnis zueinanderstehen, wird die Beziehung zwischen der regierenden und regierten Einheit beschrieben. Die graphische Darstellung erfolgt mithilfe von Baumgraphen bzw. Strukturbäumen, die in der Dependenzgrammatik als „Stemma“ bezeichnet werden (vgl. Bußmann 2008, 121). Wie Albrecht bemerkt, ist die Dependenzgrammatik in erster Linie als eine syntaktische Theorie anzusehen (vgl. Albrecht 1988, 76 und 95ff., zit. nach Järventausta 2003, 717).

Eine solche Beschreibung der Dependenzgrammatik impliziert noch nicht zwingend, dass es sich dabei um ein Grammatikmodell handelt, das das Verb als ein strukturelles Zentrum bzw. ein Organisationszentrum des Satzes und somit als das regierende Element betrachtet. Dabei führen viele „Lexika der linguistischen Terminologie [...] unter dem Stichwort «Dependenzgrammatik»“ eben solche Modelle auf. „Das ist wissenschaftshistorisch einigermaßen richtig, theoretisch aber unhaltbar [...]. Dabei bleibt zunächst völlig offen, was zentral und was peripher, was regierend und was abhängig ist“ (Engel/Schumacher 1978, 17). Dennoch gibt es laut Engel/Schumacher und Engel triftige Gründe, um die Dependenzgrammatik als eine

Verbgrammatik aufzustellen. Zum einen geht „das Verb im (deutschen) Satz durchschnittlich die reichsten und vielfältigsten Verbindungen ein [...]“ (Engel/Schumacher 1978, 18), zum anderen kommt dem Verb „insofern Priorität zu [...], als verbale Subklassen Art und Zahl der Objekte selegieren“ (Engel 1972, 137). Als eine Verbgrammatik wird demzufolge ein Modell verstanden, das in seinem „Konnexionsteil dem Verb eine besondere (zentrale, regierende [...]) Rolle zuweist“ (Engel/Schumacher 1978, 17) und den Satz als ein Konstrukt aus dem regierenden Verb und abhängigen Objekten ansieht, wobei „die Sonderstellung des Subjekts, wie sie traditionelle Grammatik und strukturelle Linguistik kennen, aufgehoben ist: das Subjekt fungiert nur noch als eines der Objekte“ (Engel 1972, 137).

Einige Grammatiken gehen sogar weiter und bezeichnen die Dependenzgrammatik direkt als eine Valenzgrammatik aufgrund der Tatsache, dass das Verb als Zentrum des Satzes „entsprechend seiner Valenz bestimmte Ergänzungen fordert und zusätzlich freie Angaben als Zusatzbestimmungen bekommen kann“ (Tarvainen 1987, 14, zit. nach Järventausta 2003, 721). Dabei kann laut Järventausta die Dependenzgrammatik „nicht auf eine Valenzgrammatik reduziert werden, da viele syntaktischen [sic – MZG] Phänomene nicht aus der Valenz ableitbar sind“ (Järventausta 2003, 717).

Problematisch ist auch die Auffassung des Verbs, das das strukturelle Satzzentrum bildet, wenn neben dem Finitum weitere Verbformen (komplexe Verbformen) in einem Satz auftreten. Järventausta zeigt in ihrem Aufsatz unterschiedliche Lösungsansätze aus der linguistischen Forschung, die in drei Ansätze eingeteilt werden können, die nun kurz beschrieben werden.

Tarvainen betrachtet den ganzen Verbalkomplex als strukturelles Zentrum eines Satzes, d. h. neben dem Finitum stellt er auch weitere Verbformen in den Fokus. Er „definiert es formal als eine finite Verbform oder eine Verbalgruppe mit einem Finitum und inhaltlich als Träger eines lexikalischen, denotativen Verbalinhalts“ (vgl. Tarvainen 1981: Einführung in die Dependenzgrammatik, zit. nach Järventausta 2003, 722). Auch Lobin sieht den Verbalkomplex im Zentrum, seine Darstellung der Struktur als Stemma unterscheidet sich allerdings deutlich von Tarvainen (vgl. Lobin, Henning 1993: Koordinationssyntax als prozedurales Phänomen, zit. nach Järventausta 2003, 723ff.).

Eine andere Sichtweise auf das strukturelle Zentrum findet sich bei Engel (vgl. Engel 1994, 148, zit. nach Järventausta 2003, 724ff.), der dem Hauptverb (also dem Vollverb) und nicht dem Finitum diesen Status einräumt. Der Grund dafür ist, dass alle Satzglieder bzw. Satelliten eben von dem Hauptverb abhängen. Das Finitum wird erst dann zum obersten Regens des Satzes, wenn der Satz nur aus einem einfachen Verb besteht und das Finitum zwangsläufig das Hauptverb des Satzes ist (vgl. Järventausta 2003, 725f.).

Anders als Engel betrachtet Eroms die finite Verbform als das Organisationszentrum des Satzes, „so dass als unterstes Dependens des Verbalkomplexes das infinite Vollverb fungiert

und als oberstes Regens das finite Auxiliarverb“ (vgl. Eroms 1985: Eine reine Dependenzgrammatik für das Deutsche, zit. nach Järventausta 2003, 726). Dabei betrachtet Eroms das Subjekt nicht nur als eine von der Valenz des Verbs geforderte Ergänzung, sondern er betont seine Sonderstellung gegenüber anderen Elementen. Diese ist nämlich darauf zurückzuführen, dass das Subjekt als die einzige Ergänzung mit dem Finitum kongruiert und Eroms kennzeichnet seinen Vorrang auch graphisch – das Subjekt ist bei ihm immer unmittelbar von dem finiten Verb abhängig (vgl. Järventausta 2003, 726).

Die Dependenzgrammatik als eine syntaktische Theorie weist auch einen generativen Charakter auf: Sie besteht „aus einer endlichen Menge von Regeln der Form“ und ist in der Lage, mithilfe dieser Regeln Sätze zu erzeugen (vgl. Baumgärtner 1970, 58f.). Sie formuliert diese Regeln, die sie aus der syntaktischen Form von Sätzen herausarbeitet, und setzt einen Rahmen für die Verwendung dieser Regeln, damit nur zugelassene Strukturen erzeugt werden. Die Dependenzgrammatik arbeitet dabei lexemorientiert, d. h. „sie enthält kein besonderes Inventar höherer Kategorien“ (Heringer 1996, 28f.).

4.2.2. Dependenzgrammatik – Vorläufer, Vertreter in Deutschland

Als Vater der Dependenzgrammatik wird Lucien Tesnière angesehen, der die ersten Gedanken seiner Theorie wahrscheinlich bereits während des Ersten Weltkriegs entwickelt hat. Die ersten Schriften von Tesnière, unter anderem der Aufsatz unter dem Titel „Comment construire une syntaxe“ von 1934, wurden aber innerhalb des Faches wenig rezipiert. Drei Jahre später übernahm Tesnière den Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Montpellier und widmete sich verstärkt der weiteren Entwicklung seiner Dependenzgrammatik, was in der Entstehung des Vorlesungsskriptes „Cours élémentaire de syntaxe structurale“ von 1938 fruchtete. Dieses Buch diente als Basis für das bekannteste Werk von Lucien Tesnière „Cours de syntaxe structurale“ (vgl. Engel 2006, 1314). Laut Engel war Tesnière ein Anhänger der Idee einer Universalgrammatik und verfasste sein Buch als „eine Metagrammatik, [...] eine Art Wegweiser zu Grammatiken beliebiger Sprachen“ (Engel 2006, 1315). Dieser beabsichtigt universale Charakter äußert sich, indem Tesnière Beispiele aus europäischen und nicht-europäischen Sprachen für die wichtigsten Grundbegriffe, Kategorien und Funktionen seiner Grammatik entnimmt und somit eine Grundlage für Grammatiken weiterer Sprachen liefert. Auch das Werkzeug für die graphische Darstellung in Form von „Stemmata“ wird von Tesnière bereitgestellt (vgl. Engel 2006, 1315).

Ein zentraler Begriff der Dependenzgrammatik von Tesnière ist die Konnexion, die er als „Beziehungen, deren Gesamtheit das Gerüst des Satzes bildet“ (Tesnière 1980, 25) definiert. Die Konnexion besteht zwischen den Elementen des Satzes, sie wird durch keine äußeren Merkmale gekennzeichnet, sondern gilt als eine abstrakte Beziehung. Tesnière beschreibt die

Konnexion als ein zwingend auftretendes Phänomen, weil man ohne sie alle Sätze als lineare, isolierte und unverbundene Einheiten wahrnehmen würde. Erst die Konnexion als eine hierarchische Beziehung und die lexikalischen Einheiten begründen den Satz (vgl. Tesnière 1980, 25f.).

Neben den theoretischen Grundlagen der Dependenz muss auch das Konzept der Valenz nach Tesnière kurz erörtert werden, da es einen Meilenstein in der modernen Linguistik bedeutete. Die Idee, das Verb als strukturell zentralen Punkt eines Satzes anzusehen, der weitere Elemente erfordert und bestimmt, war nicht neu – neu war, dass dieser Grundgedanke nun systematisch verfolgt wurde und eine Grundlage für eine syntaktische Theorie bildete.

Engel beschreibt in kurzen Worten das Prinzip des Valenzkonzeptes bei Tesnière:

Im Mittelpunkt (der Satzsyntax) steht das Verb, dessen Valenz Zahl und Art der Aktanten (actants) festlegt. Diese hängen – wie die aspezifischen, frei hinzufügbaren und jederzeit weglassbaren – Angaben (circonstants) unmittelbar vom Verb ab. Tesnière unterscheidet im Prinzip drei Aktantenklassen (neben einer größeren Zahl von Angabenklassen), die er sowohl morphologisch (durch Kasus oder Präposition) als auch semantisch definiert [...] (Engel 2006, 1315).

Dabei schreibt Tesnière dem Infinitum die semantische und dem Finitum die strukturelle Funktion zu, falls eine analytische Verbform vorliegt. Bei synthetischen Formen werden beide Funktionen im Finitum vereint.

Das Subjekt der traditionellen Grammatik wird bei Tesnière nicht gesondert aufgeführt, sondern es gilt als einer der Aktanten des Verbs, der von seiner Valenz vorgegeben wird. Die Valenz des Verbs entscheidet über die Anzahl und die Art der Aktanten, dabei unterscheidet Tesnière zwischen avalenten, monovalenten, transitiven und trivalenten Verben. Die Angaben sind dagegen Elemente, die in der verbalen Valenz nicht vorgesehen sind und somit als fakultative, frei hinzufügbare Einheiten fungieren.

Erwähnenswert, vor allem in Bezug auf die deutschen Dependenzgrammatiken, ist noch die Ansicht Tesnières über den Zusammenhang von Dependenz (im Sinne: Abhängigkeit) und Konstituenz (im Sinne: Serialität). Laut Vennemann geht Tesnière davon aus, dass „der Zusammenhang von Dependenz und Konstituenz [...] geradezu das Wesen der Syntax ausmache“ (Vennemann 1977, 267). Im Laufe des Kapitels wird die Wichtigkeit der beiden Begriffe betont und zwar bei Heringer und Eroms, die die beiden Beziehungen nicht als sich ausschließend, sondern als komplementär ansehen und in ihre jeweiligen Theorien einbauen.

Als die wichtigsten Vertreter der Dependenzgrammatik in Deutschland gelten Hans Jürgen Heringer, Ulrich Engel und Hans-Werner Eroms. Nun erfolgt eine kurze Beschreibung der wichtigsten Werke und Grundgedanken der oben genannten Autoren, um später das Glinzische Grammatikmodell mit anderen Dependenzgrammatiken vergleichen zu können.

Laut Eroms gilt als „die früheste ausgearbeitete Syntax des Deutschen, in der ein expliziter Dependenzteil enthalten ist [...]“ (Eroms 2000, 79) „Die Theorie der deutschen Syntax“ von Hans Jürgen Heringer von 1970.

So äußert sich Heringer selbst über seine Arbeit:

Der Hauptteil dieser Arbeit ist der Versuch, eine Syntaxtheorie des Deutschen nach ihrer Zusammensetzung aus Teilen zu beschreiben und eine Grundlage für die Beschreibung der Satzbedeutungen zu bilden. Dazu werden die Sätze in Teile geteilt und die Relationen zwischen diesen Teilen beschrieben. Ein solches Vorgehen führt zu einer strukturellen Beschreibung der deutschen Syntax, die voraussetzt, daß einer Sprache eine bestimmte Struktur zukommt (Heringer 1970a, 53).

Im ersten Kapitel stellt Heringer unterschiedliche Modelle zur Analyse der Syntax von sprachlichen Äußerungen dar, er nennt dies „Frühere Versuche formalisierter syntaktischer Beschreibungen“ (Heringer 1970a, 5). Darunter sind Jespersens Analytic Syntax, Tesnières strukturelle Syntax, die IC-Analyse und die Transformationsgrammatik zu finden. Danach wird die Metatheorie erläutert, unter anderem Anforderungen an linguistische Theorien und ihre Angemessenheit, Formalisierung, Konstitutionssystem und Dependenzsystem, Form der Syntaxtheorie sowie die Inhaltssyntax. Heringer erläutert auch das Konstitutionssystem, seine Regeln und Lexikonregeln, danach werden die Sätze in K-Graphen dargestellt. Ein Kapitel über das Dependenzsystem zeigt die Regeln der Dependenz sowie es stellt die zu analysierenden Sätze in D-Graphen dar. Dabei bemüht sich Heringer um eine Integration eines Dependenz- und Konstituenzmodells, die sich seiner Meinung nach komplementär zueinander verhalten. Im ersten Analyseschritt wird die Konstituentenstruktur eines Satzes ermittelt, „im Dependenzteil werden dann mit Hilfe der Dependenz-, Interdependenz- und Abhängigkeitsbegriffe die Relationen zwischen den Konstituenten beschrieben [...]“ (Piitulainen 1980, 140). Dabei erfolgt die Überführung der Konstituenzstruktur in die Dependenzstruktur auf folgende Weise:

The constituency rules are then transferred into dependency rules taking the most influential node as a governor. In this way dependencies are also established between higher nodes, i. e. syntactical categories (Heringer 1993, 325).

Diese Regeln müssen laut Heringer vor allem verallgemeinert werden, um letztendlich anzeigen zu können, welche Strukturen systemkonform und welche nicht zulässig sind. Als Beispiel kann die folgende Regel aufgeführt werden:

$$V[N[D,A,\sim],\sim,N[D,\sim]]$$

Diese Regel zeigt ein Stemma, an dessen Spitze ein Verb vorkommt, von dem zwei Nomen abhängen. Die Nominalphrase besteht entweder aus einer Kombination aus einem Artikel und einem Adjektiv oder nur aus einem Artikel (vgl. Heringer 1996, 29). Der Grund für die Formulierung solcher allgemeinen Regeln ist, dass die Dependenzgrammatik auch Sätze generieren soll. Insgesamt kann man bei Heringer eine sehr formelhafte, an Mathematik angelehnte Darstellung von Syntax auffinden, die zu analysierenden Sätze bzw. Phrasen werden demzufolge entweder in Form von Regeln oder Stemmata repräsentiert.

Eine klassische Dependenzgrammatik untersucht die hierarchische Beziehung zwischen den Lexemen eines Satzes, bei Heringer wird aber den Wortarten wenig Platz gewidmet. Viel ausführlicher beschäftigt er sich mit Phrasen, dabei nennt er folgende Typen: Verbalphrase,

Nominalphrase, Adjektivphrase, Präpositionalphrase sowie Äquationsphrase. Diese Einteilung ist auf den Gedanken von Heringer zurückzuführen, die Ermittlung der Satzeinheiten im ersten Schritt an die Ermittlung von Konstituenten anzulehnen, wie dies in der Konstituentengrammatik durchgeführt wird.

Laut Eroms gilt die „Deutsche Grammatik“ von Ulrich Engel als „die umfangreichste Grammatik einer Einzelsprache, die auf einem dependenziellen Ansatz beruht“ (Eroms 2000, 79). Als einer der wichtigsten Vertreter der Dependenz- und Valenzgrammatik entwickelte Engel sein Modell bereits 1977 („Syntax der deutschen Gegenwartssprache“), das er selbst als eine formalisierte Dependenzgrammatik bezeichnet (vgl. Engel 1977, 40) und baut es weiter aus – als das Ergebnis kann die „Deutsche Grammatik“ von 1988 betrachtet werden (vgl. Hentschel 2006, 1359). Es handelt sich dabei um eine Gebrauchsgrammatik, die laut Engel „für alle [geschrieben] [ist], die die deutsche Sprache erlernen oder besser über sie Bescheid wissen wollen: für Schüler, Studenten und Lehrer, [...] auch für Lehrbuchautoren“, und die in der Tradition von Tesnières „Strukturaler Syntax“ steht (Engel 1988, 11f.).

Trotz des klaren Dependenzansatzes kommt die Definition der Dependenz bei Engel gar nicht vor, er liefert lediglich im Register eine kurze Begriffsbestimmung der Dependenzgrammatik als „grammatische Sehweise, die sprachliche Strukturen durch die Annahme erklärt, daß die einzelnen Elemente voneinander abhängen“ (Engel 1988, 866). Diese Elemente werden als „Regens“ und „Dependens“ bezeichnet, als „Satelliten“ gelten dabei alle von einem Regens direkt und indirekt abhängenden Einheiten (vgl. Engel 1988, 21).

Im Fokus der Dependenzgrammatik von Engel steht das sog. „zentrale Verb“. Gemeint ist hier das Hauptverb, das in anderen Grammatiken zumeist als „Vollverb“ bezeichnet wird. Engel räumt dem zentralen Verb die Rolle als strukturelles Zentrum des Satzes ein, weil es nicht nur valenziell, sondern auch dependenziell die zentrale Rolle in der Konstituierung und Organisation des Satzes erfüllt (vgl. Järventausta 2003, 726). Bei einfachen Verbformen fallen das zentrale Verb und das Finitum zusammen, bei Verbkomplexen handelt es sich um zwei unterschiedliche Einheiten. Die bereits genannte Konstituierung und Organisation des Satzes erfolgt durch das Verb und seine Eigenschaft – die Valenz. Somit legt das Verb die Art und die Anzahl von Satzgliedern¹⁰ fest, die bei Engel in Ergänzungen und Angaben eingeteilt werden. Dabei sind die Ergänzungen valenzspezifisch und können als obligatorische oder fakultative Elemente vorkommen, Angaben sind dagegen nicht valenzbedingt (vgl. Engel 1988, 219).

Das Subjekt bzw. die Nominativergänzung wird in den Diagrammen nicht gesondert behandelt, es steht auf der gleichen Ebene wie z. B. eine Akkusativergänzung. Allerdings schreibt Engel dem Subjekt eine besondere Stellung gegenüber den anderen Ergänzungen zu und begründet es unter anderem mit folgenden Argumenten: 1. Zwischen dem Finitum und dem Subjekt herrscht eine Kongruenzbeziehung auf der Ebene der Flexion, 2. Das Subjekt ist das häufigste

¹⁰ Im Sinne: „syntaktisches Glied, das vom Hauptverb eines Satzes abhängt“ (Engel 1988, 881)

Satzglied, 3. Das Subjekt steht in der überwiegenden Zahl der Fälle am Anfang des Satzes, 4. Es fungiert als Thema des Satzes usw. (vgl. Engel 1988, 190f.).

Weitere Satzglieder der traditionellen Grammatik kommen nicht vor. Im dependenziellen Bereich arbeitet Engel mit dem Terminus „Ergänzung“, der in Abhängigkeit vom repräsentierten Kasus oder bezeichnetem Bezug (z. B. räumliche oder zeitliche Lage) einen spezifizierenden Determinans erhält. Ansonsten ist die „Deutsche Grammatik“ so aufgebaut, dass

dem größten Teil [...], nämlich den Teilen S (Satz), V (Verb), N (nominaler Bereich), P (Partikeln), E (ebenenübergreifende Phänomene), [...] eine Auffassung zugrunde [liegt], die die Hauptwortklassen Verb und Nomen in den Mittelpunkt stellt und aus ihrer kombinatorischen Kraft die größeren Einheiten – namentlich den Satz – erklärt (Engel 1988, 12f.).

Das Prinzip der Dependenzgrammatik wird auch durch die graphische Darstellung der Relationen in Sätzen bzw. Phrasen bei Engel verstärkt, die in der Tradition von Tesnièreschen Stemmata steht. Dabei nennt Engel zwei unterschiedliche Arten der Darstellung – eine lexematische und eine symbolische. In der ersten treten die Lexeme der zu analysierenden Phrase im Diagramm auf, in der symbolischen Darstellung stehen allgemeine Symbole bzw. Abkürzungen stellvertretend für die Lexeme. Laut Engel besteht auch die Möglichkeit, die beiden oben genannten Darstellungsarten zu kombinieren (vgl. Engel 1988, 25).

Hans-Werner Eroms, dessen „Syntax der deutschen Sprache“ von 2000 als eine der wichtigsten Dependenzgrammatiken des Deutschen gilt, begann bereits in den 70er Jahren seine Forschung an mit der Dependenz und Valenz verbundenen Fragen. In seinem Artikel „Eine reine Dependenzgrammatik für das Deutsche“ von 1985 hält Eroms „an Grundannahmen der verbozentrischen Dependenzgrammatik Tesnièrescher Prägung fest, indem er für die Prävalenz des Verbs plädiert und das Subjekt zu den Ergänzungen des Verbs zählt“ (Järventausta 2003, 731). Dabei unterscheidet sich seine Ansicht auf die Darstellung der dependenziellen Struktur eines Satzes von den klassischen Modellen, indem Eroms die Dependenzhierarchie vom Satz als dem obersten Knoten ableitet und nicht vom Verb. Des Weiteren plädiert er für die Sonderstellung des Subjekts und zwar überwiegend aufgrund der Kongruenzbeziehung zum Verb. Das Subjekt trägt auch nicht zur Subkategorisierung des Verbs bei und unterscheidet sich somit von den übrigen Verbergänzungen. Die Sonderstellung wird auch graphisch markiert, indem das Subjekt als E_1 – also die erste Ergänzung – immer unmittelbar von dem finiten Verb in einem Baumdiagramm abhängig (vgl. Järventausta 2003, 731).

Diese beiden Aspekte wurden auch in der „Syntax der deutschen Sprache“ beibehalten, in „Vorlesungen, Seminaren und Übungen vorgestellt, erprobt und sehr häufig auch revidiert“ (Eroms 2000, V). Laut Järventausta handelt es sich bei diesem Werk um einen reinen dependenzsyntaktischen Ansatz, in dem das Finitum als das strukturelle Zentrum des Satzes gilt, da es „nicht nur die Position des obersten Regens im Verbalkomplex [übernimmt] [...], sondern es ist auch im Wesentlichen für die Organisation der gesamten Dependenzstruktur

des Satzes zuständig“ (Järventausta 2003, 731). Eroms begründet die Wahl eines dependenziellen Ansatzes damit, dass dieser zu den meist verbreiteten Beschreibungsmodellen des Deutschen zählt und in den letzten Jahren eine kontinuierliche Entwicklung und große Fortschritte erlebt hat (vgl. Eroms 2000, 5).

Zuerst erläutert Eroms den Satzbegriff und stellt einen Zusammenhang mit dem Konzept der Satzglieder her. Dabei geht er vor allem auf das Verfahren ein, das Glinz in der „Inneren Form des Deutschen“ entwickelt hat und bei dem sich im Mittelpunkt die Sprachproben wie die Permutation und die Ersetzungsprobe befinden. Diese Vorstellung hat allerdings keinen programmatischen Charakter bei Eroms, da er den Bereich der Satzglieder ausschließlich zur Beschreibung der immer noch geltenden Grammatikmodelle verwendet. In der „Syntax der deutschen Sprache“ arbeitet Eroms mit dem Begriff der Phrase, der aus der angelsächsischen linguistischen Tradition stammt (vgl. Eroms 2000, 35ff.). Da es sich hierbei um einen dependenzbasierten Ansatz handelt, nimmt der Bereich der verbalen Teile, ihrer Verkettung, der Ergänzungen als valenzgeforderte Elemente und der Angaben usw. als nicht-valenzgeforderte Elemente viel Raum ein. Den Wortarten wird wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Da die Dependenzgrammatik grundsätzlich die Abhängigkeit zwischen Wörtern als Vertretern bestimmter Wortarten untersucht (vgl. Eroms 2000, 76) und Eroms mit dem Phrasenbegriff arbeitet, kann an dieser Stelle festgemacht werden, dass Eroms auch Elemente der Konstituentengrammatik einbaut. Des Weiteren sind seine Strukturbäume stark formalisiert und beinhalten nicht immer nur die terminalen Elemente, sondern auch die Zwischenstufen, was für die Konstituentengrammatik charakteristisch ist.

4.3. „Die innere Form des Deutschen“ als eine Dependenzgrammatik?

Nach der theoretischen Einführung in die Dependenz und die Dependenzgrammatik sowie der Darstellung einiger bekannter Dependenzmodelle des Deutschen erfolgt die Untersuchung der „Inneren Form des Deutschen“ in Hinsicht darauf, ob es sich bei den dort dargestellten Inhalten um einen dependenziellen Ansatz handelt. Ein direkter Vergleich der „Inneren Form“ mit den Grammatiken von Heringer, Engel und Eroms gestaltet sich schwierig, da diese Grammatiken stärker formalisiert sind und einen klaren Aufbau haben, was man von dem Glinzschen Buch nicht behaupten kann. Als erschwerend wird die induktive Arbeitsweise von Glinz wahrgenommen, sodass die zu vergleichenden Elemente zuerst mühevoll herausgearbeitet werden müssen.

4.3.1. Verbzentrierung bei Glinz als Merkmal der Dependenzgrammatik

Ein klarer Ansatz der Dependenzgrammatik in der Glinzschen „Inneren Form des Deutschen“ spiegelt sich darin wider, dass das finite Verb – von Glinz „Leitglied“ genannt – im Zentrum des Satzes steht, was Glinz mit folgenden Worten beschreibt:

Das Leitglied wird uns nun in gewissem Sinne zum archimedischen Punkt des Satzes, von dem aus alles Übrige bewegt werden kann, nach dem es sich richtet und durch den es begriffen werden muß (Glinz 1952, 97).

Es handelt sich dabei um ein Element, „das einen festen Pol im Satzbau bildet, indem es stets an zweiter, letzter oder erster Stelle auftritt. Dieses Glied nennen wir «Leitglied», da es gewissermaßen den Bau des ganzen Satzes leitet“ (Glinz 1952, 96f.).

Die Ausdrücke „archimedischer Punkt“ und „Pol“, die auf das Leitglied referieren, zeigen eine starke Verbzentrierung bei Glinz und lassen dieses Modell eindeutig als eine Verbgrammatik verstehen.

Die leitende Funktion des Finitums äußert sich auch darin, dass dieses Element die Form bzw. die Art des Satzes und demzufolge seine Bedeutung als Frage, Bedingung, Befehl usw. beeinflusst und festlegt. Diese Bedeutung ist grundsätzlich auf die Stellung des Finitums zurückzuführen: Steht es an zweiter Stelle, so hat man mit einem „Normalfall“ bzw. unmarkierter Lage zu tun. Wechselt das Finitum seine Position und steht es nun an der Spitze, so wird die betroffene Äußerung als Frage, Bedingung, Befehl etc. verstanden. Das Leitglied an der letzten Position kennzeichnet einen Nebensatz. Der Vorrang des Finitums gegenüber z. B. Größen- und Angabegliedern drückt sich an dieser Stelle so aus, als dass eine veränderte Stellung von diesen Elementen „keine so regelmäßige Wertänderung“ (Glinz 1952, 422) bzw. nur geringfügige Bedeutungsveränderung hervorruft, anders als im Fall der Verschiebung eines Leitglieds (vgl. Glinz 1952, 422).

Auch die Reihenfolge der Beschäftigung mit den Satzgliedern spielt laut Piitulainen eine große Rolle. Sie ist der Meinung, „[...] dass das Verb (das Prädikat) als erstes behandelt wird, ist ein Zeichen dafür, dass Glinz dem Verb (vor allem der finiten Verbform) die zentrale Stellung im deutschen Satz zuschreibt [...]“ (Piitulainen 1980, 120).

Auch bei Heringer, Engel und Eroms wird das Verb bzw. der verbale Bereich als einer der ersten behandelt, da es im Zentrum des Satzes in der Dependenzgrammatik steht. Bei Glinz geht die Beschäftigung mit dem Verb ebenso an erster Stelle vor, allerdings nicht aus programmatischen Gründen, sondern weil die Einheit Leitglied als erste ermittelt wird.

Wie bereits erörtert kann das Leitglied drei unterschiedliche Positionen einnehmen – steht es allerdings in der letzten Position, hat dies Einfluss auf die Stellung des nichtfiniten Verbs – dieses muss nämlich seine feste Position am Ende des Satzes zugunsten des Leitglieds „räumen“ (vgl. Glinz 1952, 100). Auch diese Fähigkeit, die Stellung anderer Hauptglieder zu beeinflussen, zeigt den Vorrang des Leitglieds im Vergleich zu anderen Satzelementen.

Die satzleitende Funktion des Leitglieds drückt sich auch darin aus, dass es zusammen mit weiteren Elementen – dem Nennglied und dem Vorgangszusatz – ein Vorgangsgefüge aufbauen kann, das als Rahmen des Satzes bzw. als sein festes Gerüst fungiert. Dabei werden grammatische und lexikalische Informationen auf beide Elemente verteilt:

[...] wir haben auch die «Arbeitsteilung» zwischen dem Leitglied und dem Nennglied, indem das Leitglied den sehr allgemeinen «Vorgangshinweis» enthält, mit Zeit-, Sagweise-, Person- und Zahlkennzeichnung, und das Nennglied dazu den eigentlichen Sachkern des Vorgangs liefert (Glinz 1952, 359).

Als „Füllung“ dieses Rahmens gelten die Größenglieder (vgl. Glinz 1952, 184) – die Anzahl und Art richtet sich allerdings nach dem Vorgangsgefüge, was wiederum den satzorganisierenden Charakter des Verbs unterstreicht.

Eine weitere Besonderheit des Leitglieds, die seinen höheren Rang im Verhältnis zu den nichtfiniten Elementen der komplexen Verbform bestätigt, ist die Art des Ersatzes. Das Leitglied kann nur durch seinesgleichen ersetzt werden. „Die Teile, die nicht Leitglied sind, lassen sich auch hie und da andersartig ersetzen. Für «*der Vorhang war verschwunden*» kann es auch heißen «*war weg war fort, war nicht mehr da*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 100). Die Einschränkungen in der Ersetzbarkeit sowie die Platzfestigkeit des Leitglieds sind die Merkmale, die von der Distribution her festgestellt wurden und sich somit in die strukturalistische Arbeitsweise einordnen lassen.

Die zweiten Elemente des Satzrahmens – die Nennglieder und Vorgangszusätze – weisen einen festen Platz im Satz an seinem Ende auf. Dabei gilt das „Prinzip der Endnähe = innerlichen Leitgliednähe“ (Glinz 1952, 142), was bedeutet, dass „der Anspruch auf den endnächsten Platz geradezu proportional ist zur innerlichen, inhaltlichen Bindung des Stückes an das Leitglied“ (Glinz 1952, 141f.). Da diesen Platz nicht nur Nennglieder als verbale Elemente bekleiden, sondern auch die Vorgangszusätze, gibt es eine Rangordnung bei der Besetzung des endnächsten Platzes im Satzrahmen. Dieser steht zuerst den Nenngliedern zu, erst dann den Vorgangszusätzen. „Sind zwei Nominalformen in Konkurrenz, [...], denn hat diejenige den Vorrang, d. h. den endnächsten Platz, die sich bei vereinfachendem Ersatz zuerst wieder in das Leitglied auflöst“ (Glinz 1952, 141).

Anhand der oben genannten Merkmale kann man feststellen, dass das Glinzsche Leitglied, das Finitum, eine zentrale Rolle in seinem Grammatikmodell spielt. Durch diese Verbzentrierung kann „Die innere Form des Deutschen“ als eine Dependenzgrammatik bzw. Verbgrammatik bezeichnet werden.

4.3.2. Sonderstellung des Subjektes bzw. der Grundgröße

Obwohl die Dependenzgrammatik grundsätzlich keinen Vorrang eines Satzelementes außer dem Verb vorsieht, trifft man immer wieder auf Grammatikmodelle, die einem Satzglied – dem

Subjekt der traditionellen Grammatik – eine Sonderstellung gewähren. So bekommt das Subjekt als E₁ eine Sonderstellung, da es als einziges Satzelement eine Kongruenzbeziehung mit dem Verb eingeht. Auch Engel vertritt diesen Standpunkt, außerdem spielt für ihn die Häufigkeit des Auftretens sowie die Rolle des Subjekts als Thema des Satzes eine besondere Rolle. In diesem Tenor und mit denselben Argumenten wie Eroms und Engel plädiert auch Hans Glinz für den besonderen Rang der Grundgröße (= Subjekt bei Glinz), obwohl diese bei der Satzanalyse graphisch nicht besonders gekennzeichnet wird. Sie nimmt aber einen besonderen Rang ein, der „sich ja [...] in der Zahlübereinstimmung mit dem Verb zeigt“ (Glinz 1952, 237). Des Weiteren gilt die Grundgröße als Thema des Satzes – sie stellt nämlich

ihren Sachinhalt als einen ersten Punkt dar [...], an den der im Verb gefaßte Vorgang sich gewissermaßen anhakt, vom dem er ausgeht, an dem er sich verwirklicht, der der Verwirklichung zu Grunde liegt (Glinz 1952, 158).

Dabei hängt die Beziehung zwischen dem Leitglied und der Grundgröße

von den beidseitig gefaßten Sachkernen ab. Ist das Verb eine Tätigkeit, so ist der Nominativ der Täter dazu: «*Sie setzen den Korb nieder, die Mutter stattet den Sohn aus, Wilhelm spaziert auf und ab*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 158).

Die Hervorhebung der Stellung des Subjekts zählt zwar nicht zu den primären Merkmalen einer Dependenzgrammatik, sie wird an dieser Stelle aber deswegen aufgeführt, weil wichtige Vertreter dieses Modells in Deutschland eine solche Ansicht vertreten und sich diese mit dem Glinzschen Standpunkt deckt.

4.3.3. Hierarchie und Dependenzbeziehungen auf der Satzebene

Der zweite Schritt nach der Bestimmung von Stellungsgliedern ist die Untersuchung der Verhältnisse, in denen sie zueinander stehen. Dabei geht Glinz davon aus, dass es sich hierbei um ein hierarchisches Verhältnis handelt und er versucht eine Rangordnung unter den ermittelten Stellungsgliedern zu finden:

Unter unsern Hauptgliedern suchen wir nun eine Rangordnung. Wir suchen die wichtigsten, die maßgeblichen, die unerlässlichen Glieder von den zweitwichtigsten und nicht unbedingt nötigen zu scheiden, um in das Durcheinander eine gewisse Ordnung zu bringen. Zu diesem Zweck scheint einmal die Weglassbarkeit von Gliedern Hinweise geben zu können. Was läßt sich am ehesten weglassen, ohne daß der Gesamtsinn stark gestört wird? (Glinz 1952, 93).

Dieses Zitat beschreibt sehr gut die Vorgehensweise von Glinz: Er steht nämlich erst am Anfang seiner Systemerprobung und es stehen ihm begrenzte Analysemittel zur Verfügung. Dabei entscheidet er sich zuerst für die Verwendung der Weglassprobe, da er davon ausgeht, dass die (Nicht)Weglassbarkeit von Gliedern Hinweise auf ihre hierarchische Stellung innerhalb eines Satzes geben kann. Ein notwendiges Kriterium bei der Anwendung dieser Probe ist die Bewahrung der Grammatikalität und der Gesamtbedeutung des Satzes (vgl. Glinz 1952, 93).

Die Weglassprobe liefert wichtige Erkenntnisse: Zum einen beobachtet Glinz, dass der Umfang und die Bedeutung der weggelassenen Glieder unterschiedlich ausfallen. Der Umfang bezieht sich auf die Anzahl der Wörter des Gliedes und umfasst sowohl einwortige als auch mehrwortige Elemente, die Bedeutung bezieht sich manchmal auf die Bestimmung der Zeit oder der Örtlichkeit, es gibt jedoch auch Einheiten, deren Bedeutung nicht näher bestimmt werden kann (vgl. Glinz 1952, 94). Dies ist ein Versuch, auf der einen Seite die weglassbaren Glieder nach ihrem Aufbau, auf der anderen Seite nach ihrer Bedeutung näher zu bestimmen. Die einzige Gemeinsamkeit der weglassbaren Elemente wird folgend beschrieben: „Wir können nämlich fast immer nur innere Stücke weglassen. Ist einmal das erste Stück weglaßbar, so muß sein Platz von einem andern Glied eingenommen werden“ (Glinz 1952, 94).

Somit unterscheidet Glinz zwischen den Hauptgliedern und Untergliedern, wobei der Begriff „Unterglied“ an dieser Stelle in der Bedeutung eines weglassbaren, von dem Verb nicht erforderlichen Elements auftritt. In der „Inneren Form“ wird dieser Terminus auch im Sinne eines „inneren Gliedes“ mit der attributiven Bedeutung gebraucht, dabei lassen sich solche Unterglieder nicht direkt ermitteln wie die Hauptglieder, sondern erst in einem weiteren Analyseschritt, da es sich hierbei um Bestandteile von Hauptgliedern oder anderen Untergliedern handelt.

Bei der Feststellung der Weglassbarkeit von Stellungsgliedern und somit ihrer Rolle für die Satzkonstitution kommt Glinz intuitiv zum Begriff der verbalen Valenz, die indirekt in der oben zitierten Passage aus der „Inneren Form“ zur Geltung kommt. Die Satzstruktur wird nämlich von dem Verb festgelegt – es entscheidet darüber, welche Elemente obligatorisch vorhanden sein müssen und welche als fakultativ gelten. Die Beziehung zwischen den Hauptgliedern, den Untergliedern und dem Satz kann mit der valenziellen Auffassung des Satzes mit seinen Ergänzungen und Angaben verglichen werden.

Die gerade beschriebenen hierarchischen Beziehungen zwischen den Stellungsgliedern spiegeln sich in erster Linie in der Satzkonstitution wider, dabei können sie als „topologische Hierarchie“ bezeichnet werden – hierbei geht es ausschließlich um die Frage der Notwendigkeit des Vorkommens.

Bei der zweiten Ebene der Hierarchie bei Glinz geht es um Beziehungen zwischen den Elementen, die als Hauptglieder fungieren, da sie der Ersatzprobe, der Verschiebeprobe und unter Umständen auch der Weglassprobe unterliegen. Hier werden die Relationen zwischen diesen Elementen auf der Satzebene beschrieben, deswegen wird hier der Terminus „strukturelle Hierarchie“ für die Benennung vorgeschlagen.

Der praktischen Beschreibung dieser Hierarchie sollen folgende Sätze zugrunde liegen: „[...] und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so *zeitlich* in seine vier Wände zurückkehren sollte [...]. Er ging *langsam* und dachte so dem Bürgermeisteramte nach [...], da ihm die Magd *hastig und geheimnisvoll* die Türe öffnete [...]“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 215). Bei

den kursiv markierten Elementen handelt es sich um folgende Relationen: „zeitlich“, „langsam“ und „hastig und geheimnisvoll“ fungieren als eine Artangabe zum Vorgang, dies lässt sich mittels der Umsetzprobe nachweisen: „seine zeitliche Rückkehr“ bzw. „sein langsames Gehen“ bzw. „hastiges und geheimnisvolles Öffnen“ (vgl. Glinz 1952, 215f.).

Die zwei oben genannten Hierarchietypen stehen im Gegensatz zu dem dritten Typus von Verhältnissen, die klassische Dependenz im Kern haben. Diese Art der Hierarchie, die als „referenzielle Hierarchie“ bezeichnet werden kann, beschreibt die Beziehungen zwischen den Elementen und klärt ihren Status, inwiefern es sich um ein beschreibendes oder beschriebenes Satzglied handelt. Diese Ebene der Referenz bzw. der näheren Beschreibung rechtfertigt die Wahl des Terminus „referenzielle Hierarchie“.

Die klassische Dependenz findet hier insofern Anwendung, als dass es sich bei den Untergliedern zwangsweise um ein komplexes Stellungsglied handelt – bestehend aus dem Hauptglied und einem Unterglied – dessen einzelne Bausteine nicht verschiebbar sind, ohne dass die ganze Gruppe der Verschiebung unterliegt. So urteilt Glinz über diese Beziehung:

Um das hier vorliegende Verhältnis von relativer Selbständigkeit und trotzdem gültiger Einordnung zu bezeichnen, sprechen wir von «innern Größen» oder überhaupt von «innern Gliedern» (Glinz 1952, 234).

Die Zusammensetzung eines komplexen Stellungsglieds kann schematisch als AB dargestellt werden, dabei stehen die Elemente A und B in einer Beziehung zueinander. Da es auf den ersten Blick nicht möglich ist, festzustellen, welche Art des Verhältnisses zwischen den Elementen herrscht, kann die Weglassprobe zur Anwendung kommen. Bei einem komplexen Stellungsglied wie „der mystische Schleier“ gilt das Ganze als ein Hauptglied und „mystische“ als ein Unterglied bzw. Gliedteil (vgl. Glinz 1952, 93).

Bei einem Beispielsatz wie „[...] wo gestern so viel Zauberei gewesen war“ sind die Verhältnisse etwas komplexer – „viel“ gilt als Angabe zur Grundgröße „Zauberei“, „so“ fungiert dabei als „zweite Angabe“ bzw. „sekundäre Angabe“ bzw. „Zweitangabe“ zu „viel“.

Auch bei einem weiteren Satz sind die Verhältnisse komplex: „(daß er fast nie im Stande war) hübsch rund und deutlich zu sagen, was er wollte“ (Glinz 1952, 212).

Die Phrase „hübsch rund und deutlich“ bezieht sich auf den Vorgang des Sprechens, mittels der Umsetzprobe kann dabei die Hierarchie festgestellt werden. Dabei kann die Probe aber nur in einer bestimmten Reihenfolge durchgeführt werden:

Die Umsetzung trifft nämlich nicht alle drei Artwörter «*hübsch*, *rund*, *deutlich*» gleichermaßen. Sie geht zunächst nur auf «*rund und deutlich*». Das «*hübsch*» erscheint erst in einer weiteren Umsetzstufe als Begleitform: «*die hübsche Rundung und Deutlichkeit*» fehlte ihm, usw. Wir finden also eine «Artangabe zur Artangabe» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 212).

Die Bezeichnung „Artangabe zur Artangabe“ hat auch einen einfacheren Ersatz, der sich im Laufe der „Inneren Form“ durchgesetzt hat: Glinz spricht entweder von „sekundären Angaben“ oder von „Zweitangaben“ (vgl. Glinz 1958, 238).

Die inneren Glieder können auch an einer anderen Position auftreten und zwar hinter dem Bezugselement, sie haben dann häufig die Form einer angeschlossenen Sondergröße. Um ein Beispiel von Glinz zu nennen, wird der folgende Satz für die Analyse verwendet: „daß der Geist des Menschen ein eigenes Ganzes ausmache“. Anhand der Weglassprobe kann festgestellt werden, dass das Element „des Menschen“ weglassbar ist, somit als Attribut gilt und das Element „der Geist“ den eigentlichen Kern bildet (vgl. Glinz 1952, 233).

Glinz beschreibt diese Art der Hierarchie wie folgt:

Die Beziehung geht nur durch den Kern. Fällt der Kern weg, so muß auch die angeschlossene Größe fallen; tritt der Kern an einen andern Platz, so muß auch die angeschlossene Größe mitgehen (Glinz 1952, 234).

Somit kann man im Sinne Bußmanns feststellen, dass es sich bei den oben genannten Beispielen jeweils um eine Beziehung von A und B handelt, wobei A das beschreibende und B das beschriebene Element darstellen. Das A kann ohne Einschränkungen weggelassen werden, sollte aber B wegfallen, muss auch A getilgt werden (vgl. Definition bei Bußmann 2008, 121). Somit ist ein Attribut „auf einer anderen (sekundären) Stufe innerhalb der Hierarchie der syntaktischen Einheiten angeordnet“ (Brinker 1972, 125) und kann im Rahmen der operationalen Grammatik wie folgt definiert werden: „Attribut nennen wir ein sprachliches Element A, das in einem Kontext B (= Satzglied) ein anderes Element C voraussetzt, wobei A fakultativ mit C verbunden ist“ (Brinker 1972, 125). Wie Brinker berichtet liegt dem Begriff des Attributs ein Dependenzbegriff zugrunde, indem „die Vorkommensabhängigkeit von sprachlichen Elementen auf der syntagmatischen Ebene der Sprache“ (Brinker 1972, 125) betont wird. Es gibt allerdings Beispiele, bei denen eine eindeutige Zuordnung zur strukturellen oder referenziellen Hierarchie nicht möglich ist. Bei dem Satz von Glinz „Sie hielt sich eine Weile gespenstisch unbeweglich“ kann es sich sowohl um ein Beispiel der strukturellen als auch der referenziellen Hierarchie handeln. Das erstere liegt dann vor, wenn das Element „gespenstisch“ permutierbar ist und „entweder [als eine – MZG] Artangabe zu Vorgang und Grundgröße im gleichen Rang wie «unbeweglich» [fungiert – MZG], und nur inhaltlich dem «unbeweglich» etwas untergeordnet [ist – MZG]“ (Glinz 1952, 241). Hierbei liegt ein Unterglied vor, insofern es sich um ein im Sinne der Verbvalenz weglassbares Element handelt. Der zweite Fall der referenziellen Hierarchie ist bei der folgenden Interpretation möglich: „Gespenstisch“ gilt als „die Zweitangabe zur Artangabe «unbeweglich», und [ist diesem Element – MZG] dann auch formal untergeordnet“ (Glinz 1952, 241). Somit liegt ein Unterglied im dem Sinne „Teil eines anderen Gliedes“ vor.

Solche Fälle der unklaren Ebene der Hierarchie treten auch im Zusammenhang mit Sondergrößen auf. Laut Glinz gibt es nämlich viele Sätze, wo eine Sondergröße als ein selbständiges, frei permutierbares Element auftritt, wobei diese Sondergröße bei einer anderen Lesart als ein inneres Glied eines Hauptelements fungiert. Dabei nennt Glinz folgenden Satz als Beispiel: „(Heinrichs Großmutter, welche) nur selten mit den Hinterlassenen ihres früh

verstorbenen Sohnes einen sehnsüchtigen Gruß aus der Ferne wechselte“. Bei der Sondergröße „aus der Ferne“ kann es sich sowohl um ein frei permutiertes Element als auch um eine selbständige Sondergröße handeln – in diesem Fall handelt es sich um die strukturelle Hierarchie. Dieses Element ist ein Unterglied, weil es weglassbar ist aufgrund der Tatsache, dass es von der verbalen Valenz nicht als eine obligatorische Ergänzung aufgefasst wird. In der Phrase „Gruß aus der Ferne“ ist die Sondergröße ein Unterglied im Sinne eines inneren Gliedes, sie ist nur mit dem Kern der Phrase permutierbar und beschreibt es näher (vgl. Glinz 1952, 235). Als Fazit von diesem Abschnitt gilt die Anmerkung: Die oben genannten Beispiele zeigen, dass die Art der vorliegenden Hierarchie durchaus Einfluss auf die Bedeutung der vorliegenden Sätze hat.

Platzierung der abhängigen Elemente

Das potenzielle Verhältnis der Hierarchie kann anhand der linearen Struktur nur zum Teil festgestellt werden, das Wissen über die Satzstruktur und ihre Elemente kann darüber mehr Auskunft geben.

Für den Bereich der Größengefüge kann festgemacht werden, dass die abhängigen Elemente entweder vor oder nach dem Kern der Gruppe auftreten können.

Für den ersten Fall sollen folgende Beispiele analysiert werden: „unerwarteter großer Erfolg“ und „dieser große Erfolg“ (vgl. Glinz 1952, 286). Im ersten Fall ist die Beziehung von den Elementen „unerwarteter“ und „großer“ zum Kern „Erfolg“ gleich, sodass man von einer Summierung sprechen kann – „der Erfolg ist unerwartet und groß“. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass die beschreibenden Elemente die gleiche Stellung in der Hierarchie haben. Anders verhält es sich beim zweiten Beispiel. Dort ist die Summierung „der Erfolg und groß und dieser“ nicht möglich, da „«dieser» [...] als Einleitung zur ganzen Gruppe «großer Erfolg» [erscheint], und die beiden Sachkerne «groß» und «Erfolg» [...] dadurch enger zusammengeschlossen [werden]“ (Glinz 1952, 286). Das Wissen über den Aufbau eines Größengefüges gibt insofern Auskunft über die möglichen hierarchischen Bezüge, als dass man bei einem vorhandenen Lenkteil („dieser“ in unserem Beispiel) nicht von einer Summierung der vor dem Kern auftretenden Elemente ausgeht, sondern von einer Hierarchie auslösenden Einheit:

Indem der Lenkteil vom folgenden Formteil differenziert ist, bindet er den Formteil und den Kern enger zusammen und schafft aus der drei- und viergliedrigen Gruppe, z. B. «dieser schöne graue Mantel» eine nur zweigliedrige Einheit «dieser (schöne graue Mantel)» (Glinz 1952, 286).

Bei sehr komplexen Größengefügen wie „ganz überraschend stark ausgebaute Linien zwischen den Stützpunkten des ersten Regiments der Division“ konnte Glinz folgende Bedingungen hierarchischer Verhältnisse feststellen: „das primäre Stück steht zu hinterst, das sekundäre einen Platz weiter vorn, das drittrangige zwei Plätze weiter vorn, usw. bei Bedarf“ (Glinz 1952, 242), dabei gilt die Regel „je weiter eine Angabe von diesem Kern entfernt ist, (d. h. je weiter vorn sie steht), umso indirekter ist ihre Beziehung zum Kern“ (Glinz 1952, 242).

Anhand der oben genannten Ausführungen zur Hierarchie im Bereich der Größengefüge kann Folgendes festgestellt werden: „Die Reihenfolge gibt dann nur insofern einen Anhaltspunkt, als das vorausgehende Stück dem nachfolgenden nicht übergeordnet werden kann. Aber es kann ihm neben- oder untergeordnet sein“ (Glinz 1952, 243). Um die (nicht) vorhandene Beziehung der Nebenordnung festzustellen, kann der Koordinationstest angewendet werden, wie in der oben aufgeführten Analyse beschrieben.

Der Koordinationstest kann auch – neben der Verschiebeprobe – in der Untersuchung von hierarchischen Beziehungen zwischen den nacheinander folgenden Angaben Anwendung finden, da laut Glinz

die jeweils vorhandene Reihenfolge verschiedener Angaben [...] also noch gar nichts über die innere Bindung [sagt]. Es können mehrere Angabewörter hintereinander erscheinen, ohne irgend etwas miteinander zu tun zu haben (Glinz 1952, 239).

Anders verhält es sich bei der Verneinung „nicht“, die immer vor ihrem jeweiligen Bezugswort steht. Deswegen konnte Glinz die folgende Regel für den Zusammenhang zwischen der hierarchischen Beziehung und dem Auftreten von „nicht“ ableiten:

Wenn die Verneinung zu einer einzelnen Größe oder Angabe gehört («*nicht krank, nicht hier*», usw.), tritt sie als Gliedteil vor diese jeweilige Größe oder Angabe. Gehört die Verneinung zum Vorgang selbst, so tritt sie, nach dem Gesetz der Vorgangsglieder, als eigenes Glied an den Schluß [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 226).

Anhand der oben beschriebenen Fälle kann eindeutig festgestellt werden, dass Hierarchie und die lineare Reihenfolge des Auftretens einzelner Einheiten nur bedingt zusammenhängen.

4.3.4. Morphologische Dependenz

Wie bereits erörtert, unterscheidet Mel'čuk zwischen folgenden Unterarten der morphologischen Dependenz: „agreement“, „government“ und „congruence“ (vgl. Mel'čuk 2003, 194). Da der Bereich der Kongruenz zwischen dem Leitglied und der Grundgröße bereits in einigen Zügen behandelt wurde, wird der Schwerpunkt auf den nominalen Bereich gelegt, um einen Ansatz der morphologischen Dependenz bei Glinz nachzuweisen.

Die Ersatzprobe liefert, außer der Feststellung eines paradigmatischen Verhältnisses zwischen den untersuchten Einheiten, auch andere Erkenntnisse – der Einzelwort-Ersatz kann auch unter Umständen (teilweise) Veränderung der Form anderer Wörter hervorrufen:

So bedingt «Gang» die Änderung des «diese» in «diesen», «wir» die Änderung des «ging» in «gingen», «durch» die Änderung des «einer» in «eine» usw. Diese Teilveränderung ist auch nicht an unmittelbare Nachbarschaft der sich beeinflussenden Teile gebunden: «Durch diese Türe kam plötzlich der kleine Wilhelm» – «Durch diese Türe kamen plötzlich die kleinen Brüder» u. a. (Glinz 1952, 91).

Die morphologische Dependenz – hier die Art „agreement“ bzw. „congruence“ nach Mel'čuk – ist in den genannten Beispielen gut sichtbar. Dabei handelt es sich einmal um den Bereich der Größengefüge und die Dependenzverhältnisse, die innerhalb einer Phrase vorhanden sind (z. B. Änderung „Türe“ vs. „Gang“ verursacht die Veränderung des Lenkteils „diese“ in „diesen“)

oder eine Änderung innerhalb einer Phrase verursacht eine Änderung innerhalb einer anderen Phrase. Dabei bezeichnet Glinz diejenigen Größenwörter, die die Veränderung des Genus anderer Elemente auslösen, als „geschlechtsfordernd“ und diejenigen Elemente, die das Genus annehmen – „geschlechtsveränderlich“ (vgl. Glinz 1952, 270). Zu den ersteren können auch Elemente wie „«etwas, nichts, was» gerechnet werden, die deutlich Unterglieder im Neutrum fordern («etwas Großes; was Ungeheures sinnest du mir an? Nichts Neues habe ich zu bringen»)" (Glinz 1952, 274).

Als Beispiel des Einflusses, der über die Phrase hinausgeht, kann der Bereich der Kongruenz zwischen dem Leitglied und der Grundgröße dienen, wie das vorangehende Zitat von Glinz erörtert. Einen solchen Einfluss weisen auch die Größen „er, sie, es“ auf, die eindeutig Formforderung zeigen, wie Glinz in folgenden Beispielen zeigt: Die Änderung von „er“ im Satz „Er ist der größte“ gegen „es“ verursacht die Änderung auf „Es ist das größte“ (vgl. Glinz 1952, 299).

Zur morphologischen Dependenz gehört auch die Rektion, die von unterschiedlichen Wortarten ausgehen kann. An dieser Stelle wird aber nur die Rektion kurz angesprochen, die von den Fallfügteilen (Präpositionen der traditionellen Grammatik) ausgeht. Die verbale Rektion wird vollständig im nächsten Kapitel über den Ansatz der Valenz bei Glinz besprochen. Wie Glinz beobachtet, vor allem unter Anwendung seiner Ersatzprobe, geht die Kasusbindung abhängiger Elemente von einem Fallfügteil aus: „Hier kann er Fall auch im Innern des Gliedes ändern, wenn ein anderer erster (oder letzter) Gliedteil eintritt («mit einer Annehmlichkeit – durch eine Annehmlichkeit»)" [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 157) oder wie im folgenden Satz „Er schreibt mit mir“ bei der Ersetzung des Fallfügteils „mit“ gegen „ohne“. Die Veränderung hat Einfluss auf den Kasus der Größe, mit der der Fallfügteil eine Sondergröße bildet. Dabei wirkt „die Bindekraft des Falles“ nur innerhalb der Sondergröße, während „das Ganze nach außen fallmäßig «neutralisiert»" (Glinz 1952, 171) wird. Diese Art der Rektion wird als die präpositionale Rektion verstanden, im Gegensatz zur Kasusrektion, die verstärkt Verben betrifft und die in späteren Kapiteln der vorliegenden Arbeit behandelt wird.

4.3.5. Graphische Darstellung der Hierarchie

Die gesamte Beschreibung der Satzstruktur und der Beziehungen, die zwischen den einzelnen Satzelementen herrschen, wird am Ende der „Inneren Form“ graphisch dargestellt. Dabei entscheidet sich Glinz für die Analyse eines Ausschnitts aus Goethes „Briefen aus der Schweiz“, schreibt den Text „derart auf lange Streifen, daß je ein Gesamtsatz in einer Linie hintereinander erscheint, so wie er gesprochen wird“ (Glinz 1952, 469).

Die hierarchische Anordnung der analysierten Elemente zeigt sich darin, dass die Wortarten, denen sie zugehören – als die tiefste Analysestufe bei den Satzgliedern – ganz unten in der

Analyse klein und in Normaldruck gekennzeichnet werden. Aufsteigend werden die Gliedteile markiert, die sich aus diesen Wortarten bilden und zwar in kleinem Fettdruck. Die Hauptglieder werden in großem Fettdruck dargestellt. Falls innerhalb von den Hauptgliedern auch innere Glieder vorkommen, so werden sie in der gleichen Schrift wie die Hauptglieder wiedergegeben, sie stehen aber etwas tiefer in der Darstellung (vgl. Glinz 1952, 470). Anhand dieser Beschreibung der Darstellungsweise von Wortarten, Gliedteilen, inneren Gliedern und Hauptgliedern kann man eindeutig erkennen, dass Glinz die Größe der Schriftart und die Dicke der Schrift als Instrumente zur Kennzeichnung der Wichtigkeit der oben genannten Elemente in der Hierarchie verwendet.

Der verbale Rahmen, der eine große Rolle in dem Glinzschen Grammatikmodell spielt, wird auch gesondert dargestellt: Alle Vorgangsglieder sowie andere Elemente, die zur Bildung eines Rahmens beitragen (Spannfügteile, Nennfügteile, spannfügende Größen und Angaben) „sind durch dicke Balken und Pfeile symbolisiert, der für die übrigen Glieder offene Raum durch grau gestricheltes Band“ (Glinz 1952, 470).

Auch die Rektion als morphologisch bedingte Dependenz wird in den Glinzschen Analyse-schemata berücksichtigt. Geht diese von den Vorgangsgliedern aus (also verbale Rektion), wird sie mittels von gewöhnlichen Pfeilen gekennzeichnet. Dabei betrifft es nur die Schemagrößen, die von dem Verb direkt in Form einer Kasusrektion regiert werden. Bei der nominalen Rektion, die sich auf die Zweitgrößen bezieht, wird die Bindekraft so dargestellt, dass die Pfeile von den Zweitgrößen zum Kern dieser Größe führen, an die sie sich anschließen. Im Falle von Sondergrößen, bei denen die Rektion von dem Fallfügteil (also von der Präposition) ausgeht, führen die Pfeile zu diesem Fallfügteil, da dieser für die Herstellung der Bindung verantwortlich ist (vgl. Glinz 1952, 470). „Von den Angaben, die ja keine hörbaren Bezugshinweise besitzen, führen dünne Pfeile zum Vorgangsband“ (Glinz 1952, 470). Bei dieser Beschreibung wird eindeutig, dass Glinz sich der kasusfordern Kraft von Vorgangsgliedern und Fallfügteilen bewusst ist und die Hierarchie zwischen den regierenden und regierten Elementen mithilfe von Pfeilen kennzeichnet, die diese Abhängigkeitsverhältnisse graphisch darstellen sollen. Ähnliche Abbildungen mit Pfeilen, die hierarchische Bezüge markieren sollen, findet man bei Eroms 2003a (vgl. Eroms 2003a, 249).

Bei der Glinzschen graphischen Satzanalyse befindet sich der analysierte Satz oben in der Hierarchie. Zwar gehen klassische Dependenzmodelle von dem Verb an der Spitze aus, allerdings kann die Glinzsche Vorgehensweise der von Eroms gleichgestellt werden, weil dieser auch den Satz als den obersten Knoten in seinen Dependenzstemma stellt. Die Wichtigkeit des Leitglieds bzw. des gesamten Vorgangsgefüges wird bei Glinz so betont, dass diese Elemente durch dicke Balken und Pfeile gekennzeichnet werden, obwohl alle Satzglieder – auch die wichtigsten – auf der gleichen Stufe stehen und „[...] dem besonderen Status

des Prädikats (als dem die Struktur des Satzes bestimmenden Verb) [bei der graphischen Darstellung der Satzbaupläne] nicht Rechnung getragen [wird]“ (Homberger 1993, 117).

Des Weiteren muss angemerkt werden, dass in den Dependenzgrammatiken keine binäre Einteilung des Satzes bis zu den terminalen Elementen zur Anwendung kommt. Auch das Glinzsche Modell geht nicht binär vor, sondern ermittelt alle Satzglieder gleichzeitig, stellt diese linear vor und beschreibt die zwischen ihnen bestehenden hierarchischen Beziehungen. Es ähnelt dabei dem dependentiellen Ansatz von Hjelmslev (1943), der in der Tradition steht, die Sätze als eine Zusammensetzung von Konstituenten anzusehen (vgl. Eroms 2000, 81).

Die letzte Anmerkung über die graphische Darstellung der hierarchischen Satzstruktur bezieht sich auf die Formalisierung der Stemmata. Während bei Glinz die Formalisierung sich ausschließlich auf die Angabe der Kategorie (in Bezug auf Satzglieder, Satzgliedteile, Wortarten, Kasus usw.) bezieht und unter der Kategorie das betreffende Element steht, stehen die Stemmata bei Engel (Engel 1996) und vor allem bei Heringer (Heringer 1996) im Zeichen deutlich stärkerer Formalisierung, die generell für Dependenzgrammatiken charakteristisch ist.

4.3.6. Fazit

Anhand der oben diskutierten Punkte kann eindeutig festgestellt werden, dass es sich bei der „Inneren Form des Deutschen“ von Hans Glinz um eine der ersten deutschen Dependenzgrammatiken handelt oder zumindest um einen sehr wichtigen Vorläufer.

Wie in klassischen Dependenzgrammatiken steht im Mittelpunkt des Glinzschen Modells das finite Verb, das bei Glinz als „Leitglied“ bezeichnet wird. Es steht in der Hierarchie aller Satzelemente am höchsten, in der graphischen Darstellung der Satzhierarchie wird es allerdings nur mit Fettschrift gekennzeichnet und fungiert graphisch nicht als ein Ausgangsknoten für alle anderen Satzglieder. Eine solche Vorgehensweise, von dem Satz als der obersten Instanz und nicht vom Finitum auszugehen, ist zwar für die Dependenzgrammatik nicht üblich, es gibt aber solche Darstellungen mit dem Satz ganz oben in einem Stemma, genannt sei hier Eroms und sein Modell aus der „Syntax der deutschen Sprache“ (Eroms 2000).

Obwohl die meisten Dependenzgrammatiken alle Satzelemente als von dem Verb abhängig ansehen und keinem Element dabei eine besondere Rolle zusprechen, betont Glinz die Sonderstellung der Grundgröße, des Subjekts der traditionellen Grammatik. In dieser Ansicht ist er aber nicht alleine – auch Engel und Eroms betonen in ihren dependenziellen Grammatikmodellen die Sonderstellung des Subjekts aufgrund der Kongruenzbeziehung, die das Subjekt mit dem Finitum eingeht. Trotzdem werden Engel und Eroms als Vertreter der Dependenzgrammatik angesehen und das gleiche kann man von Glinz behaupten.

Nach der Auffassung von Mel'čuk über unterschiedliche Ebenen der Dependenz, vor allem über die morphologische Dependenz, kann auch in dieser Hinsicht die Zugehörigkeit von Glinz

zu den Dependenzgrammatiken festgestellt werden, da er den Bereich der hierarchischen Beziehungen in Verhältnissen u. a. der Kongruenz und der Rektion in der „Inneren Form“ behandelt.

Obwohl Glinz die Stellungsglieder bzw. Satzglieder u. a. mittels der Verschiebeprobe und der Ersatzprobe ermittelt und eine solche Vorgehensweise eher in der angelsächsischen Linguistik zur Ermittlung von Phrasen in Konstituentenmodellen verwendet wird, ist dies kein Ausschlusskriterium in der Zuordnung seines Modells zur Dependenzgrammatik. Auch Heringer versucht, die Konstituenz mit der Dependenz zu verbinden, indem er zuerst die Phrasen anhand der Konstituenzregeln ermittelt, um diese Phrasen danach in ein dependenzielles Verhältnis zu setzen, was man auch bei Glinz beobachten kann.

Auch die graphische Darstellung aller Beziehungen zwischen den Satzgliedern innerhalb des Glinzschen Grammatikmodells hat einen hierarchischen Charakter – die wichtigsten Glieder sowie der verbale Rahmen werden graphisch hervorgehoben, die Pfeile führen von den abhängigen Elementen zu den regierenden Einheiten. Solche Darstellungen findet man auch in den dependenziellen Ansätzen, obwohl sie zumeist stärker formalisiert sind.

5. „DIE INNERE FORM DES DEUTSCHEN“ ALS EINE VALENZGRAMMATIK?

Die Untersuchung der „Inneren Form des Deutschen“ in Hinblick darauf, ob es sich hierbei um eine Valenzgrammatik oder zumindest um einen Vorläufer handelt, kann an mehreren Aspekten ansetzen. Zum einen findet man bei Glinz solche Äußerungen wie

Das Leitglied wird uns nun in gewissem Sinne zum archimedischen Punkt des Satzes, von dem aus alles Übrige bewegt werden kann, nach dem es sich richtet und durch den es begriffen werden muß (Glinz 1952, 97).

Das Verb steht also bei Glinz im Mittelpunkt, um den sich alle weiteren Elemente bewegen. Dieses Zitat galt unter anderem als die Grundlage für die Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells in die Reihe der Dependenzgrammatiken, die sich durch eine stark verbzentrierte Ansichtswiese auszeichnen und infolgedessen häufig als Verbgrammatiken bezeichnet wurden, womit man von der Bezeichnung „Valenzgrammatik“ nur einen Schritt entfernt ist. Zum anderen ist die Beziehung zwischen der Dependenz und Valenz nicht eindeutig, was bereits im Kapitel „Die innere Form des Deutschen' als eine Dependenzgrammatik?“ ausführlich erörtert wurde und an dieser Stelle nur auszugsweise angesprochen wird. Baumgärtner betrachtet die Dependenz lediglich als metaphorische Valenz (vgl. Baumgärtner 1970, 62), auch Eroms sieht das Dependenzverhältnis als der Valenz untergeordnet an – laut ihm hat die Dependenz ihre Quelle in der Valenz des Verbs (vgl. Eroms 1985: Eine reine Dependenzgrammatik für das Deutsche, zit. nach Järventausta 2003, 727). Bei Järventausta wird auch ein Ansatz beschrieben, der die Dependenzgrammatik mit der Valenzgrammatik gleichstellt, obwohl diese Auffassung als problematisch gilt, da nicht alle Dependenzphänomene auf die Valenzphänomene zurückzuführen sind (vgl. Järventausta 2003, 717). Aufgrund dieser unklaren Definitionsgrenzen besteht die Unsicherheit, ob Glinz nur als eine Grammatik mit dependenziellen Zügen betrachtet werden soll, oder auch als eine mit Merkmalen einer Valenzgrammatik.

Des Weiteren bezeichnet Glinz diejenigen Elemente, die sich um den „archimedischen Punkt des Satzes“ – das Leitglied – bewegen, als „Diener [...] des Verbs“ und beschreibt ihre Rolle wie folgt: „sie versehen die durch das Verb geschaffenen Systemplätze“ (Glinz 1952, 408). Eine solche Auffassung erinnert stark an die klassische Betrachtungsweise der Valenz als Wertigkeit eines Verbs, das eine gewisse Anzahl an Leerstellen für obligatorische und fakultative Ergänzungen eröffnet. Das ist einer der Gründe, warum Ulrich Engel das Glinzsche Grammatikmodell als einen Vorläufer von Valenzgrammatiken im deutschsprachigen Raum ansieht (vgl. Engel 2006, 1313f.).

Aus den oben genannten Gründen muss man die Frage über die potenzielle Zuordnung der „Inneren Form“ zur Valenzgrammatik stellen und den Ansatz von Engel verfolgen, ob das Glinzsche Grammatikmodell vielleicht nicht nur als eine Dependenzgrammatik, sondern auch als eine Valenzgrammatik bezeichnet werden kann.

In den folgenden Unterkapiteln wird zuerst der Begriff der Valenz erläutert sowie ihre Unterarten beschrieben, danach erfolgt eine kurze Übersicht über die Valenzgrammatik, d. h. über ihre Vorläufer und Vertreter. Diese theoretische Beschreibung wird als Basis gelten, um später der Frage auf den Grund gehen zu können, welche Merkmale der Valenzgrammatik in der „Inneren Form“ vorliegen und ob diese ausreichend sind, um sie zu diesem Modell zuordnen zu können.

5.1. Definition der Valenz und ihre Unterarten

In ihrem „Lexikon der Sprachwissenschaft“ spricht Hadumod Bußmann von der Valenz als

Eigenschaft eines Lexems (z. B. eines Verbs, Adjektivs, Substantivs), seine syntaktischen Umgebungen vorzustrukturieren, indem es anderen Konstituenten im Satz Bedingungen bezüglich ihrer grammatischen Eigenschaften auferlegt. So fordern die Verben *begrüßen* und *helfen*, dass ihr Objekt im Akkusativ bzw. im Dativ steht (und *begrüßen* darüber hinaus, dass das Objekt nicht weggelassen wird) [...] [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Bußmann 2008, 727).

Bußmann betont den Ursprung des Valenz-Begriffes in der Chemie, dessen Übertragung auf den linguistischen Boden Lucien Tesnière zugeschrieben wird. Dabei ist das Konzept des Verbs als Satzzentrum, das über das (Nicht)Vorkommen anderer Elemente sowie ihre Form entscheidet, bereits seit Jahrhunderten in der vor allem philosophisch ausgerichteten Sprachwissenschaft zu finden (vgl. Bußmann 2008, 727; vgl. auch Pongó 2003, 11).

Solche relevanten Bestandteile der oben genannten Definition der Valenz wie die Wortartzugehörigkeit der Valenz aufweisenden Lexeme, Strukturierung der syntaktischen Umgebung und Bestimmung der morphologischen Form abhängiger Elemente durch diese Lexeme sowie die Bestimmung der Bedingungen der (Nicht)Weglassbarkeit von den abhängigen Ergänzungen wiederholen sich in den meisten Definitionen.

So wie Bußmann zählt auch Engel Verben sowie bestimmte Substantive und Adjektive zu den Wortarten, die Valenz aufweisen (vgl. Engel 2006, 1309). Duden nennt nur Verben und Adjektive als valenzfähige Wortarten (vgl. Eisenberg 1998, 267). Während Heringer und Helbig von der Valenz als der Eigenschaft ausschließlich von der Wortart Verb sprechen (vgl. Heringer 1996, 63), gehen Engel/Schumacher davon aus, dass die Valenz

[...] prinzipiell für beliebige Wortklassen [gilt], [wenn Valenz als Reaktion von Teilen von Wortklassen definiert wird]. Valenz ist dann (ebenso wie Reaktion) als eine bestimmte Art von Vorkommensrestriktion ein universeller Relationsbegriff, der auch auf Sprachen Anwendung finden kann, die gar keine Verben haben (Engel/Schumacher 1978, 16).

Das Verb als der zentrale Gegenstand der Valenztheorie und „das strukturelle Zentrum des Satzes“ (Brinker 1977, 103) strukturiert seine syntaktische Umgebung, indem es „eine bestimmte Anzahl von Leerstellen eines je spezifischen Typs [...] eröffne[t]“ (Jungen/Lohnstein 2007, 196) und somit „seinen spezifischen Satzbauplan [...] bestimm[t]“ (Morciniec 1995, 8)¹¹. Um diese Leerstellen („Slots“ bei Heringer) zu füllen, selegiert das Verb, basierend auf seinen

distributionellen Eigenschaften, Füllungen aus dem nominalen Bereich, die als Komplemente des Verbs fungieren (vgl. Heringer 1996, 63).

Die Ansichten auf diese Komplemente unterscheiden sich teilweise sehr stark: Für Helbig

[...] bestimmt [Valenz] lediglich, wieviele Aktanten/Ergänzungen/Mitspieler etwa ein Verb hat oder haben kann; für die Art dieser Aktanten benötigt Helbig darum den zusätzlichen (vom klassischen Strukturalismus übernommenen und wiederum willkürlich eingeeengten) Begriff der Distribution (Engel/Schumacher 1978, 16).

Dagegen beschreibt Morciniec die Füllungen der Leerstellen etwas spezifischer:

Das Verb wird nämlich nur dann zum Bestandteil eines inhaltlich kohärenten und grammatisch korrekten Satzes, wenn in seiner Umgebung Wörter mit bestimmter Bedeutung und bestimmten grammatikalischen Eigenschaften erscheinen (Morciniec 1995, 8).

Die Valenz wird hier sowohl im syntaktischen als auch im semantischen Sinne verstanden – die ergänzenden Einheiten müssen bestimmte grammatikalische Kriterien erfüllen, um als Ergänzungen fungieren zu können. Auch die Bedeutung ist hier relevant – als Ergänzungen können nicht alle beliebigen Einheiten gelten, sondern nur diese mit bestimmten Bedeutungsmerkmalen (vgl. zu dieser Frage auch Engel 2006, 1306).

Die meist verbreitete Auffassung von den bereits mehrmals angesprochenen Füllungen von Leerstellen bezieht sich aber auf die Notwendigkeit ihres Vorkommens im Satz:

Zur Füllung der Leerstellen gehören alle notwendigen Glieder und nur diese: Alles was notwendig ist, um welche Notwendigkeit (eine kommunikative, semantische oder syntaktische) es sich handelt und wie diese Notwendigkeit ermittelt wird, darüber gehen die Meinungen in der linguistischen Beschreibung noch auseinander (Helbig/Schenkel 1978, 31) (vgl. auch Helbig 1971b, 34).

Zur Ermittlung, ob es sich bei einem Element um eine von der Valenz vorgesehene oder fakultative Einheit handelt, wurden einige Tests entwickelt, die mit unterschiedlicher Sicherheit die obligatorischen und fakultativen Elemente ermitteln und diese ggf. nach weiteren Kriterien einteilen.

Der erste Test wird als „Subklassentest“ bezeichnet und funktioniert laut Engel folgendermaßen:

Tausche ich das regierende Verb durch ein bestimmtes (geeignetes) Verb aus, so entsteht ein ungrammatischer Ausdruck, falls der ursprüngliche Ausdruck valenzgesteuerte Elemente enthielt. Und: Tausche ich bestimmte verbabhängige Elemente gegen geeignete andere Elemente aus, so entsteht ein ungrammatischer Ausdruck, wenn diese Elemente valenzgesteuert sind (Engel 2006, 1311).

Der zweite Test wird in der Valenzforschung in mehreren Varianten angewendet und ist folgendermaßen konzipiert: „Führt die Tilgung eines Teilausdrucks zur grammatischen Unkorrektheit eines Satzes, so ist der Teilausdruck valenzgesteuert (also ein Aktant)“ (Engel 2006, 1311). Bei Jungen/Lohnstein wird dieser Test unter dem Namen der Weglass-Probe aufgeführt, was eindeutig auf die Glinzsche Weglassprobe zurückzuführen ist (vgl. Jungen/Lohnstein 2007, 197). Laut Helbig wird durch das Weglassen eines Satzelements und die Überprüfung, ob es sich bei diesem Satz um eine strukturell korrekte Äußerung handelt,

¹¹ Zum Einfluss der Verbvalenz auf die Satzmuster – vgl. Engel 1988, 198

das strukturelle Minimum des Satzes ermittelt und nicht das kommunikative oder inhaltliche, was zu genauer messbaren Ergebnissen in der Ermittlung der notwendigen Komponenten eines Satzes führt (vgl. Helbig 1971b, 35). Die Abstrichprobe, die von Weisgerber und Grebe zwar auf der Grundlage der Glinzschen Weglassprobe aufgestellt wurde, ist allerdings auf das inhaltliche Minimum – „auf ein Mindestmaß“ – ausgerichtet. Sie reduziert die Sätze auf den notwendigen Kern und ist somit laut Helbig zu weitherzig dadurch, dass sie zu viele Zweifelsfälle offenlässt (vgl. Helbig 1971b, 34f.). Bußmann nennt auch weitere Tests wie Eliminierungstest, Austauschertest, Ableitbarkeit von eingebetteten Sätzen, freie Hinzufügbarkeit, Assoziationstests, betont aber dabei, dass keiner dieser Tests als durchgehend zuverlässig gilt (vgl. Bußmann 2008, 770).

Die meisten oben genannten Tests führen zur Einteilung von Füllungen, die in der Valenzforschung am meisten verbreitet ist, nämlich die Einteilung in obligatorische und fakultative Aktanten (bzw. Ergänzungen) sowie freie Angaben (vgl. auch Helbig 1971b, 35). Laut Helbig/Schenkel sind „sowohl die obligatorischen als auch die fakultativen Aktanten (beide sind notwendige Glieder) [...] durch die Valenz an das Verb gebunden, sind im Stellenplan des Verbs verankert und deshalb nach Zahl und Art fixierbar“ (Helbig/Schenkel 1978, 33). Allerdings kann man die fakultativen Aktanten weglassen, ohne dass der Satz ungrammatisch wird. Dagegen sind die freien Angaben nicht im Valenzplan eines Verbs vorgesehen, somit an dieses Verb nicht gebunden und in jedem Satz frei hinzufügbare bzw. weglassbar (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 33f.; vgl. auch Bußmann 2008, 42 und 169).

Eine komplett anders aufgestellte, auf den morphologischen und semantischen Eigenschaften der Ergänzungen basierende Einteilung schlägt Eroms in seiner „Syntax der deutschen Sprache“ vor. Die vom Verb valenzbedingt abhängigen Glieder werden dort in neun Klassen eingeteilt: E₀ (Nominativergänzung), E₁ (Akkusativergänzung), E₂ (Genitivergänzung), E₃ (Dativergänzung), E₄ (Präpositionalergänzung), E₅ (Situativergänzung), E₆ (Direktivergänzung), E₇ (Einordnungsergänzung), E₈ (Artergänzung), E₉ (Ergänzungssatz) (vgl. Eroms 2000, 183ff.).

Wie bereits erläutert, gehört die Frage nach der Notwendigkeit von Komplementen, die die vom Verb eröffneten Leerstellen füllen, zu den wichtigsten Fragestellungen in der Valenztheorie. Da diese Notwendigkeit unterschiedliche Ausprägungen annehmen kann – es kann sich um die kommunikative, semantische, syntaktische Notwendigkeit handeln (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 31) – kommen die jeweiligen Forscher zu unterschiedlichen Klassifikationen von Füllungen der Leerstellen. Heidolph/Flämig/Motsch gehen davon aus, dass

Die von der Valenz geforderten Leerstellenbesetzungen [...] in dreifacher Weise festgelegt [sind]:

- quantitativ, die Anzahl der Leerstellen betreffend;
- qualitativ semantisch, die semantischen Merkmale der Besetzung betreffend;
- qualitativ syntaktisch-morphologisch, die syntaktisch-morphologischen Merkmale der Besetzung betreffend (Heidolph/Flämig/Motsch 1981, 479).

Solche Einteilungen führen nicht nur zur Subklassifikation der geforderten Ergänzungen und Angaben, sondern zum anderen auch zur Subklassifikation der Valenz selbst in spezifische Untertypen.

Die Einteilungen der Valenz unterscheiden sich von Autor zu Autor. Eisenberg geht in der Duden-Grammatik von einem Valenzbegriff aus, der entweder auf der syntaktischen oder semantischen Ebene zu platzieren ist:

Grundsätzlich kann man mindestens zwei verschiedene Valenzbegriffe unterscheiden. Sie werden in den Bemerkungen zu dem Beispiel *Sie schenkt ihm ein Buch* zum einen mit Bezeichnungen wie *Subjekt, Dativobjekt, Akkusativobjekt*, zum andern mit Bezeichnungen wie *Schenkender, Beschenkter, Geschenk* angedeutet. Sehr vereinfachend könnte man hier von einem eher formal und einem eher inhaltlich orientierten Valenzbegriff sprechen [Hervorhebung im Original – MZG] (Eisenberg 1998, 677).

Eisenberg entscheidet sich allerdings für die Einteilung der Ergänzungen nach den formalen Gesichtspunkten und unterscheidet somit u. a. Verben mit Akkusativobjekt, Dativobjekt, Genitivobjekt, Verben mit Akkusativ- und Dativobjekt usw. (vgl. Eisenberg 1998, 106).

Die Einteilung der Valenz nach Heringer ähnelt der oben besprochenen Übersicht nach Heidolph/Flämig/Motsch. Er führt folgende drei Arten der Valenz auf: die quantitative Valenz, die selektionale Valenz sowie die qualitative Valenz (vgl. Heringer 1996, 63). Die quantitative Valenz bezieht sich auf „eine bestimmte Anzahl von Slots“ des Verbs, das eine „entsprechende Zahl abhängiger N* oder P* verlangt“ (Heringer 1996, 63). Die selektionale Valenz beinhaltet die semantische Komponente, da die Slots nur von Füllungen belegt werden können, die den semantischen Einschränkungen der Slots entsprechen. Das Konzept der qualitativen Valenz besagt, dass die Slots nur mit Füllungen belegt werden können, die eine bestimmte morphologische Form aufweisen (vgl. Heringer 1996, 63).

Eine sehr ausdifferenzierte Einteilung der Valenz nach ihren ausdrucks- und inhaltsseitigen Facetten bietet Eroms, der innerhalb des komplexen Valenzbegriffs eine logische, semantische, logisch-semantische, semantisch-pragmatische und syntaktische Ebene ansetzt, wobei er auf diese Komponenten nicht näher eingeht (vgl. Eroms 2000, 120). Eine Beschreibung einiger der oben genannten Valenztypen findet man in einzelnen Artikeln des Sammelbandes „Dependenz und Valenz, HSK 25.1“, herausgegeben u. a. von Ägel.

Der Begriff der logischen Valenz wurde in den 70er Jahren insbesondere von Wilhelm Bondzio geprägt (vgl. Meinhard 2003, 400) und bezog sich anfangs häufig auf Eigenschaften von logischen Prädikaten, die als „übereinzelsprachlich oder sogar außersprachlich verstanden“ werden. Dabei

erfasst der Begriff einer innersprachlichen logischen Valenz die allgemeinsten strukturbildenden Eigenschaften von Verben, als logische Prädikate entsprechend ihrer Ergänzungsbedürftigkeit über eine bestimmte Anzahl (Stelligkeit) und Anordnung (Reihenfolge) von Leerstellen (Argumentstellen) als Argumentvariablen zu verfügen, die bei der Bildung einer Proposition durch konkrete Argumente besetzt und semantisch spezifiziert werden müssen oder können (Meinhard 2003, 403).

Die logische Valenz soll am besten anhand eines Beispiels dargestellt werden: Auf der logischen Stufe kann das Geben z. B. im Finnischen und Deutschen auf gleiche Weise beschrieben werden und zwar mit einer

Funktorenstruktur mit drei Argumenten. Und ebenso haben das Verb *geben* und das Substantiv *das Geben* die gleiche logisch-semantische Valenz. Unterschiede erscheinen erst auf der syntaktisch-strukturellen Stufe der Valenzbeschreibung, auf der die Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen und zwischen verschiedenen Wortarten sichtbar werden [Hervorhebung im Original – MZG] (Piitulainen 1980, 144).

Die semantische Valenz ist mit der selektionalen Valenz nach Heringer vergleichbar und bezieht sich auf die Eigenschaft des Verbs, die von ihm eröffneten Leerstellen mit bestimmten semantischen Restriktionen für die Argumente zu belegen. Die eigene Bedeutung des Verbs

[charakterisiert] die einzelnen Argumentpositionen [...] hinsichtlich des semantischen Bereichs der einsetzbaren konkreten Argumente (ihrer kategorialen Selektionsbeschränkungen) und ihrer semantischen Funktion (oder semantischen Rolle) in der Sachverhaltsbeschreibung (Meinhard 2003, 403).

Laut Harnisch gibt es bisher keinen vollständig ausgearbeiteten Ansatz der morphologischen Valenz, in diesem Abschnitt werden nur zwei Aspekte angesprochen – die Valenzmorphologie der Subjekt-Verb-Kongruenz, die zur Kasusmorphologie gehört, und die Valenzmorphologie innerhalb der Nominalphrase (vgl. Harnisch 2003, 411ff.). Da das Verb als Satzzentrum fungiert und die Nominalgruppen von ihm abhängen, ist die morphologische Valenz in erster Linie die Kasusmorphologie. Die vom Verb abhängigen Ergänzungen nehmen den Kasus an, der von dem Verb für diese Ergänzungen in seinem Lexikoneintrag vorgesehen ist (vgl. Harnisch 2003, 412). Die Valenzmorphologie innerhalb der Nominalphrase ist laut Harnisch als eine flexivische Kennzeichnung der Kongruenz zu verstehen. „Valenzrelevant ist dabei, wie das vom Verb rektional in die NP gebrachte Kasusmerkmal sich auf die Glieder einer mehrteiligen nominalen Kette verteilt“ (Harnisch 2003, 416).

Die syntaktische Valenz kann nach Wolf in zwei Dimensionen beschrieben werden: nach dem quantitativen Umfang und nach dem qualitativen Umfang der Verbvalenz. Dabei bezieht sich der erstere auf die Anzahl der Leerstellen, die ein Verb um sich eröffnet. Üblicherweise spricht man von null bis vier Leerstellen und unterscheidet demnach die Verbklassen, je nach der Anzahl der Ergänzungen, die benötigt werden (vgl. Wolf 2003, 407). Die qualitative Komponente der syntaktischen Verbvalenz bezieht sich auf die Art von Ergänzungen, die von dem verbalen Kern determiniert werden. Dabei werden die Ergänzungen nach ihrer flexionsmorphologischen Form in z. B. Nominativergänzung, Akkusativergänzung etc. sowie nach der Bedeutung: Adverbialergänzung, Mensuralergänzung, Propositionalergänzung usw. aufgeteilt (vgl. Wolf 2003, 408). Die Anzahl und Benennung der Ergänzungen variiert dabei vom Autor zu Autor (vgl. auch Heidolph/Flämig/Motsch 1981, 168).

5.2. Abgrenzung der Valenz von der Dependenz und Rektion

Wie bereits mehrmals erwähnt, ist das Verhältnis der Valenz zu den Phänomenen der Dependenz und Rektion nicht eindeutig und unterscheidet sich in einzelnen Darstellungen. Dies ist nicht ausschließlich auf die Definition aller oben genannten Begriffe zurückzuführen, sondern auf die Auffassung der Valenz selbst. Sie kann nämlich

auch unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, ob sie eine grammatische Gesamtheorie darstellt, oder ob sie als eine Teiltheorie einer anderen zugeordnet worden ist. Wird die Valenz sehr weit aufgefasst, als Verknüpfung eines Elements mit anderen Elementen, kann darauf eine Gesamtheorie aufgebaut werden. Wird die Valenz etwa nur als eine Eigenschaft eines Verbs oder eines Adjektivs aufgefasst, kann sie als ein Teilbereich jedem beliebigen Grammatikmodell zugeordnet werden (Piitulainen 1980, 144).

Die meisten Autoren platzieren das Valenzmodell innerhalb einer Dependenzgrammatik. Brinker sieht es als den Kernbestandteil an (vgl. Brinker 1977, 91), Heringer spricht von dem Valenzmodell als dem „am weitesten ausgearbeitete[n] Teil einer Dependenzgrammatik“, der als „Theorie über die Dependenzen und Abhängigkeiten der Satzteile der ersten Stufe“ (Heringer 1970a, 73) verstanden wird. Auch Piitulainen bezeichnet „die Valenztheorie, wie sie z. B. im Valenzwörterbuch von Helbig/Schenkel vorkommt, [...] als ein[en] Teilbereich der Dependenzgrammatik“ (Piitulainen 1980, 142).

In Modellen, die das Valenzmodell vor allem anhand ihrer semantischen Komponente betrachten, ist das Verhältnis der Valenz zur Dependenz anders, wie das folgende Zitat belegt:

Hiermit [gemeint ist Dependenz – MZG] bezeichnet man die formal bedingte Abhängigkeit eines Wortes von einem anderen, oder anders formuliert, ein Wort B verdankt seine Existenz in einer bestimmten Weise der Existenz des Wortes A. In dem Satz *Der Knabe geht mit dem Mädchen spazieren* verdankt das dativische Substantiv *dem Mädchen* seine Existenz der Existenz der Präposition *mit*; würde man diese Präposition durch *ohne* ersetzen, dann müsste man auch den Dativ mit dem Akkusativ austauschen. Da auch die Valenzrelation die Abhängigkeit eines Dependens von einem Regens ist, kann man die Valenz als eine semantisch motivierte Spezialform der Dependenz bezeichnen [Hervorhebung im Original – MZG] (Wolf 2003, 404).

Viele deutsche Sprachwissenschaftler verorten die Valenz im Bereich der Rektion. Für Eroms gilt „das Valenzprinzip als erweitertes Rektionsprinzip“ (Eroms 2000, 84). Dagegen sprechen z. B. Engel/Schumacher von der Valenz als einem Sonderfall der Rektion: „Valenz ist die Rektion von Teilen von Wortklassen“ (Engel/Schumacher 1978, 15) und damit auch nicht nur auf die Verben beschränkt. Allerdings hat das Verb eine bevorzugte Stellung, weil es „im (deutschen) Satz durchschnittlich die reichsten und vielfältigsten Verbindungen eingeht“ (Engel/Schumacher 1978, 18). Die Frage, welche weiteren Wortklassen die Valenz betreffen kann, wurde im Verlauf des vorherigen Kapitels bereits geklärt.

So wie Engel/Schumacher bezeichnet auch Engel die Valenz als eine „subklassenspezifische Rektion“ (Engel 1977, 98). Eine solche Auffassung der Valenz haben unter anderem auch Brinkmann, Grebe und Heringer in ihren Grammatikmodellen übernommen (vgl. Engel/Schumacher 1978, 15). Auch Eisenberg platziert die Valenz innerhalb der Rektion, die

allerdings nur auf die Kategorie des Verbs eingeschränkt ist (vgl. Eisenberg 1994, zit. nach Zifonun 2003, 353).

Für Heringer ist die Valenz eine semantische Erscheinung, die den syntaktischen Satzbau beeinflusst. Aus diesem Grund werden nur diese Rektionsverhältnisse als Valenz aufgefasst, die „sich semantisch als Prädikat-Argument-Strukturen fassen lassen“ (Heringer 1996, 157, zit. nach Zifonun 2003, 357).

Bei Zifonun findet sich auch eine solche Aussage zu dem Verhältnis der Valenz und Rektion:

In der Dependenztheorie ist Valenz in jedem Fall als eine Form von Abhängigkeit zu interpretieren: Eine bezüglich eines Valenzträgers Y valenzgebundene Einheit X ist notwendigerweise eine von Y abhängige Einheit. Rektion wiederum ist entweder die direkte strukturelle Umsetzung des empirisch durch Kookkurrenzbeziehungen getragenen Abhängigkeitsbegriffes (Engel) oder aber es handelt sich um eine spezielle Abhängigkeitsrelation (Heringer). Rektion (strukturelle Interpretation der Abhängigkeit) ist also in dependenziellem Rahmen mit Valenz notwendig verknüpft (Zifonun 2003, 355).

Stepanova und Helbig nennen in ihrem Buch „Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache“ sogar die Möglichkeit der Aufgabe des Terminus Rektion zugunsten des Terminus Valenz. Den Grund sehen sie darin, dass die Valenz

sowohl eine quantitative Erweiterung (Bindung auch von Präpositionalobjekten, Infinitivkonstruktionen und Nebensätzen; Unterscheidung von obligatorischer und fakultativer Bindung) als auch eine qualitative Erweiterung (Adverbialbestimmungen als nicht-regierte Valenzglieder) gegenüber dem Rektionsbegriff bringt (Stepanova/Helbig 1978, 188 f., zit. nach Zifonun 2003, 360).

Diese äußerst unterschiedlichen Auffassungen des Verhältnisses zwischen der Rektion und der Valenz hängen stark damit zusammen, ob das betreffende Valenzkonzept monokriterial oder polykriterial ist. Monokriterial sind zum Beispiel Auffassungen von Heringer und Helbig (formal-syntaktisch), Eisenberg und Engel (syntaktisch) sowie Lieb und Eroms (semantisch). Polykriteriale Valenzkonzepte berücksichtigen „ein Nebeneinander von Valenzaspekten“ und stellen somit Ebenenmodelle dar, in denen – in unterschiedlichen Konstellationen und mit unterschiedlichen Schwerpunkten – solche Aspekte berücksichtigt werden wie die logische bzw. logisch-begriffliche Valenz, semantische Valenz und syntaktische Valenz (vgl. Zifonun 2003, 364f.).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Status des Valenzmodells in der deutschsprachigen Linguistik alles andere als klar ist. Der Umfang und die Art der Definition der Valenz wird Einfluss auf die potenzielle Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells in die Reihe der Valenzgrammatiken haben, was im Laufe der nächsten Kapitel erläutert und begründet wird.

5.3. Valenzgrammatik – Vorläufer und Tesnière

Zu der Situation im 18. und 19. Jahrhundert berichtet Engel, dass „die (vermeintliche) aristotelische Tradition“ (Engel 2006, 1313) immer noch sehr stark war und die damals noch sehr

philosophisch-ästhetisch ausgerichtete Sprachwissenschaft insofern beeinflusste, sodass diese stark für die Subjekt-Prädikat-Gliederung eines Satzes plädierte. Dies betraf sowohl die Satzlehre als auch den muttersprachlichen Deutschunterricht (vgl. Engel 2006, 1313).

Laut Helbig können in der Entwicklung des Valenzbegriffs drei Stufen unterschieden werden: Der Begriff erscheint zuerst „dem Sinne, dann dem Begriffe und schließlich dem Terminus nach“ (Helbig 1965, 10).

Die ersten Ansätze der Valenz – dem Sinne nach – sind in Deutschland bereits im 18. Jahrhundert zu finden und zwar bei Johann Werner Meiner, der in seinem Werk „Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre, entworfen von J. W. M., der Schule zu Langensalza Rektor“ von 1781 „wohl als erster eine Sensibilität für das Valenzprinzip zeigt“ (Engel 2006, 1312). Sie spiegelt sich darin wider, dass das Prädikat als zentrales Element des Satzes angesehen wird und als ein Element fungiert, von dem Subjekt und Objekte abhängig sind (vgl. Engel 2006, 1312). Zwar sind diese Elemente bei Grotendorf¹² nicht gleichwertig, sondern er betont die Sonderstellung des Subjekts den Objekten gegenüber, allerdings bezeichnet er alle Satzteile als „Dependenzen“ des Prädikats (vgl. Engel 2006, 1312).

Als erster, der sich Gedanken zur Valenz des Verbs in Hinblick auf die Anzahl der geforderten Ergänzungen gemacht hat, ohne den Begriff der Valenz oder der Wertigkeit zu nennen, gilt Charles Sanders Peirce:

Die Prädikate der Proposition [...] werden Rhemata genannt. Solche, die kein tilgbares Element enthalten, sind *nicht relativ*; jene, die getilgte Elemente enthalten, sind *relativ*. Je nach Anzahl der Leerstellen, enthält man Rhemata folgenden Typs: Monaden (1 Leerstelle), Dyaden (2 Leerstellen), Triaden (3 Leerstellen). An dieser Stelle führt Peirce eine Analogie zur chemischen Wertigkeit (= Valenz) ein [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Peirce 1906/1993¹³, zit. nach Wildgen 2010, 65).

Eine ähnliche Klassifikation findet sich bei Behaghel¹⁴ und Heyse¹⁵, die die Verben in absolute und relative einteilen. Absolute Verben fordern außer dem Subjekt keine Ergänzungen, um einen grammatisch korrekten Satz zu bilden. Relative Verben benötigen außer dem Subjekt mindestens eine weitere Ergänzung (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 12).

Einige Jahre später findet man bei Karl Bühler einen weiteren Ansatz, der den Boden für den Valenzbegriff vorbereitet. Bühler spricht von den „Wahlverwandtschaften“ (Bühler 1934, 173, zit. nach Engel 2006, 1313) zwischen den Wörtern, d. h. von „Kompatibilitäten zwischen Wörtern [und – MZG] ihre[n] gegenseitigen Bindungspotenzen [...]“ (Eroms 2003b, 159):

Es bestehen in jeder Sprache Wahlverwandtschaften; das Adverb sucht sein Verbum und ähnlich die anderen. Das lässt sich auch so ausdrücken, dass die Wörter einer bestimmten Wortklasse eine oder mehrere *Leerstellen* um sich eröffnen, die durch Wörter bestimmter

¹² Grotendorf, August (1827): Grundzüge einer neuen Satztheorie, in Beziehung auf die Theorie des Herrn Prof. Herling, dargestellt von A.G., Conrector zu Ilfeld und Mitglied des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache

¹³ Peirce, Charles Sanders (1906/1993): Gedanken und Denkereignis. In: Peirce: Semiotische Schriften, 76-105, hrsg. von Kloesel, Christina/Pape, Helmut, Frankfurt a. M.

¹⁴ Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Band II, Heidelberg, 113 ff. – zit. nach Helbig 1965, 10

¹⁵ Heyse, Joh. Christ. Aug. (1908): Deutsche Grammatik. Hannover/Leipzig, 296 f. – zit. nach Helbig 1965, 10

anderer Wortklassen ausgefüllt werden müssen [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Bühler 1934, 173, zit. nach Eroms 2003b, 159).

Der Valenzgedanke wird bei Bühler direkt in Bezug auf zwei Aspekte angesprochen – zum einen spricht Bühler über die quantitative Valenz in Hinsicht auf die Anzahl der eröffneten Leerstellen, zum anderen meint er die qualitative bzw. selektionale Valenz im Sinne Heringers – es handelt sich um bestimmte Wortklassen, die die Leerstellen besetzen können.

Implizit auf den selektionalen bzw. semantischen Aspekt der Valenz kommt Walter Porzig in seinem Aufsatz „Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“ von 1934 zu sprechen. Porzig geht auf Verben ein, die bestimmte Restriktionen auf die Elemente auflegen, die sich mit ihnen verbinden: „*bellen* kann nur ein *hund*, *wiehern* nur ein *pferd*, *blühen* nur eine *pflanze*, *wachsen* nur ein *organismus*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Porzig 1934¹⁶, 72, zit. nach Eroms 2003b, 160). Porzig betont in diesem Kontext, dass die Wahl der Ergänzungen strikt vom Verb abhängig und nicht willkürlich ist (vgl. Porzig 1934, 73, zit. nach Eroms 2003b, 160).

Laut Helbig stellen alle oben genannten Darstellungen allerdings nur Ansätze der Valenz dar, vor allem, weil sie auch systematisch kaum weiterverfolgt wurden. Aus diesem Grund werden sie lediglich als Vorläufer des modernen Valenzbegriffs verstanden (vgl. Helbig 1965, 10). Engel vertritt dabei die Meinung, dass sogar erst ab der Mitte des 20. Jahrhunderts Gesamtdarstellungen erscheinen, die den Valenzbegriff implizit zur Beschreibung der Satzstruktur verwenden. Er nennt vor allem die zentrale Stellung des Verbs als des Satzregens und die Aufgabe der Sonderstellung des Subjekts als die wichtigsten Merkmale dieser Darstellungen (vgl. Engel 2006, 1313).

Als erster, der das Konzept der Valenz systematisch und konsequent auf eine europäische Sprache (hier das Deutsche) anwandte, gilt Wladimir Admoni. Bereits 1935 erschien sein Aufsatz in der russischen Sprache über die Struktur des Satzes, dessen Grundgedanken Admoni kontinuierlich bis zur Erscheinung des Buches „Der deutsche Sprachbau“ 1960 entwickelte. Die Valenz wird bei Admoni mit dem Begriff der Fügungspotenz bezeichnet, die dem Verb zugeschrieben wird in Hinblick auf Ergänzungen, die das Verb erfordert. Admoni unterscheidet folgende Ergänzungen: Subjekt, Akkusativobjekt, Dativobjekt, Prädikatsnomina, genitivische, situative und verbale (infinitivische) Objekte, die auf der gleichen Stufe in der Hierarchie stehen (vgl. Engel 2006, 1313).

Einen ausgebildeten Valenzbegriff kann man im Werk „Structurele syntaxis“ von Albert Willem de Groot finden, das 1949 erschien. De Groot unterscheidet unter anderem Verben mit syntaktischen Komplementen und ohne Komplemente, unter denen er nicht nur Kasusobjekte, sondern auch Prädikatsnomen und Infinitivkonstruktion versteht. Laut Engel beinhaltet das Modell von de Groot zahlreiche Ideen von Tesnière, die höchstwahrscheinlich nur aus dem Grund keine unmittelbaren Nachfolger gefunden haben, weil das Werk auf Niederländisch

¹⁶ Porzig, Walter (1934): Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 58, 70-97

verfasst wurde und somit nur einen eingeschränkten Rezipientenkreis erreichen konnte (vgl. Engel 2006, 1313).

Auch die „Grammaire de l'allemand“ von Jean Fourquet, erschienen 1952, gilt als eine valenzbasierte Grammatik des Deutschen. So wie Glinz versucht Fourquet die Hierarchie bei den nichtverbalen Elementen einer linearen Kette – des Satzes – festzulegen. Die verbabhängigen Elemente werden als „spezifische Einheiten“ bezeichnet, dabei fungiert das Subjekt als eine der Ergänzungen und hat bei Fourquet keinen besonderen Status (vgl. Engel 2006, 1313).

Diese Übersicht der Autoren und Werke, in denen der Valenzgedanke implizit vorkommt, ist selbstverständlich nicht vollständig – man könnte an dieser Stelle noch zahlreiche weitere Autoren nennen, in deren Auffassungen die späteren Ideen von Tesnière vorkommen, allerdings soll hier nur ein Überblick verschafft werden, dass der Gedanke der Verbzentrierung und der Strukturierung des Satzes durch das Verb nicht erst von Tesnière entwickelt wurde, obwohl das Jahr der Erscheinung von „Cours élémentaire de syntaxe structurale“ (1959) für die Geburtsstunde der Valenzgrammatik gehalten wird.

Wie bereits in früheren Modellen vorhanden, die als Vorläufer der Valenzgrammatik gelten, steht bei Tesnière das Verb im Mittelpunkt des Satzes. Der Begriff der Valenz erscheint explizit – sie sorgt dafür, dass das Verb die Zahl und Art der Aktanten festlegt, die zur Bildung eines vollständigen Satzes notwendig sind. Die Aktanten werden bei Tesnière in drei Gruppen eingeteilt, wobei das morphologische und das semantische Kriterium bei der Klassifikation eine ausschlaggebende Rolle spielen. Neben den Aktanten gelten auch Angaben als Satzglieder, allerdings sind diese aspezifisch, frei hinzufügbare und jederzeit weglassbar (vgl. Engel 2006, 1315). Entsprechend der Atom-Metapher und der Anzahl der gebundenen Elemente werden die Verben bei Tesnière in avalente, monovalente, transitive und trivalente Verben eingeteilt. Dabei können zum einen manche Valenzen unbesetzt werden, obwohl sie theoretisch als Leerstellen vorhanden sind. Zum anderen kann sich die Valenz erweitern – Tesnière spricht dann von der „zusätzlichen Valenz“.

5.4. Valenzgrammatik – Vertreter in Deutschland, Ziel der Valenzgrammatik

Als die erste Valenzgrammatik des Deutschen gilt der 1958 erschienene „Abriss der deutschen Grammatik“ von Johannes Erben, da er in seinem Werk „die Hauptgliederung der Satzglieder unter valenztheoretischem Gesichtspunkt“ (Piitulainen 1980, 145) vornimmt. Auf den Terminus der „Wertigkeit“ kommt Erben parallel und unabhängig zu Tesnière. Er stößt auf diesen Begriff bei der Ausarbeitung des Grimmschen Wörterbuchs und erkennt seine Brauchbarkeit für die Beschreibung valenzbasierter Phänomene, die vor allem mit der Erkenntnis Karl Bühlers

zusammenhängen, dass die Wörter bestimmter Wortarten Leerstellen eröffnen. Die Erkenntnisse Tesnières lagen Erben zum Zeitpunkt der Arbeit an dem „Abriss“ nicht vor und wurden ihm erst später – bei der Endredaktion – von Jean Fourquet mündlich mitgeteilt. Erben betont dabei, dass sich sein Valenzbegriff von dem Tesnièreschen Valenzbegriff deutlich unterscheidet (vgl. Erben 1991, 83f.), vor allem in Bezug auf die obligatorischen Ergänzungen des Verbs. Als obligatorische Elemente betrachtet Erben neben dem Subjekt und Objekt auch strukturell notwendige Adverbialbestimmungen (vgl. Helbig 1965, 12), adjektivische und substantivische Prädikativa sowie das Kopulaverb als Valenzträger (vgl. Erben 1995, 67) – im Unterschied zu Tesnière und Brinkmann (vgl. Helbig 1965, 12). Das Subjekt nimmt in dem Valenzmodell von Erben keine Sonderrolle ein (vgl. Piitulainen 1980, 147). Alle Ergänzungsbestimmungen werden nummeriert, bei der Beschreibung dieser Elemente verwendet Erben allerdings die Glinzschen Termini wie z. B. Zielgröße und Zuwendgröße (vgl. Lindgren 1960, 330f.). Neben den Ergänzungsbestimmungen nennt Erben auch die Angaben als Elemente, die „mindestens implizit aspezifische Zuordnung zum Verb“ (Engel 2006, 1314) aufweisen.

Der Gedanke, das Verb sei „das Grundglied des deutschen Satzes“, „der eigentliche Träger der aussagenden Bestimmung“ und „der vom Sprecher eingesetzte »Organisator« des Bestimmungskomplexes“ (Erben 1968, 148f.) ist allen valenzbasierten Modellen gleich. Die Fähigkeit des Verbs, Einfluss auf die Anzahl und Art der Ergänzungen auszuüben, resultiert bei Erben darin, dass „[...] sich bestimmte Grundmodelle des deutschen Satzes [ergeben], häufig wiederkehrende syntaktische Ketten“ (Erben 1968, 148f.). Während Erben folgende Grundbausteine eines deutschen Satzes nennt wie der verbale Aussagekern (gehört zu den primären Satzgliedern), Ergänzungsbestimmungen (sekundäre Elemente), Bestimmungsglieder (Attribute der traditionellen Grammatik) sowie Bindeglieder (vgl. Erben 1958, 186ff.), ergeben sich aus der unterschiedlichen Zusammenstellung von Ergänzungen folgende Grundmodelle des Satzes: E_1V , E_1VE_2 , $E_1VE_2E_3$ und $E_1VE_2E_3E_4$. Die Nummerierung von den Ergänzungsbestimmungen richtet sich nicht nach ihrer festen Rolle oder morphologischer Form, sondern sie hängt mit der Anzahl dieser Ergänzungen im Satz und der Reihenfolge ihres Auftretens zusammen (vgl. Erben 1958, 165f.). An dieser Stelle muss noch geklärt werden, um welche Satzelemente es sich in dem Valenzmodell von Erben handelt:

Das, was man als Satzglieder anspricht, sind im Grunde ‘besetzte Rollen’ oder ‘(Plan-) Stellen’ unserer Satzbaupläne, besetzt und ausgefüllt jeweils [...] mit geeigneten Funktionsträgern verschiedener Art (Einzelworten, Wortgruppen oder Gliedsätzen) (Erben 1958, 188),

was bedeutet, dass man bei Erben mit keinen eigentlichen Satzgliedern im Sinne der traditionellen Grammatik zu tun hat.

Auch bei Erben trifft man auf das Konzept der reduzierten Valenz – obwohl manche obligatorischen Ergänzungen in einem Satz nicht realisiert werden, sind sie in einem durch ein Verb und seine Wertigkeit diktierten Satzbauplan grundsätzlich vorgesehen. Somit kann von einer bestimmten Freizone gesprochen werden, die sich in der partiellen oder vollständigen

Ausnutzung der Leerstellen niederschlägt (vgl. Erben 1958, 167 und Erben 1968, 120f.): „aus Gründen der Ökonomie und besseren Anpassungsfähigkeit an die sprachliche zu bewältigende Situation gibt es meist die Möglichkeit zu verschiedenen syntaktischen Programmen mit dem gleichen Verb“ (Erben 1968, 120f.).

Als eine weitere nennenswerte Valenzgrammatik des Deutschen wird „Das Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben“ von Gerhard Helbig und Wolfgang Schenkel kurz dargestellt, das 1969 in seiner ersten Auflage erschienen ist. Dieses Wörterbuch beinhaltet außer dem Verzeichnis von Verben, in dem ihre Valenz ausführlich beschrieben wird, auch eine Einführung in die Valenztheorie, die als eine methodische Grundlage des Wörterbuchs fungiert.

Die Valenz betrifft laut Helbig/Schenkel ausschließlich Verben, da sie als strukturelles Zentrum des Satzes gelten und als einziges Satzelement eine feste Stellung im Satz einnehmen. Unter dem Begriff der Valenz versteht man „die Fähigkeit des Verbs, bestimmte Leerstellen um sich herum durch obligatorische und fakultative Mitspieler zu besetzen“ (Helbig/Schenkel 1969, 34).

Das Valenzmodell von Helbig/Schenkel gehört zu den polykriterialen Modellen, da die Valenz auf drei Stufen beschreiben wird:

Auf Stufe I wird die quantitative Anzahl der Valenz festgelegt. Auf Stufe II werden die valenzgebundenen Elemente qualitativ hinsichtlich ihrer Form determiniert und auf Stufe III erfolgt die Fixierung semantischer Umgebungen der jeweiligen Verben (Piitulainen 1980, 154).

Die quantitative Valenz beschreibt die Art der Verbergänzungen in Hinsicht darauf, ob es sich bei den vorhandenen Ergänzungen eines Verbs um obligatorische oder fakultative Elemente handelt. Unter der Verwendung der Glinzschen Weglassprobe werden diejenigen Satzelemente ermittelt, „die zur Grammatikalität des Satzes beitragen, d. h. die obligatorischen Glieder, nicht aber die valenzgebundenen fakultativen Satzglieder“ (Piitulainen 1980, 157). Dies ist nämlich eine Schwäche der Weglassprobe, da sie ausschließlich auf die Satzoberfläche angewendet werden kann – dabei ist der Unterschied zwischen den fakultativen weglassbaren Ergänzungen und freien Angaben in der Tiefenstruktur des Satzes verankert. Somit kann das Valenzmodell aufgrund der Verwendung der Weglassprobe als ein oberflächensyntaktisch orientiertes Modell bezeichnet werden (vgl. Piitulainen 1980, 159ff.). Dabei geschieht die Unterscheidung zwischen den fakultativen Ergänzungen und freien Angaben intuitiv, was von Piitulainen bemängelt wird (vgl. Piitulainen 1980, 182).

Zu der zweiten und dritten Stufe der Valenz bei Helbig/Schenkel äußert sich Eroms wie folgt:

Unter dem Einfluss Noam Chomskys werden auf einer zweiten und dritten Stufe syntaktische und semantische Umgebungen der Verben festgelegt und in Parallele zu den „strikten Subkategorisierungsregeln“ und „Selektionsregeln der generativen Transformationsgrammatik“ gesetzt. Die syntaktischen Umgebungen spezifizieren die Typen der Mitspieler, die semantischen geben eine Feinbestimmung in der Art, wie sie konzeptionell zuerst bei Porzig aufgetaucht war (Eroms 2003b, 165).

Als Kriterium für die Klassifizierung der Satzglieder gilt bei Helbig/Schenkel „der Abstand der Glieder vom strukturellen Zentrum des Satzes, d. h. vom Prädikatsverb“ (Piitulainen 1980, 161), aus dem sich die Einteilung in Glieder ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges ergibt. Die Glieder ersten Ranges sind von der Valenz des Verbs vorgegeben, dabei handelt es sich um solche Elemente wie das Subjekt, das Prädikativum, Objekte in Akkusativ, Dativ und Genitiv sowie valenzbedingte Adverbialbestimmungen. Es soll an dieser Stelle betont werden, dass das Subjekt keine Sonderstellung hat und ausschließlich als ein Mitspieler gilt. Das betrifft auch das Prädikativum, das in diesem Modell als Ergänzung des Kopulaverbs betrachtet wird. Als Glieder zweiten Ranges gelten freie Adverbialbestimmungen, Attribute der Glieder ersten Ranges und der freie Dativ. Unter den Gliedern dritten Ranges werden die Attribute zu Gliedern zweiten Ranges aufgefasst und als Glieder vierten Rangs – Attribute zu Gliedern dritten Rangs (vgl. Piitulainen 1980, 161ff.).

Die Ziele einer Valenzgrammatik können in zwei Teilziele eingeteilt werden – zum einen soll der Beitrag zur Untersuchung des Deutschen genannt werden, zum anderen gehört zu den Zielen einer Valenzgrammatik ein Beitrag zur Methodik des fremdsprachlichen Deutschunterrichts.

Bei der Untersuchung des Deutschen mithilfe der Valenzgrammatik sollen Informationen über die Distribution einzelner Lexeme gesammelt werden – über ihre potenziellen Umgebungen und Restriktionen für ihr Vorkommen, die sowohl semantischer als auch syntaktischer Natur sind (vgl. Jacobs 2003, 378). Des Weiteren sollen die obligatorischen bzw. fakultativen Ergänzungen und die freien Angaben als mögliche Bestandteile deutscher Sätze ermittelt werden, um im weiteren Schritt die Satzbaupläne des Deutschen aufzustellen (vgl. Brinker 1977, 102).

Die Valenzgrammatik setzt sich als Ziel nicht nur die Analyse deutscher Sätze, sondern auch die Aufstellung von Regelmechanismen, die „im Hinblick auf die Umgebungen von Verben im Satz richtige Sätze der deutschen Sprache“ (Helbig/Schenkel 1978, 68) erzeugen können. Diese Regelmechanismen sollen zum einen grammatisch inkorrekte Sätze erkennen und ausschließen, zum anderen – nach der Verfeinerung der semantischen Ebene – nur noch grammatisch und semantisch korrekte Sätze erzeugen (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 70).

Das Valenzwörterbuch soll nach Ansicht von Helbig/Schenkel auch zur Untersuchung der Synonymie und Homonymie nach valenzgrammatischen Gesichtspunkten beitragen. Sie gehen davon aus, dass der dreistufige Analysemechanismus diejenigen Umgebungen ermittelt, in denen bedeutungsähnliche Verben einander ersetzen können, sowie diejenigen, wo die Verben niemals ausgetauscht werden können. Als untersuchte Lexempaare nennen Helbig/Schenkel folgende Konstellationen: „kennen“ – „wissen“, „sagen“ – „reden“ – „sprechen“ u. a. (Helbig/Schenkel 1978, 73f.).

Der zweite Bereich, in dem die Valenzgrammatik verstärkt zur Geltung kommt, ist der Bereich des fremdsprachlichen Deutschunterrichts. Laut Thumair finden syntaktische Analysen eben häufig auf der Basis der Valenzgrammatik statt, da sie einen großen Vorteil bietet, dass sie einfach, konsistent und ohne zu komplexe Formalismen aufgebaut ist (vgl. Thumair 2006, 1366). Durch ihre Verbzentrierung ist sie für die Beschreibung von Sprachen geeignet, die ein ausgeprägtes Kasussystem in Verbindung mit dem Verb aufweisen. Die Beschreibung der Elemente, die von der Valenz des Verbs gefordert werden, schafft eine Grundlage für die Beschreibung von Satzbauplänen (vgl. Thumair 2006, 1377). Diese Vorteile hat Gerhard Helbig als einer der ersten Linguisten sehr früh erkannt und plädierte für die Einbeziehung der Valenzgrammatik in den Ausländerunterricht, da seiner Ansicht nach die Beschäftigung mit der Valenz von Verben bessere Möglichkeiten bietet, solche Fehler wie „*Ich besuche“ oder „*Ich gebe“ zu vermeiden (vgl. Helbig 1965, 10). Dabei sind solche valenzspezifischen Fehler ein Großteil aller Fehler und können mit dem Einsatz der Valenztheorie minimiert werden (vgl. Thumair 2006, 1377). Deswegen sieht Helbig als eins der wichtigsten Ziele eines Valenzwörterbuchs neben der Aufstellung eines klaren, weitgehend formalisierten Valenzbegriffs auch „die Aufstellung eines Erklärungsmechanismus“, dabei sollen sich beide Elemente in einschlägigen didaktischen Lehrmaterialien für den fremdsprachlichen Deutschunterricht niederschlagen (vgl. Helbig 1965, 14 und Helbig/Schenkel 1978, 76).

5.5. „Die innere Form des Deutschen“ als eine Valenzgrammatik?

Nach der Erörterung der theoretischen Grundlagen der Valenz und der Valenztheorie und der Darstellung des Valenzkonzepts in zwei wichtigen Valenzgrammatiken des Deutschen kann nun der Frage nachgegangen werden, ob es sich bei der „Inneren Form des Deutschen“ von Hans Glinz unter Umständen um eine valenzbasierte Grammatik handelt oder zumindest um ein Modell mit einigen valenzbasierten Zügen. Einige Autoren wie Kobler-Trill/Schilcher (Kobler-Trill/Schilcher 2006) ordnen das Glinzsche Grammatikmodell der Gruppe der Referenzgrammatiken zu, in denen ein Valenzkonzept vertreten wird. In seinem Artikel „Das Valenzkonzept in der Grammatikographie“ nennt Engel (Engel 2006) „Die innere Form des Deutschen“ als eine der frühen Valenzgrammatiken, die als Vorläufer Tesnières gelten: „Gleichwohl darf Glinz mit seiner verbzentrierten Betrachtungsweise, auch mit seiner Satzgliedliste als Vorläufer späterer Valenzgrammatiken gelten“ (Engel 2006, 1314). Dabei ist die Formulierung „Vorläufer“ in diesem Kontext problematisch: Der Anfang der Entstehung der „Inneren Form“ von Hans Glinz wird auf die Jahre 1942/1943 datiert, das Werk wurde 1948 als Habilitationsschrift der Universität Zürich vorgelegt. Engel berichtet, dass sich die Grundzüge

der Theorie von Tesnière wahrscheinlich bereits während des Ersten Weltkriegs herausgebildet haben, wobei die erste Veröffentlichung aus diesem Bereich auf das Jahr 1934 datiert wird (vgl. Engel 2006, 1314).

1938 erschien als Vorlesungsskript der „Cours élémentaire de syntaxe structurale“, auf dessen Basis er 1943 den „Cours de syntaxe structurale“ verfasste. Diese Schrift wurde 1953 ohne den pädagogischen Anhang als „Esquisse d'une syntaxe structurale“ veröffentlicht (Engel 2006, 1314).

Zwar wurden in der bearbeiteten Primär- und Sekundärliteratur keine Hinweise darauf gefunden, dass Glinz zu dem Zeitpunkt der Entstehung der „Inneren Form“ Veröffentlichungen Tesnières kannte, trotzdem kann man aufgrund der zeitlichen Komponente nicht davon ausgehen, dass es sich bei Glinz um einen Vorläufer Tesnières handelt, wie dies Engel auffasst. Die Gedanken, die valenzieller Natur sind und in der „Inneren Form“ verfasst wurden, entstanden unabhängig und ohne Kenntnis der oben genannten Werke Tesnières.

Zur Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells zur Valenzgrammatik schreibt Ulrich Engel in einem früheren Artikel sogar wie folgt: „Die schon klassischen Beispiele der VG (Tesnière, Glinz, Helbig, teilweise die Duden-Grammatik) stehen nicht vereinzelt“ (Engel 1972, 139). Diese Möglichkeit der Einordnung des Glinzschen Grammatikmodells in die Reihe der Valenzgrammatiken hängt zum einen damit zusammen, dass der Valenzbegriff in der deutschsprachigen Linguistik verschiedenartig definiert wird, sodass er

keineswegs auf dependenzielle Grammatiken beschränkt werden darf. Daher lässt er sich ohne Zurechtbiegungen auch auf die zahlreichen Grammatiken anwenden, die in der Vorgeschichte der Valenzgrammatik und teilweise als deren eigentliche Vorläufer eine Rolle spielen (Engel 2006, 1312).

Zum anderen sind bei Glinz Merkmale vorhanden, die konstituierend und charakteristisch für Valenzmodelle sind, wie z. B. die zentrale Stellung des Verbs, das die Leerstellen eröffnet, die wiederum mit bestimmten Elementen besetzt werden können. Die wichtigsten Merkmale, die „Die innere Form des Deutschen“ als eine Valenzgrammatik darstellen, werden nun im Folgenden ausführlich erörtert.

5.5.1. Verb als archimedischer Punkt des Satzes und seine Rolle in der Festlegung der Satzbaupläne

Die Metapher des archimedischen Punkts bzw. des festen Pols innerhalb eines Satzes spiegelt die Grundannahme von Glinz wider, das finite Verb als Leitglied zum Satzzentrum zu ernennen. Somit steht es an der Spitze der Hierarchie der Satzglieder, alle anderen Elemente sind ihm untergeordnet. Laut Brinker ist die Glinzsche Auffassung des Verbs als strukturelles Zentrum des Satzes eine der deutlichsten solcher Darstellungen (neben der Grammatik von Erben) bis Ende der 70er Jahre. Wichtig ist allerdings die Methodik, die Glinz wählt, um dem Verb eine solche Stellung zu vergeben. Brinker betont, dass Glinz keine willkürlichen Kriterien ansetzt, sondern

er findet allein auf Grund von Regularitäten und Restriktionen in der Permutierbarkeit (Verschiebbarkeit), Substituierbarkeit (Ersetzbarkeit) und Transformierbarkeit (Umformungsmöglichkeiten, z. B. von Finitum zu Infinitiv und umgekehrt) im finiten Verb (bzw. den verbalen Teilen) das strukturelle Zentrum des Satzes (vor allem in topologischer Hinsicht) (Brinker 1977, 104).

Als fester Pol bildet das Leitglied – u. U. zusammen mit weiteren Verbformen und Vorgangszusätzen insgesamt als ein Vorgangsgefüge – die Achse und den Rahmen des Satzes. Während es einen festen Platz einnimmt (den ersten, zweiten oder den letzten) ordnen sich die Größenglieder, Artangaben und Stellangaben um das Leitglied herum bzw. fügen sich in den Rahmen, der von dem Leitglied bzw. Vorgangsgefüge geschaffen ist. Wie Glinz betont, bedingt das Leitglied das Vorkommen aller anderen Glieder (vgl. Glinz 1952, 406) – diese „erscheinen viel mehr als «Ränge, Stellen» um das Verb herum, die von den Größenwörtern nur jeweils «versehen», nicht durch sie «geschaffen» werden“ (Glinz 1952, 407). Auf diese wichtigste Aufgabe des Leitglieds, „den Bau des ganzen Satzes“ (Glinz 1952, 97) zu leiten und somit den Satzbauplan festzulegen, ist die Bezeichnung „Leitglied“ zurückzuführen.

Sehr wichtig ist auch, dass Glinz ausschließlich das Leitglied ins Zentrum stellt und nicht vom Konzept eines komplexen Prädikats als Valenzträger ausgeht, vor allem, wenn es um die Kombination des Leitglieds mit einer Größe usw. geht (Kopulaverb und Prädikativum der traditionellen Grammatik). Nur das Finitum fungiert als feste Achse im Satz, die Größe ist nur ein „zweiter Nominativ“:

Und da die Größe «zweiter Nominativ» oder «gleichsetzender Nominativ» so gewichtig, frei bildbar und deutlich größengeprägt ist wie irgend eine andere, sehen wir keinen Grund, sie mit dem Leitglied zu einer besonders engen Gruppe zusammenzunehmen, trotz der alten Übung und trotzdem die Logik es zu fordern scheint (Glinz 1952, 161).

Die Grundgröße gilt also ausschließlich als eine der Ergänzungen des Leitglieds.

Die oben beschriebene Haltung von Glinz über die Zentrierung des Leitglieds ist als ein klarer Ansatz der verbalen Valenz zu werten – laut Engel sind alle Grammatiken, „die die speziellen Objekte in explizitem Zusammenhang mit dem jeweiligen Verb sehen“ als den Valenzbegriff reflektierende Grammatiken zu sehen (vgl. Engel 2006, 1312). Auch Homberger bestätigt, dass dieser Gedanke von Glinz „[...] auch den valenztheoretischen Ansatz [bestimmt] und [...] mit den neueren Arbeiten zur TG [Transformationsgrammatik – MZG] kompatibel [ist]“ (Homberger 1993, 62).

In gleicher Weise vertreten Helbig/Schenkel die Ansicht, bei Glinz erscheine – auch wenn nicht an der zentralen Stelle und nicht als ein Terminus – das Konzept der Valenz: „Das Verb verlangt nach ihm »einen Ausgangspunkt und Zielpunkt«, die dazu dienenden »Beziehungsmarken« werden zu »Dienern des Verbs; sie versehen die durch das Verb geschaffenen Systemplätze«“ (Glinz 1952, 408, zit. nach. Helbig/Schenkel 1978, 17; vgl. auch Helbig 1965, 13). An einer anderen Stelle äußert sich Glinz über die zu besetzenden Leerstellen und ihre Füllungen wie folgt:

[...] doch zeigen sie jetzt schon, daß es sich bei «Grundgröße, Gleichgröße» usw. nicht um Eigenschaften der Fälle an und für sich handelt, sondern um Plätze oder Werte, die im

Satz bestehen, vom Leitglied oder vom ganzen Vorgangsgefüge geschaffen sind und durch die Fallglieder nur jeweils «besetzt» oder «versehen» werden (Glinz 1952, 162).

Diese Leistung des Leitglieds, offene Stellen zu schaffen, ist eins der konstituierenden Merkmale der Valenzgrammatik. In dem oben aufgeführten Zitat deutet Glinz an, dass die Besetzung der Stellen durch die „Fallglieder“ (vgl. Glinz 1952, 162) auch den Charakter der ergänzenden Elemente zeigt – wichtig ist hier nicht nur die Anzahl, sondern auch der Kasus der Ergänzungen, was direkt an das Konzept der qualitativen Valenz erinnert, die in den vorherigen Kapiteln dargestellt wurde.

5.5.2. Quantitative, qualitative und semantische Valenz bei Glinz

Der Ansatz der Valenzgrammatik, der in der „Inneren Form des Deutschen“ beschrieben wird, kann den polykriterialen Valenzmodellen zugeordnet werden. Es sind klare Züge der quantitativen, qualitativen und semantischen Ebene der Valenz erkennbar, die im Folgenden detailliert dargestellt werden.

Die quantitative Ebene der Valenz bezieht sich auf die Anzahl der Leerstellen, die das Verb eröffnet, und implizit auch auf die Frage, ob diese Leerstellen ausgefüllt werden müssen oder nicht – also ob es sich um obligatorische oder fakultative Elemente handelt.

Über die Anzahl der erforderlichen Elemente spricht Glinz nur sehr allgemein und in Bezug auf die von ihm genannten Verben, sie ergibt sich eher implizit aus den besprochenen Beispielen. Glinz diskutiert an manchen Stellen der „Inneren Form“ die Notwendigkeit des Auftretens einer Grundgröße (also des Subjektes im Nominativ). Sie ist ein Element, das von den meisten Verben erfordert wird – jedes Verb kann mit einer Grundgröße verbunden werden (vgl. Glinz 1952, 165) – obwohl es Konstruktionen gibt, in denen das Weglassen einer Grundgröße zugelassen ist. Glinz spricht hier von manchen Passivkonstruktionen sowie von Imperativsätzen (vgl. Glinz 1952, 420).

Dafür liefert die bereits mehrfach angesprochene Weglassprobe die Informationen darüber, ob die untersuchten Einheiten zu den weglassbaren oder nicht weglassbaren Elementen gehören. Somit kann an dieser Stelle eine wichtige Differenz zu den klassischen Valenzgrammatiken aufgeführt werden – diese teilen traditionell alle Satzglieder in obligatorische und fakultative Ergänzungen des Verbs sowie in freie Angaben ein. Eine solche ternäre Einteilung ist bei Glinz nicht vorhanden – er differenziert ausschließlich zwischen weglassbaren und nicht weglassbaren Einheiten. Dabei liefert er keine detaillierten Informationen über den Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Satzgliedgruppe und der (Nicht)Weglassbarkeit des Elements, grundsätzlich lassen sich nur unverbundene Größen als in jedem Kontext weglassbare Einheiten beschreiben.

Dabei untersucht Glinz die weglassbaren Einheiten in Hinsicht auf weitere Kriterien wie der Bezug oder der Umfang der Einheiten, um unter Umständen anhand der Beobachtungen eine

Regel aufstellen zu können. Die Analysen von Glinz zeigen, dass einige weglassbare Elemente Zeit- oder Ortangaben liefern (vgl. Glinz 1952, 94), dabei gibt es aber Kontexte, in denen solche Informationsträger obligatorisch sind. Des Weiteren kann auch der Umfang der Elemente keine zuverlässige Auskunft über die Weglassbarkeit liefern – „wir können oft in einem Satz mehrwortige Glieder weglassen, während einwortige Glieder bestehen bleiben müssen, wenn nicht der Sinn viel stärker gestört oder der Satz geradezu falsch werden soll“ (Glinz 1952, 94). Anhand der Weglassprobe und ihrer Ergebnisse kann Glinz immerhin beobachten, dass fast ausschließlich innere Elemente weglassbar sind (vgl. Glinz 1952, 94). Trotz vieler Beobachtungen kann aber keine pauschale Aussage über die Art der stets weglassbaren Elemente getroffen werden.

Der Ansatz der qualitativen Valenz zeigt sich bei Glinz so, dass er verschiedene Beispiele nennt, wo die Verben Ergänzungen in bestimmtem Kasus erfordern. Während sich die Grundgröße prinzipiell allen Verben anschließt, gibt es nicht zu allen Verben die Folgegrößen (eine Sammelbezeichnung für Objekte in Genitiv, Dativ und Akkusativ) (vgl. Glinz 1952, 420). Das bedeutet, dass sich die fallbestimmten Elemente nur mit Verben verbinden, die diese Fälle auch tatsächlich regieren, wie im folgenden Zitat dargestellt: „Wird z. B. im Satz «*er schreibt mir*» das Leitglied in «*besucht*» verwandelt, so wechselt auch die Folgegröße. Statt der Zuwendgröße «*mir*» tritt die Zielgröße «*mich*» ein: «*er besucht mich*»“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 171). Wird das Leitglied eines Satzes verändert, führt dies zur Veränderung der Folgegröße in ihrem Kasus, da es sich um vom Verb abhängige Größen und somit um den Fall der qualitativen Valenz handelt.

Als ein weiteres Beispiel der qualitativen Valenz bei Glinz soll das Auftreten von zwei Zielgrößen (Akkusativobjekte) und die damit verbundenen Restriktionen genannt werden.

Laut Glinz ist der

[Doppelbezug einer Größe, die nach ihrer Form Zielgröße zum einen, nach dem Sinn aber zugleich Zielgröße zum einen und Grundgröße zum andern Vorgangsgefügeteil oder Vorgangsmodell] [...] im Deutschen nur bei den drei «Vernehmenswerben» «*sehen, hören, fühlen*» und bei den wenigen «Veranlaßverben» «*machen, lassen, heißen, lehren*» möglich [Hervorhebungen im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 338).

Die Zulassung des doppelten Auftretens von Zielgrößen ist ausschließlich auf Verben beschränkt, die den Sachkern „Einreihung, Gleichsetzung“ aufweisen – also sie ist grundsätzlich auf die Semantik dieser Verben zurückzuführen, da die Gleichstellung als Konzept eben mindestens zwei Elemente erfordert, die in eine Beziehung gebracht werden. Das Zutreffen dieser Bedingung wird auch in einem negativen Fall bestätigt, wie Glinz beschreibt:

Dagegen ist es nicht möglich, z. B. zwei Zielgrößen nebeneinander zu setzen, wenn jede eine andere Beziehung zum Leitglied oder Vorgangsgefüge verlangt. Man kann sagen «*er faßte ihn*» und «*er faßte einen Arm*», aber man kann nicht zusammenfügen «*er faßte ihn einen Arm*», sondern man muß dann differenzieren «*er faßte ihm einen Arm*», «*er faßte ihn am Arm*» oder «*er faßte einen Arm von ihm*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 175).

Wenn das Verb von seiner Semantik her keine Gleichsetzungen oder andersartige Vergleiche zulässt, ist das Auftreten von zwei Zielgrößen nicht möglich, wie die oben genannten Beispiele zeigen.

Die selektionale bzw. semantische Ebene der Valenz kennzeichnet semantische Restriktionen, die die Verben auf die Auswahl der Elemente auferlegen, die ihre Leerstellen füllen sollen. Das erste Beispiel für den Ansatz dieser Valenzebene bei Glinz wurde eben im Zusammenhang mit der qualitativen Valenzebene aufgeführt: Die Semantik von Verben entscheidet u. a. darüber, ob als Füllungen von Leerstellen zwei Zielgrößen auftreten können oder nicht.

Das Leitglied selegiert aus dem nominalen Bereich seine Grundgröße, dabei ist die Bedeutung des Leitglieds ausschlaggebend:

Ist das Verb eine Tätigkeit, so ist der Nominativ der Täter dazu: «*Sie setzen den Korb nieder [...]*» usw. Ist das Verb ein Leiden, so kann der Nominativ als (logisches) Objekt dazu gefaßt werden: «*[...] der kleine David wird gelobt.*» Ist das Verb «*sein*» oder «*scheinen*» im logischen Sinn, so ist der Nominativ das logische Subjekt: «*Er ist der erste [...]*» usw. [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 158).

In weiteren Beispielen von Glinz wird ersichtlich, dass sich die Einschränkungen semantischer Natur in der Auswahl abhängiger Elemente auch auf weitere Bereiche beziehen, z. B. auf die Wahl von Nenngliedern (infiniten Verben), die mit den Leitgliedern komplexe Vorgangsgefüge bilden: „Es heißt: «*Er bleibt stehen, sie bleibt sitzen [...]*», aber nicht «*er bleibt schlagen, du bleibst im Bett sein*» oder dergleichen“ [Hervorhebung im Orig.] (Glinz 1952, 342). Ein Leitglied wie „bleiben“ lässt nur solche Nennglieder zu, die von ihrer Semantik her sich auf die Beschreibung statischer Zustände wie „liegen, schlafen, stehen“ usw. beziehen.

Ein weiteres Beispiel für die Einschränkungen in der Auswahl von Verbergänzungen, die sich auf die semantische Valenzebene zurückführen lassen, sind laut Glinz Verbindungen mit dem Verb „gehen“:

Zu «*gehen*» haben wir mehr Möglichkeiten: «*Er geht essen, schlafen, tanzen, skifahren, ein Buch kaufen [...]*», wobei immer der Sinn ist «*er wird alles das tun*». Das «*gehen*» ist aber auf persönliche Grundgrößen beschränkt. Es kann nicht heißen «*der Apfel geht fallen, dieses Gesetz geht die unhaltbare Lage verbessern*» usw. [...] [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 342).

Diese Beispiele zeigen zum einen die Restriktionen in der Auswahl der Grundgröße, die den Ausführer der im Leitglied beschriebenen Handlung darstellt – laut Glinz handelt es sich hierbei um eine Person – zum anderen um einen eingeschränkten Kreis von Verben, die als Nennglieder zusammen mit dem Leitglied „geht“ das Vorgangsgefüge bilden. Da das Verb „gehen“ in diesem Kontext von seiner Bedeutung her den Handlungsverben zugeordnet werden kann, schränkt es den Kreis der Nennglieder auch auf den Bereich der Handlungsverben ein.

Zu dem Bereich der semantischen Valenzebene gehört auch die Beschreibung der einzelnen Kasus, die bestimmte semantische Rollen in Verbindung mit dem Verb übernehmen. Auch diesen Aspekt hat Glinz in seiner „Inneren Form des Deutschen“ berücksichtigt, für ihn vergeben alle Kasus den Elementen, die dieses Kasus annehmen, bestimmte grundsätzliche Bedeutungszüge. Da die Größen im Nominativ überwiegend in der Rolle der Grundgröße

auftreten, können sie als „Ausgangs- oder Quellpunkt“ des im Leitglied/Vorgangsgefüge beschriebenen Vorgangs aufgefasst werden (vgl. Glinz 1952, 163). Die Größen im Genitiv werden am häufigsten in Verbindung mit einer weiteren Größe verwendet und bezeichnen häufig „eine Herkunft, ein Herauskommen, ein «Quell- oder Beteiligungsverhältnis»“ (Glinz 1952, 409). Eine im Dativ ausgedrückte Größe wird bei Glinz als Zuwendgröße bezeichnet, was den Charakter dieser Größe als „freier, weniger direkt ergriffen, beiläufig berührt“ sehr gut wiedergibt. Diese Größen sind „nicht so direkt betroffen“ (Glinz 1952, 163). Die Zielgröße dagegen – das Akkusativobjekt der traditionellen Grammatik – gilt als die unmittelbar und verpflichtender von dem durch das Leitglied ausgedrückten Geschehen betroffene Größe (vgl. Glinz 1952, 163). Als Ziel der Handlung bzw. als das von der Handlung direkt beeinflusste Element kann die Zielgröße bei der Umkehrung der Richtung dieser Handlung (Veränderung der Diathese) auch zur Grundgröße werden (vgl. Glinz 1952, 163f.).

Als ein Beispiel der morphologischen Valenz nach Harnisch kann die Valenzmorphologie der Subjekt-Verb-Kongruenz (vgl. Harnisch 2003, 411ff.) genannt werden:

Wird statt «*schreibt*» oder «*besucht*» die entsprechende Form der Mehrzahl eingesetzt, z. B. «*schreiben*» oder «*besuchen*», so verändert sich die Grundgröße «*er*» in «*sie*» oder «*die Leute*» o. ä. [Hervorhebung im Orig.] (Glinz 1952, 171).

In diesen Worten beschreibt Glinz die grundlegende Beziehung zwischen dem Leitglied und der Grundgröße und zeigt in aller Deutlichkeit die Abhängigkeitsbeziehung – bei der Veränderung des Leitglieds wird auch die Veränderung der Grundgröße in Person und Numerus gefordert.

Solche Analysen, wie in diesem Kapitel aufgeführt, sind sehr häufig in der „Inneren Form des Deutschen“ zu finden und es ist nicht möglich und nötig, sie alle wiederzugeben. Es wurden hier lediglich einige Beispiele aufgeführt, um die einzelnen Ansätze der Valenzebenen im Glinzschen Grammatikmodell darzustellen.

5.5.3. Unterscheidung zwischen obligatorischen und fakultativen Satzelementen

Im Kapitel „5.5.2. Quantitative, qualitative und semantische Valenz bei Glinz“ wurde bereits die Einteilung der Satzelemente in weglassbare und nicht weglassbare erwähnt, die anhand der Weglassprobe in der „Inneren Form“ vorgenommen wird. Es wurde auch erläutert, dass die klassische Einteilung in obligatorische und fakultative Verbergänzungen und freie Angaben, die in den meisten Valenzgrammatiken vertreten wird, bei Glinz nicht vorhanden ist – er unterscheidet nur die zwei oben genannten Gruppen. Da aber die Glinzschen weglassbaren Elemente sich überwiegend dem Bereich der freien Angaben zuordnen lassen, wird diese Gruppe von Satzelementen nun kurz besprochen.

Ist für diese «festen Größen», wie wir sie einmal zusammenfassend nennen, je ein Platz im Satze vorhanden, so haben wir für die «freien Größen» (Sonder- und Angabegröße) beliebig viele Plätze (Glinz 1952, 176).

In diesen Worten stellt Glinz die Schemagrößen den freien Elementen gegenüber und nennt zugleich eine ihrer wichtigsten Eigenschaften – sie sind nicht platzfest im Satz.

Freie Größen sind frei zusammenfügbar und prinzipiell ohne Einschränkungen vermehrbar, wie das folgende Beispiel von Glinz zeigt:

Dem gegenüber sind die Sondergrößen frei zusammenfügbar, auch mit ganz verschiedener Beziehung: «*Erst spät in der Nacht legte ich mich zu Bette bei offenem Fenster*», und wir könnten beliebig weiter anhängen «... *in tiefem Glück mit getröstetem Herzen*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 176).

Freie Größen können – trotz des Kasus, den sie aufweisen – neben anderen Größen stehen und sich mit Leitgliedern verbinden, die von ihrer Valenz her diese Kasus gar nicht zulassen:

So kann «*den andern Tag*» neben jeder Zielgröße stehen und auch bei Leitgliedern, die keine Zielgröße zu sich nehmen können: «*Den andern Tag holte er den Hammer. Er blieb den ganzen Tag.*» Ähnliches gilt für die Genitive «*Abends erinnerte er sich plötzlich seines Versprechens, und des andern Morgens früh stand er vor seinem Freund.*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 169).

Die oben genannten Merkmale – freie Zusammenstellung, prinzipielle Vermehrbarkeit sowie Platzierung bei Leitgliedern, die eine Ergänzung im Kasus der freien Größe nicht zulassen – hängen damit zusammen, dass diese freien Elemente „keinen besonderen Beziehungshinweis enthalten, sondern, vom Schema aus gesehen, den Hinweis «Null»“ (Glinz 1952, 176). Die Folge dieses „neutralen Werts“ für den Satzbau ist, dass die Elemente im gleichen Kasus nebeneinander stehen können, wenn das eine Element vom Leitglied gefordert wird (als seine Ergänzung) und das andere Element als ein freies Element fungiert.

An den oben genannten Beispielen kann erkannt werden, dass Glinz Satzelemente nach ihrer Verbindung bzw. Abhängigkeit vom Leitglied einteilt und somit sich im Bereich der obligatorischen bzw. valenzgebundenen und fakultativen bzw. nicht valenzgebundenen Satzelementen bewegt.

Nicht nur die Aufgabe der freien Größen, sondern auch ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen von Satzgliedern ist relevant für ihre Beschreibung. Laut Glinz können die freien Größen aus folgenden Satzgliedgruppen stammen: Es sind häufig Sondergrößen, Angabegrößen und Angaben, die die bereits beschriebenen Aufgaben übernehmen können.

5.5.4. Fazit

Anhand der oben diskutierten Punkte kann eindeutig festgestellt werden, dass es sich bei der „Inneren Form des Deutschen“ von Hans Glinz um einen sehr wichtigen Vorläufer der deutschen Valenzgrammatiken handelt. Aufgrund der Tatsache, dass der Valenzbegriff nicht als Terminus, sondern ausschließlich als Konzept vorliegt, muss aber von einem implizit

vorhandenen Valenzgedanken ausgegangen werden, was aber nicht ausreichend ist, um „Die innere Form des Deutschen“ als eine der ersten Valenzgrammatiken zu bezeichnen.

Als eins der wichtigsten Kriterien bei der Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells zu den vorläufigen Valenzgrammatiken ist die zentrale Stellung des Leitglieds im Satz zu sehen. Es steht zum einen im Mittelpunkt, zum anderen eröffnet es Leerstellen, die von anderen Satz-elementen gefüllt werden müssen. Durch die Anzahl und die morphologische Prägung dieser Leerstellen bestimmt das Leitglied den gesamten Satzbauplan, da es über die Besetzung dieser Leerstellen entscheidet – das Leitglied beeinflusst die tatsächliche Wahl der erforderlichen Elemente unter einem quantitativen, qualitativen und selektiven Aspekt. Die genannten Auswahlkriterien für die Ergänzungen des Leitglieds gelten auch als Ebenen eines polykriterialen Valenzkonzepts, das bei Glinz eindeutig vorhanden ist. Auf der quantitativen Ebene legt Glinz zwar keine Anzahl der obligatorischen Elemente fest, nimmt aber dafür die Einteilung in weglassbare und nicht weglassbare Satzeinheiten vor, was sich indirekt auf die Anzahl der geforderten Elemente bezieht. Im Hinblick auf die qualitative Ebene der Valenz untersucht Glinz die Formforderung, die von dem Leitglied an die von ihm abhängigen Elemente gestellt wird. In zahlreichen Beispielen führt Glinz den Zusammenhang zwischen dem Leitglied und der morphologischen Form (Kasus) der Größen auf. Auch die Semantik der Ergänzungen ist nicht ohne Bedeutung – diese muss im Einklang mit den Forderungen des Leitglieds stehen, die es an die Füllungen der von ihm eröffneten Leerstellen stellt. Glinz führt auch dazu zahlreiche Beispiele auf – hier soll nur auf den Zusammenhang der Grundgröße und des Leitglieds hingewiesen werden. In den Fällen, wo das Leitglied eine Handlung bezeichnet, muss die Grundgröße ihren Inhalt als Täter, Ausführer dieser Handlung liefern, dabei sind noch weitere semantische Restriktionen an die Besetzung der Leerstelle zu beachten.

Wie bereits beschrieben, verwendet Glinz die Weglassprobe und ermittelt auf diesem Weg die weglassbaren und nicht weglassbaren Satzelemente, was an die klassische Einteilung der Satzelemente in obligatorische, fakultative und freie aus der Valenzgrammatik erinnert. Zwar deckt sich die Glinzsche Einteilung mit den üblichen Einteilungen in den Valenzmodellen nicht, allerdings muss man von einer gewissen Ähnlichkeit zwischen den fakultativen und freien Elementen einerseits und den freien Größen bei Glinz andererseits ausgehen, zumal auch die meisten Valenzgrammatiken die Glinzsche Weglassprobe als Methode zur Ermittlung weglassbarer Elemente verwendet haben.

Anhand der kurz zusammengefassten Merkmale, die für Valenzgrammatiken charakteristisch sind, kann man auch bei der „Inneren Form des Deutschen“ davon ausgehen, dass es sich um ein Modell mit stark valenziellen Zügen handelt, auch wenn sie nicht als die erste vollständige Valenzgrammatik in der deutschsprachigen Linguistik gelten kann.

6. EINFLUSS DER „INNEREN FORM DES DEUTSCHEN“ AUF DIE ZEITGENÖSSISCHE SPRACHWISSENSCHAFT

Wenn wir nun des Verfassers Grundhaltung, seine Verfahrensweise und Ergebnisse gesamthaft zu sehen und zu verstehen versuchen, so läßt sich wohl sagen, daß mit diesem gewichtigen Buch für die deutsche Sprachwissenschaft, insbesondere [sic – MZG] für die Grammatik, eine Entwicklung angebahnt zu sein scheint, die etwa als Äquivalent zum Übergang von der klassischen zur modernen Physik angesprochen werden darf. Es weht uns hier derselbe Geist wie aus andern neuzeitlichen Wissenschaften entgegen [...] (Gonzerbach 1955, 175).

In diesen Worten drückt Gonzerbach die große Relevanz der „Inneren Form des Deutschen“ aus: Das Buch von Hans Glinz zählt nämlich zu den Werken, die seit ihrem Erscheinen einen großen Einfluss innerhalb der deutschsprachigen Linguistik ausgeübt haben, neben den Arbeiten u. a. von Johannes Erben, Hennig Brinkmann, Ulrich Engel und der Duden-Grammatik von Paul Grebe (vgl. Gallmann/Sitta 1983, 19). Selbst Erben bestätigt den immensen Einfluss von Glinz auf seine Grammatik, indem er sich für „die wiederholten Gespräche mit [...] H. Glinz“ (Erben 1958, VI) im Vorwort zu seinem „Abriß der deutschen Grammatik“ bedankt.

„Die innere Form“ markiert gleichzeitig den Übergang zwischen der traditionellen und der modernen Vorgehensweise in der Sprachwissenschaft – mit seinem Modell als dem „erste[n] Ansatz zur strukturalistische[n] Erforschung deutscher Grammatik“ (Moskalskaja 1975, 7) leitete Glinz neue Verfahren ein, die u. a. „in den 60er Jahren an der Arbeitsstelle für Strukturelle Grammatik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin sowie von anderen Linguisten weitergeführt wurde[n]“ (Moskalskaja 1975, 7).

Die starke Rezeption dieser Grammatik spiegelt sich nicht nur in den zahlreichen positiven, aber auch einigen negativen Rezensionen wider, sondern auch in der tatsächlichen starken Übernahme des Gesamtkonzeptes und der verwendeten Verfahren, der ermittelten Einheiten sowie der Terminologie im deutschsprachigen Raum. Dazu haben laut Glinz sehr wahrscheinlich zahlreiche Übernahmen durch die überarbeitete und 1959 erschienene Duden-Grammatik beigetragen, die eine prominente und einflussreiche Referenzgrammatik darstellt (vgl. Glinz 1970, 141).

Die wichtigsten Übernahmen betreffen die Glinzsche Heuristik, der zum einen Texte der Untersuchung des Deutschen zugrunde liegen. Eine zentrale Rolle spielen zum anderen die Operationen, die systematisch angewendet werden, sowie die strukturierte Beschäftigung mit der synchronischen Betrachtung des Deutschen, wobei die konsequente Hinterfragung aller Kategorien der traditionellen Grammatik und der neu entstandenen Kategorien als ein wichtiger Bestandteil der Heuristik gilt. Diese methodischen Übernahmen hält Glinz für wichtiger als die Übertragung einzelner Kategorien oder Begriffe in jeweilige Grammatikmodelle (vgl. Glinz 1973, 6).

Ein Beispiel für die positive Resonanz der in der „Inneren Form“ gemachten Vorschläge in Bezug auf die Vorgehensweise ist der Vorschlag einer „idealen Grammatik“ von Lindgren, die u. a. den Bereich Syntax beschreiben sollte und „beispielsweise nach dem System von Glinz oder dem von Jung aufgebaut werden könnte [...]. Im zweiten Teil [Bereich der Syntax – MZG] ginge man vom Satz als Grundeinheit der Rede aus und käme bis zu den einzelnen Formen und ihrer Verwendung; nur so lassen sich ihre [...] Inhalte empirisch bestimmen“ (Lindgren 1960, 337). Diese Verwendung „exakter Forschungsmethoden in der Grammatik“ (Schmidt 1965: Grundlagen der deutschen Grammatik, 16, zit. nach Moskalskaja 1975, 21) sowie die Ermittlung von Satzgliedern anhand der beobachteten Stellungsgesetzlichkeiten (vgl. Helbig 1968b, 64) fanden viele Nachahmer. Entsprechende Kapitel werden den Einfluss von Glinz u. a. in diesen zwei Bereichen ausführlich erörtern.

Einer großen Popularität – auch bei zahlreichen Autoren, die nicht unbedingt mit der strukturalistischen Forschung verbunden waren (vgl. Moskalskaja 1975, 21) – erfreuten sich neben den isolierten Glinzschen Proben die gesamte Methode der Ermittlung von Satzgliedern und Wortarten sowie die Einteilungen beider Kategorien. Auch solche Phänomene wie der neu aufgestellte Zustandspassiv oder die Einteilung der Sätze nach dem topologischen Kriterium der Platzierung des Leitglieds wurden samt der damit verbundenen Terminologie von zeitgenössischen Linguisten übernommen.

In darauffolgenden Unterkapiteln werden alle relevanten Bereiche der Übernahme eingehend und umfangreich erörtert, um ein vollständiges Bild des Einflusses der „Inneren Form des Deutschen“ von Glinz zu bekommen und somit ihre Bedeutung für die Entwicklungen innerhalb der deutschsprachigen Linguistik zu beschreiben. Es werden dabei prinzipiell alle Informationen über den Einfluss auf den besprochenen Bereich angegeben, die in der bearbeiteten Sekundärliteratur gefunden wurden. Eine solche Darstellung wird unter Umständen einen Eindruck der Akribie, aber auch der Langatmigkeit erwecken, allerdings ist eine möglichst genaue Wiedergabe äußerst wichtig, um ein vollständiges Bild des Glinzschen Einflusses zu bekommen. Dabei werden vorrangig solche Übernahmen aufgeführt, die durch aus der „Inneren Form“ zitierten Stellen belegt und solche, die in der Sekundärliteratur als eine Übernahme gekennzeichnet sind. Bei den Stellen, wo der Einfluss sehr wahrscheinlich, aber nicht belegt ist, wird darauf explizit hingewiesen. Auf die Kritik an den behandelten Inhalten wird nicht eingegangen, da sich die vorliegende Arbeit grundsätzlich mit dem nachhaltigen Einfluss der „Inneren Form“ auseinandersetzt und nicht kritisch mit dem dort beschriebenen Grammatikmodell.

6.1. Übernahme der Anwendung der sprachimmanenten Experimente auf Texte

Als eins der wichtigen Merkmale des Glinzschen Grammatikmodells soll zweifelsohne seine Beschäftigung mit Texten genannt werden, die Glinz als Gegenstand und Grundlage seiner Untersuchung der Satzglieder und Wortarten im Deutschen betrachtet. Diese Methode hat in der deutschsprachigen Linguistik auch Schule gemacht und wurde von Autoren wie Agricola, Brinker, Grimm und Lindgren übernommen.

In der „Deutschen Sprache“ legt Agricola (Agricola u. a. 1970) im Kapitel „Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik“ der Untersuchung der Bereiche Wortarten und Satzbau zahlreiche literarische Texte als Textbeispiele zugrunde. Er verwendet zwar nicht so umfangreiche Stücke wie Glinz, der die Texte ausführlich analysiert, um anhand derer Wortarten und Satzglieder zu ermitteln – Agricola nimmt eher vereinzelte Sätze oder kurze Satzanreihungen und zeigt an ihrem Beispiel die besprochenen Phänomene. Es handelt sich dabei um Texte folgender deutscher Autoren: Brecht, Goethe, Christa Wolf, Borchert, Böll, Thomas Mann, Apitz, Heue, Dürrenmatt und Feuchtwanger. Der Einfluss von Glinz auf die Untersuchungsmethode von Agricola ist eindeutig, da dieser zahlreiche Bezüge und Verweise auf „Die innere Form“ in seinem Buch vornimmt.

Auch Brinker (Brinker 1971) legt einen bestimmten Textkorpus als Grundlage seiner Untersuchung im „Passiv im heutigen Deutsch“ fest. Anhand dieses Korpus werden sprachliche Phänomene mithilfe der von Glinz übernommenen Operationen untersucht: Nach der Ermittlung der Einheiten werden diese beschrieben, klassifiziert und anschließend interpretiert. Dies entspricht dem Ansatz von Glinz aus seiner „Inneren Form“, dessen „Arbeiten mit Transformationen“ (Brinker 1971, 27) Brinker übernommen hat. Der Einfluss von Glinz bei der Übernahme der Vorgehensweise in Hinsicht auf die Untersuchung ganzer Texte ist bei Brinker aufgrund der allgemeinen Anlehnung an das Glinzsche Grammatikmodell sehr wahrscheinlich.

In seinem Buch unter dem Titel „Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Inhalte und Gebrauchsweisen“ von 1959 führt Walter Flämig eine synchrone Untersuchung des Konjunktivsystems im Deutschen durch und legt ihr dabei – Glinz folgend – ein Textkorpus zugrunde. Relevant ist die Zusammenstellung der Texte – Flämig entscheidet sich für Belege, die aus dem Zeitraum von 1896 bis 1947 stammen, um sie von dem damaligen Sprachgefühl her interpretieren zu können. Weitere Beschränkungen beziehen sich auf den Autor und auf die Textsorte – alle Texte stammen von der Feder von Thomas Mann und sind der Textsorte Roman und Erzählung zuzuordnen. Flämig stellt in den Fokus der Untersuchung auch eine bestimmte Varietät – untersucht wird ausschließlich die Hochsprache in der geschriebenen und gesprochenen Variante (vgl. Flämig 1959, 3). Der Einfluss von Glinz auf die Wahl der Methode ist eindeutig dank den vorhandenen Fußnoten.

Für Grimm (Grimm 1972) „steht uns die potenziell unbegrenzte Zahl richtiger deutscher Sätze zur Verfügung“ und zwar „als Ausgangsmaterial“ (Grimm 1972, 44). An einer anderen Stelle seines Artikels „Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik“ spricht Grimm von „der potenziell unendlichen Zahl oder praktisch wenigstens [...] einer hinreichend großen Zahl von Sätzen“ (Grimm 1972, 45), die zuerst der Umstellprobe unterliegen, sodass um das Finitum bewegliche Einheiten festgestellt und somit die erste Einteilung der Satzglieder durchgeführt werden können. Der Einfluss von Glinz in Hinsicht auf die Übernahme des Untersuchungsgegenstands „Text“ ist bei Grimm sehr wahrscheinlich, da er die Umstellprobe eindeutig mit dem Namen von Glinz verbindet und eben diese Probe wendet er auf Texte an.

Auch Jäger (Jäger 1971) entscheidet sich, die Untersuchung des Konjunktivs in seinem Buch unter dem Titel „Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart“ anhand eines Textkorpus durchzuführen. Die Texte stammen aus dem sogenannten „Mannheimer Corpus“, die in unterschiedlichem Umfang – von vollständigen Texten bis zu den Texten mit der Länge von 100 Seiten sowie Zeitungen wie FAZ, Welt und Bild – der Untersuchung zugrunde gelegt werden. Wichtig bei der Zusammenstellung des Korpus ist die zeitliche Komponente und die Einschränkung auf eine Varietät – auf die geschriebene Hochsprache aus der Zeit nach 1945 (vgl. Jäger 1971, 262). Das Ziel der so angelegten Untersuchung ist, eine „möglichst umfangreiche Dokumentation des Konjunktiv“ und die Bestimmung ihrer Bedeutung „in Absehung von Kontexten“ (Jäger 1971, 262). Da die gesamte Untersuchung bei Jäger mit der Anwendung der Proben und des Konzeptes des Konjunktivs von Glinz verläuft, ist es sehr wahrscheinlich, dass auch die Idee der Untersuchung anhand eines Textkorpus von Glinz stammt.

Zur Untersuchung von Infinitivkonstruktionen greift auch Lindgren (Lindgren 1966) auf literarische Texte zurück. Es handelt sich u. a. um einen Roman von Peter Bamm „Die unsichtbare Flagge“, der zum Textmaterial von Lindgren zählt (vgl. Lindgren 1966, 99). Da sich Lindgren in seinem Artikel „Methodische Probleme der Syntax des Infinitivs“ über die Glinzschen Verschiebeprobe und Ersatzprobe äußert und sie für methodisch vertretbar und nachvollziehbar hält, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass er dem Einfluss von Glinz auch in Hinblick auf die Untersuchung literarischer Texte unterliegt.

6.2. Übernahme der einzelnen Proben und ihre Aufgabe in den jeweiligen Grammatikmodellen

Die in der „Inneren Form des Deutschen“ beschriebenen und verwendeten Proben wie die Verschiebeprobe oder die Ersatzprobe wurden nicht erst von Hans Glinz entwickelt. Ihre erste Verwendung ist auf Apollonios Dyskolos, einen der größten griechischen Grammatiker, zurückzuführen. Von der Distribution der Wörter ausgehend untersucht er u. a. die Verschiebung,

die Umsetzung sowie die Weglassung einzelner Elemente und überprüft die Grammatikalität der neu gebildeten Ausdrücke. Laut Thümmel sind die Glinzschen Ersatzproben, Weglassproben und Verschiebeproben eben auf diese älteste Quelle zurückzuführen (vgl. Thümmel 1993b, 186f.). Laut Gallmann/Sitta gilt die „Berücksichtigung der Verschiebbarkeit“ als ein Kriterium zur „Bestimmung der Satzglieder“ (Gallmann/Sitta 1992, 168) in der „Deutschen Grammatik“ von Hermann Paul von 1916-1920. Bereits 1935 hat der Holländer H. Reichling ein äußerst ähnliches System von sprachimmanenten Proben entwickelt (vgl. Forsgren 1988, 63). Auch in der modernen deskriptiven Phonologie wurde die Substitution verwendet (vgl. Hermodsson 1955, 256), während die traditionelle Grammatik die genannten Proben nur intuitiv und keinesfalls systematisch gebraucht hat (vgl. Brinker 1972, 5).

Allerdings sind sich alle Autoren einig, dass eben Hans Glinz „die strikte Anwendung einer wohldefinierten empirisch-operationalen Methode zur Abgrenzung der Satzglieder [...] in die germanistische Linguistik eingeführt [hat]“ (Hömberger 1993, 61). Dabei wird zum einen vor allem der heuristische Charakter des gesamten Systems von Proben in den Mittelpunkt gerückt, der in einem solch großen Rahmen zum ersten Mal in der deutschsprachigen Linguistik von Glinz vorgeschlagen wurde (vgl. Forsgren 1988, 63; vgl. auch Helbig 1973, 107). Zum anderen wird die Systematik und Konsequenz bei den von Glinz durchgeführten Analysen hervorgehoben (vgl. Bußmann 2008, 494; vgl. auch Brinker 1972, 5).

Nun werden alle Proben in Hinblick auf ihre Übernahme durch einzelne Autoren und ihre Verwendung in jeweiligen Grammatikmodellen beschrieben, die Behandlung der Autoren erfolgt in alphabetischer Reihenfolge.

6.2.1. Verschiebeprobe

6.2.1.1. Ermittlung der Satzglieder und ihres Umfangs

Als die wichtigste Aufgabe der Verschiebeprobe, die in den besprochenen Grammatikmodellen am meistens verbreitet ist, gilt die Ermittlung von Satzgliedern und ihres Umfangs.

Die sog. Umstellprobe wird bei Agricola (Agricola u. a. 1970) zur Ermittlung von Satzgliedern verwendet. Dass er damit die Glinzsche Verschiebeprobe meint, lässt sich anhand zahlreicher Zitate aus der „Inneren Form“ sowie anderer Bezugnahmen im Text der „Deutschen Sprache“ feststellen. Die Satzglieder sind gemäß dem Ergebnis der Verschiebeprobe selbständig, vom Umfang her reichen sie von einem Wort bis zu komplexen Einheiten, die sich aber vor das Finitum im Satz stellen lassen (vgl. Agricola u. a. 1970, 914f.). Der Einfluss von Glinz ist durch die o. g. Bezugnahmen gesichert.

Für Boettcher (Boettcher 2009b) gilt die Verschiebeprobe „als zweites Verfahren zur Bestimmung der Satzglieder“ (Boettcher 2009b, 89). Daraus ergibt sich die Definition des Satzglieds

als einer Einheit, bestehend aus einem Einzelwort oder einer Wortgruppe, die nur gemeinsam im Satz verschoben werden können. Dabei ist wichtig, dass sich die Grundbedeutung des Satzes nicht wesentlich verändern darf (vgl. Boettcher 2009b, 90).

Der Einfluss von Glinz ist hier sehr wahrscheinlich. 1972 erschien das Buch „Deutsche Grammatik III. Zusammengesetzter Satz und äquivalente Strukturen“ von Wolfgang Boettcher und Horst Sitta innerhalb der Reihe „Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft“, die von Hans Glinz, Horst Sitta, Klaus Brinker und Josef Klein herausgegeben wurde. Bereits in diesem Buch verwenden Boettcher/Sitta die Glinzschen Proben, deswegen wäre es naheliegender, dass die späteren, ähnlichen Gedanken über die Systemerprobung auch von Glinz stammen, obwohl dieser im Literaturverzeichnis fehlt.

Laut Brinkmann (Brinkmann 1962c) fungiert die Glinzsche Verschiebeprobe als eine sichere Methode zur Ermittlung der Satzglieder. Als Kriterien für Satzglieder gilt, dass die Elemente geschlossen verschoben werden und sich vor dem Finitum platzieren lassen (vgl. Brinkmann 1962c, 472). Der Einfluss von Glinz in der „Deutschen Sprache“ ist nachgewiesen, da Brinkmann Glinz in Klammern bei der Beschreibung der Verschiebeprobe nennt.

Bei Conrad (Conrad 1975) führt die Verschiebeprobe zur Ermittlung von Satzgliedern als kleinsten selbständig verschiebbaren Elementen des Satzes, die geschlossen als Gruppe der Umstellung unterliegen. Die potenziellen Satzglieder werden in das Vorfeld vor das Finitum gestellt, das als die Achse des Satzes gilt (vgl. Conrad 1975, 226 und 289). Der Einfluss von Glinz ist eindeutig, da u. a. die Beschreibung der Verschiebeprobe im „Kleinen Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ mit dem Namen von Glinz verbunden ist (vgl. Conrad 1975, 289).

Die Satzglieder sind für Engel (Engel 1970) permutierbare Elemente, die während der Verschiebeprobe ermittelt werden, wobei Umformungen und Erweiterungen der untersuchten Sätze zulässig sind (vgl. Engel 1970, 47). Der Einfluss von Glinz ist ebenfalls gesichert, da Engel bei der Beschreibung der Verschiebeprobe in der „Studie zur Geschichte des Satzrahmens und seiner Durchbrechung“ eine Stelle aus der „Inneren Form“ von Glinz zitiert.

Für Engelen (Engelen 1986) fungieren die Satzglieder als größtmögliche Untereinheiten eines Satzes, die sich geschlossen verschieben lassen. Sie werden anhand der Verschiebeprobe ermittelt, die – laut Engelen – im deutschsprachigen Raum eindeutig in der „Inneren Form des Deutschen“ von Hans Glinz entwickelt wurde und die auch als „Umstellprobe“ bezeichnet wird (vgl. Engelen 1986, 34f.). Bei Engelen findet sich eine sog. Erststellenprobe; sie besteht darin, dass „alle Elemente, die zusammen vor dem finiten Verb – also in der Erststelle – stehen können, [...] ein Satzglied [bilden]“ (Engelen 1986, 38). An sich kann diese Probe als eine Variation der Verschiebeprobe verstanden werden. Der Einfluss von Glinz ist sicher, da Engelen Glinz explizit im Text nennt.

Der Einfluss von Glinz auf Erben (Erben 1964, die erste Auflage vom 1958) in Hinsicht auf die Übernahme der Verschiebeprobe zur Ermittlung von Satzgliedern kann laut Helbig (Helbig 1978) als nachgewiesen gelten. Dieser vertritt die Meinung, das Konzept des Satzglieds als einer verschiebbaren Einheit im Satz im „Abriss der deutschen Grammatik“ von Erben gehe eindeutig auf den Einfluss von Glinz zurück (vgl. Helbig 1978, 80). Neben Helbig bestätigt auch Lindgren – auch wenn etwas vage – den Einfluss von Glinz auf Erben, indem er sagt: „Erben hat zwar vieles von Glinz' empirischen Forschungen ausgewertet, aber im Grunde ist sein Werk eine inhaltsbezogene Grammatik“ (Lindgren 1960, 331).

Dieselbe Ansicht auf die Satzglieder präsentiert Erben in seinen späteren Werken von 1968 und 1972 (beides „Deutsche Grammatik“ in verschiedenen Auflagen). Sie werden nämlich als solche verstanden, wenn es sich dabei um eine Wortgruppe handelt, die als erstes Element vor dem Finitum erscheinen kann und sich geschlossen verschieben lässt (vgl. Erben 1972, 22; vgl. auch Erben 1968, 135). Der Einfluss von Glinz ist sehr wahrscheinlich – in keinem der Werke finden sich zwar explizite Hinweise auf Glinz, aber aufgrund der früheren Übernahmen (s. o.) kann von potenziellem Einfluss gesprochen werden.

Laut Suchsland lehnt sich Walter Flämig in der „Kleinen Enzyklopädie 'Die deutsche Sprache'“ von 1970 stark an die Auffassung von Glinz in Bezug auf die Ermittlung von Satzgliedern an. Ähnlich wie Glinz verwendet Flämig die Umstellprobe, die neben den Satzgliedern zusätzlich Informationen über ihre Form und ihren Umfang liefert (vgl. Suchsland 1978, 237). Auch in späteren Werken von Flämig, wie z. B. in der „Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge“ von 1991 findet man ähnliche Gedanken: Ein Element fungiert dann als ein Satzglied, wenn es sich vor das Finitum setzen lässt, die Gliedteile können dabei nur mit dem Hauptsatzglied verschoben werden (vgl. Flämig 1991, 91f.). Die Verschiebeprobe liefert noch Informationen über den Umfang der Satzglieder – ob es sich um einfache oder komplexe Elemente handelt (vgl. Flämig 1991, 51f.).

Anhand der durchgeführten Proben ermittelt Flämig (Flämig 1970) folgende Satzgliedgruppen: verbale Glieder, nichtverbale Glieder bzw. Größen sowie fallfremde Glieder bzw. Angaben. Laut Suchsland ist diese Einteilung eindeutig auf Glinz zurückzuführen (vgl. Suchsland 1978, 237). Der Einfluss von Glinz auf das Werk von 1970 ist eindeutig vorhanden (vgl. Suchsland 1978, 237). Aufgrund der Ähnlichkeit der Gedanken in beiden Werken von Flämig ist der Einfluss von Glinz auch auf das spätere Werk von 1991 nicht ausgeschlossen.

Götze/Hess-Lüttich (Götze/Hess-Lüttich 1989) gehen davon aus, dass durch die Anwendung der Verschiebeprobe die Struktur des Satzes in Hinblick auf seine Satzglieder deutlich wird, da es sich dabei um isoliert permutierbare Elemente handelt, deren Verschiebung nicht zur Veränderung der Satzbedeutung oder zu grammatisch inkorrekten Sätzen führt (vgl. Götze/Hess-Lüttich 1989, 319). Man soll in diesem Fall dann von Einheiten in der Satzgliedfunktion ausgehen, wenn diese sowohl isoliert verschiebbar als auch ersetzbar sind. „Nur,

wenn diese beiden Bedingungen erfüllt sind, handelt es sich um selbständige Satzglieder; sind sie nicht erfüllt, handelt es sich um Teile von Satzgliedern“ (Götze/Hess-Lüttich 1989, 330).

Dabei gilt der Einfluss von Glinz für sehr wahrscheinlich aufgrund der Ähnlichkeit der oben aufgeführten Gedanken zum Glinzschen Modell und aufgrund der Tatsache, dass „Die innere Form“ bei den verwendeten bzw. zur weiteren Lektüre empfohlenen Titeln aufgelistet wird.

Laut Helbig (vgl. Helbig 1978, 80) geht das Konzept des Satzglieds als einer verschiebbaren Einheit im Satz im Duden unter der Leitung von Paul Grebe (vgl. Grebe 1966, 467) auf den Einfluss von Glinz zurück. An dieser Stelle wird der Einfluss zur Vollständigkeit der in diesem Kapitel behandelten Inhalte lediglich erwähnt, da eine getrennte ausführliche Beschreibung des Einflusses von Glinz auf die Duden-Grammatik in folgenden Kapiteln erfolgen wird.

Auch im Aufsatz unter dem Titel „Analyse-Beitrag“ von Grebe von 1972 findet sich der eindeutige Einfluss von Glinz wieder: Die Verschiebeprobe fungiert für Grebe nämlich als ein Verfahren, das Ergebnisse der zuerst durchgeführten Ersatzprobe bestätigt. Bei der Anwendung der Verschiebeprobe wird die Sonderstellung des Finitums ermittelt (vgl. Grebe 1972, 240f.). Der Einfluss von Glinz ist nachgewiesen, da Grebe Glinz in Klammern setzt, wenn er über die Verschiebeprobe und ihre Aufgabe berichtet.

Die Satzglieder – an einer anderen Stelle spricht Grimm von Stellungsgliedern (vgl. Grimm 1972, 43) – gelten laut Grimm als eine Kategorie zwischen Wort und Satz. Die Umstellprobe zeigt, dass diese Einheiten abgrenzbar sind und unterschiedlichen Umfang aufweisen können, und zwar von einem Einzelwort bis zu einer Wortgruppe. Sie können sich um das Finitum als Zentrum bewegen, ohne dass der Satz ungrammatisch wird (vgl. Grimm 1972, 42f.). Dabei bezeichnet Grimm das Finitum „als strukturelle Achse“ und verwendet dabei den Glinzschen Terminus „Leitglied“ (Grimm 1972, 43). Als eine weitere Leistung der Verschiebeprobe sieht Grimm Folgendes an: „Mit Hilfe der Umstellprobe erweisen sich beispielsweise Präpositionen, Konjunktionen, adjektivische, genitivische und präpositionale Attribute als Nicht-Glieder [...]“ (Grimm 1972, 44). Auch hier gilt der Einfluss von Glinz als gesichert: Bei der Nennung der Umstellprobe bezieht sich Grimm auf eine Auflage der „Inneren Form“ von 1965 (vgl. Grimm 1972, 42).

Mithilfe der Verschiebeprobe definiert Helbig (Helbig 1978) die Satzglieder als verschiebbare Elemente, die vor allem vor dem Finitum in einem Satz auftreten können (vgl. Helbig 1978, 79f.). Der Einfluss von Glinz ist erwiesen, da Helbig aus der „Inneren Form“ von 1961 zitiert.

Laut Homberger (Homberger 1993) verwenden Helbig/Buscha in ihrer „Deutschen Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“ von 1984 (8. Auflage) u. a. die Umstellprobe, um zu syntaktisch-strukturellen Stellungsgliedern zu gelangen. Diese sind aber von den Satzgliedern zu unterscheiden, die als Funktionen aufgefasst werden (vgl. Homberger 1993, 112; vgl. auch Suchsland 1978, 238f.). Des Weiteren können die Satzglieder laut Helbig/Buscha aus

einem Wort oder aus einer Wortgruppe bestehen und lassen sich im Aussagesatz um das Finitum herumbewegen (vgl. Helbig/Buscha 1972, 473). Obwohl Helbig/Buscha keine Fußnoten oder weitere Bezugnahmen in ihrem Text verwenden, gilt der Einfluss von Glinz mehreren Linguisten zufolge als begründet: Laut Homberger stützen sich Helbig/Buscha auf die Glinzschen Umstell- und Ersatzprobe bei der Ermittlung von Satzgliedern (vgl. Homberger 1993, 112). Auch Piitulainen geht davon aus, dass die operationale Satzgliedanalyse im Glinzschen Sinne bei der Ermittlung von Stellungsgliedern bei Helbig/Buscha eine Rolle spielt (vgl. Piitulainen 1980, 204). Auch Darski folgert: „Die Satzglieder werden in der genannten Grammatik [es handelt sich um das o. g. Handbuch von Helbig/Buscha – MZG] mithilfe der Glinzschen Umstell- und Ersatzprobe festgelegt“ (Darski 2010, 327). Ebenso haben Helbig und Homberger (Helbig 1978, 91, Helbig 1982, 45 und Homberger 1993, 112/347) darauf hingewiesen, dass die Ermittlung der Satzglieder bei Helbig/Buscha mittels der Glinzschen Ersatzprobe und Umstellprobe erfolgt. Gallmann/Sitta bestätigen, dass das Glinzsche Satzglied dem Stellungsglied bei Helbig/Buscha entspricht (vgl. Gallmann/Sitta 1992, 156).

Die Ermittlung der Satzglieder in den Auflagen von 1972, 1984 und 2001 erfolgt identisch, der Wortlaut der Analyse und die Beispiele decken sich weitgehend, es gibt nur geringe Abweichungen in Bezügen auf weiterführende Kapitel sowie in den Beispielen, was allerdings unwesentlich ist. Aus diesen Gründen kann man feststellen, dass der Einfluss von Glinz in der „Deutschen Grammatik“ von Helbig/Buscha durchgehend alle Auflagen betrifft.

Die Satzglieder gelten bei Jung (Jung 1966) als einzelne Wörter oder Wortkomplexe, die sich vor das Finitum im Satz stellen lassen (vgl. Jung 1966, 8, zit. nach Helbig 1968b, 64). Dabei verwendet Jung die Verschiebeprobe zur Ermittlung der Satzglieder, die er vor das Finitum zur Überprüfung ihres Status setzt. Der Einfluss von Glinz ist vorhanden: Laut Helbig (vgl. Helbig 1978, 80; vgl. auch Helbig 1968b, 64 und Helbig 1982, 45) geht das Konzept des Satzglieds als einer verschiebbaren Einheit im Satz auf den Einfluss von Glinz zurück. Selbst Jung nennt Glinz als einen der Linguisten, die auf seine Arbeit eingewirkt haben (vgl. Jung 1966, Vorwort).

Lindgren gehört zu den Autoren, bei denen der starke Einfluss von Glinz sichtbar ist, was das folgende Zitat belegt: „Vom Satzganzen aus können die Glieder nach dem von Hans Glinz [...] entwickelten Verfahren, Verschiebe- und Ersatzprobe, ermittelt werden, das mir zweckmäßig und methodisch einwandfrei erscheint“ (Lindgren 1966, 100). Auch in späteren Werken von Lindgren verliert das Glinzsche Grammatikmodell nicht an Bedeutung: Die Verschiebeprobe und Ersatzprobe fungieren laut Lindgren als empirische Verfahren, die den eindeutigen Vorteil haben, dass man sich bei der Satzanalyse nicht auf die Intuition verlassen muss. Die Verschiebeprobe dient in erster Linie zur Segmentierung von Einheiten, Lindgren spricht dabei nicht explizit von den Satzgliedern (vgl. Lindgren 1967, 222). In beiden Aufsätzen von 1967 und 1969 sieht man demzufolge den deutlichen Einfluss von Glinz, da Lindgren die Glinzsche

Terminologie zur Beschreibung der Satzglieder verwendet und das von ihm dargestellte System zur Ermittlung der Satzglieder eindeutig mit dem Namen von Glinz verknüpft (vgl. Lindgren 1967, 221).

Neumann (Neumann 1967) spricht zwar nicht von Satzgliedern, sondern von Phrasen, die aber in der Ermittlung den Glinzschen Stellungsgliedern gleichen: Sie sind umstellbar als Ganzheit (vgl. Neumann 1967, 68, 73). Der Einfluss von Glinz ist eindeutig, wie das folgende Zitat belegt: „Die im folgenden angewandten Umstell-, Austausch-, Ersatz- und Weglaßproben sind angeregt durch die Kenntnis von H. Glinz [...] und z. T. auch von Duden [...]“ (Neumann 1967, 73).

Auch Schmidt übernimmt in seinem Aufsatz von 1969 (Schmidt 1969b, 227ff.) unter dem Titel „Zum gegenwärtigen Stand der funktionalen Grammatik“ das Konzept des Satzglieds als einer verschiebbaren Einheit im Satz von Glinz (vgl. Suchsland 1978, 236). In einem anderen Aufsatz von 1969 unter dem Titel „Skizze der Kategorien und der Methode der funktionalen Grammatik“ bezeichnet Schmidt (Schmidt 1969a) die

Satzglieder [...] [als – MZG] Einheiten, die sich auf Grund der Permutationsprobe und bzw. oder der Substitutionsprobe als Satzelemente erweisen und deren untere Begrenzung das Wort als Minimalform des Satzgliedes bildet (Doch ist nicht jedes Wort satzgliedwertig) (Schmidt 1969a, 524; vgl. auch Schmidt 1969b, 235).

Allerdings geht Schmidt davon aus, dass die beiden im Zitat genannten Proben kombiniert zur Ermittlung von Satzgliedern eingesetzt werden, wobei die Substitution als zuverlässiger gilt. Als ein Grund nennt Glinz die Schwäche der Verschiebeprobe, das Attribut unter bestimmten Umständen als ein selbständiges Satzglied ermitteln zu wollen, da die Trennung von seinem Bezugswort in manchen Fällen möglich ist (vgl. Schmidt 1969a, 257; vgl. auch Schmidt 1969b, 236f.). Dass der Einfluss auf Glinz zurückgeht, bestätigt auch Helbig an zwei Stellen (vgl. Helbig 1978, 80; vgl. auch Helbig 1982, 45). Auch Homberger (Homberger 1993, 86) nennt Glinz – neben Erben und Brinkmann – als einen der deutschsprachigen Linguisten, die Einfluss auf die funktionale Grammatik u. a. von Wilhelm Schmidt hatten (vgl. Homberger 1993, 86).

6.2.1.2. Untersuchung der Stellungsmöglichkeiten des Finitums, Ermittlung des Prädikativums

Laut Boettcher/Sitta (Boettcher/Sitta 1972) gehört zur Leistung der Verschiebeprobe die Beschreibung von Stellungsregularitäten innerhalb eines Satzes, vor allem aber der Stellungsregularitäten des Finitums, das an der ersten, zweiten oder letzten Stelle auftreten kann (vgl. Boettcher/Sitta 1972, 51f.). Der Einfluss von Glinz im Buch „Deutsche Grammatik III. Zusammengesetzter Satz und äquivalente Strukturen“ von Wolfgang Boettcher und Horst Sitta in

Bezug auf die Proben ist sehr wahrscheinlich, da das Buch zur Reihe „Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft“ gehört, die von Hans Glinz, Horst Sitta, Klaus Brinker und Josef Klein herausgegeben wurde.

Die Verschiebeprobe, auch wenn sie einige Schwächen aufweist, führt laut Engelen (Engelen 1986) zur Entwicklung der Lehre über die Stellungsfelder im Satz – die Verschiebeprobe ermöglicht die Permutation der Satzglieder in verschiedene Satzpositionen, die dadurch bestimmte Merkmale erlangen. Die Positionen werden demnach beschrieben und zwar je nach der Art der Satzglieder, die diese Positionen bekleiden können. Die Analyse der Stellungsfelder gilt als eine der Möglichkeiten, Sätze im Deutschen typologisch zu beschreiben. Die Schwächen der Verschiebeprobe sind laut Engelen die fehlende Möglichkeit, die Modalpartikeln und Negationspartikeln als (keine) Satzglieder einzuordnen (vgl. Engelen 1986, 38). Der Einfluss von Glinz ist fundiert, da Engelen Glinz explizit im Text nennt.

Mithilfe der Verschiebeprobe ermittelt Grimm (Grimm 1972) das Prädikativum als „ein gleichberechtigtes Satzglied, denn es kann im Satz um die strukturelle Achse herum bewegt werden“ (Grimm 1972, 43). Dabei stellt Grimm die traditionelle Satzgliedlehre dem Glinzschen Grammatikmodell gegenüber, das zwar in den meisten Fällen dieselben Satzglieder wie die traditionelle Auffassung ermittelt, aber auch „gleichzeitig zur Aufnahme neuer Satzglieder [z. B. Prädikativum – MZG] [zwingt], die bisher – relativ willkürlich – in das System der traditionellen Glieder gepreßt wurden und eine Verifizierung dieses Systems an vielen Stellen immer wieder erschweren oder gar ausschließen“ (Grimm 1972, 46). Der Einfluss von Glinz ist auch in diesem Fall nachgewiesen, da Grimm bei der Nennung der Umstellprobe Glinz miteinbezieht (vgl. Grimm 1972, 42).

6.2.1.3. Bestimmung der Hierarchie zwischen den Satzgliedern

Laut Agricola (Agricola u. a. 1970) gehört zur Leistung der Umstellprobe auch die Verdeutlichung einer „gewisse[n] Rangordnung im Hinblick auf den Selbständigkeitsgrad der Glieder. Frei umstellbare Stücke, die allein vor dem Verbum finitum auftreten können, nennt man unmittelbare (primäre Glieder, Glieder ersten Grades)“ (Agricola u. a. 1970, 915). Der Einfluss von Glinz auch in diesem Bereich ist durch Zitate und eindeutige Bezugnahmen gesichert.

In Becherts „Einführung in die generative Transformationsgrammatik“ (Bechert u. a. 1970) wird die Umstellprobe (die Glinzsche Verschiebeprobe) verwendet, um zu zeigen, dass die Reihenfolge von Wortgruppen oder einzelnen Wörtern wichtig für die Bedeutung ist. Dabei kann sie Auskunft über die Zugehörigkeit der Elemente zueinander geben, indem diese zwingend zusammen verschoben werden müssen (vgl. Bechert u. a. 1970, 27). Der Einfluss von Glinz kann insofern bestätigt werden, als dass die Autoren über eine eindeutige Anmerkung zur

weiteren Lektüre bestimmte Kapitel aus der „Inneren Form“ empfehlen, wo u. a. die Verschiebeprobe erläutert wird.

Grimm (Grimm 1972) verwendet die Verschiebeprobe, um den Status des Attributs zu klären: Laut Grimm fungiert das Attribut nicht als ein selbständiges Satzglied, da es ausschließlich mit seinem Bezugswort innerhalb eines Satzes verschoben werden kann (vgl. Grimm 1972, 43). Dabei gilt der Einfluss von Glinz als gesichert, da Glinz namentlich bei der Verschiebeprobe genannt wird (vgl. Grimm 1972, 42).

Helbig (Helbig 1965) verwendet die Verschiebeprobe – er bezeichnet sie allerdings als „Eliminierungs- und Wortstellungstransformation“ – zur Bestimmung des Ranges „der Adverbialbestimmung und ihre[r] Zugehörigkeit zum Verb“ und zwar „an Hand von Negations-Transformationen“ (Helbig 1965, 20). Der Einfluss von Glinz auf Helbig gilt als nachgewiesen, da dieser die entsprechenden Stellen aus „Der inneren Form“ und als Inspiration für seine o. g. Eliminierungs- und Wortstellungstransformation nennt.

Ähnlich wie Helbig 1965 verwenden auch Helbig/Schenkel (Helbig/Schenkel 1978) die Verschiebeprobe im Sinne von Glinz, um die Hierarchie oder Bezüge zwischen einzelnen Elementen festzulegen. In Abhängigkeit von der Position einer Adverbialbestimmung, wenn diese obligatorisch ist und wenn sie lediglich eine attributive Funktion erfüllt, werden während der Verschiebeprobe die Unterschiede sichtbar: „Beide verhalten sich unter der Permutationstransformation (Verschiebeprobe nach GLINZ) verschieden“ (Helbig/Schenkel 1978, 48). Der Einfluss von Glinz ist durch die Fußnote nachgewiesen.

Laut Moskalskaja (Moskalskaja 1975) zeigt die Verschiebeprobe neben der Ersatzprobe „die Eigenart der Attribute gegenüber den anderen abhängigen Satzgliedern. Die Attributgruppe ist ein erweitertes Satzglied, das als eine Einheit versetzbar ist und einwortig ersetzt werden kann (...)“ (Moskalskaja 1975, 263). Dass die obenstehende Aussage möglicherweise unter dem Einfluss von Glinz steht, kann daraus geschlossen werden, weil sich Moskalskaja in ihrer „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ prinzipiell sehr häufig auf Glinz über Fußnoten oder direkte Zitate bezieht.

6.2.2. Ersatzprobe

6.2.2.1. Ermittlung der Satzglieder und ihres Umfangs

Die wichtigste Aufgabe der Ersatzprobe ist die Ermittlung der Satzglieder und ihres Umfangs, was in der „Inneren Form des Deutschen“ sehr häufig in der Kombination mit der Verschiebeprobe geschieht. Dies spiegelt sich bei den nachfolgend beschriebenen Autoren und ihren

Modellen wider – auch dort werden die Satzglieder mithilfe von beiden Proben aus dem Satz selegiert.

Die Ersatzprobe liefert bei Bechert (Bechert u. a. 1970) Auskunft darüber, welche Elemente als selbständige Einheiten eines Satzes fungieren, indem diese sich durch andere Elemente ersetzen lassen (vgl. Bechert u. a. 1970, 27). Der Einfluss von Glinz in der „Einführung in die generative Transformationsgrammatik“ ist sehr wahrscheinlich: Bereits bei der Umstellprobe wurde der Name von Glinz genannt; des Weiteren empfehlen die Autoren bestimmte Kapitel der „Inneren Form“ zur weiteren Lektüre, wo u. a. die Ersatzprobe erläutert wird.

Laut Conrad (Conrad 1975) dient die Ersatzprobe zur Ermittlung von Elementen mit derselben oder zumindest sehr ähnlichen syntaktischen Funktion. Die „Prüfung der Ersatzfähigkeit einzelner Elemente unter syntaktischen und semantischen Aspekten“ (Conrad 1975, 77) erfolgt mit Berücksichtigung zweierlei Kriterien – dabei fungiert die semantische Kongruenz als „eine zusätzliche Beschränkung der Ersatzfähigkeit“ (Conrad 1975, 77). Die Satzglieder liegen in solchen Fällen vor, wenn sie „durch ein Einzelwort ersetzbar“ (Conrad 1975, 226) sind. Der Einfluss von Glinz lässt sich auch hier nicht bestreiten, da Glinz in Klammern eindeutig als Initiator der Verwendung der Ersatzprobe steht.

Zur Leistung der Ersatzprobe gehört laut Engelen (Engelen 1986), dass sie die Satzglieder ermittelt. Die Elemente, die anstelle eines anderen Elements gestellt werden können, fungieren als ein Satzglied und bilden zusammen mit anderen Elementen ein Paradigma. Engelen sieht allerdings die Problematik dieser Probe darin, dass nicht alle Elemente sich durch eine Anapher ersetzen lassen und deswegen durch andere Elemente des Paradigmas ersetzt werden müssen (vgl. Engelen 1986, 39). Der Einfluss von Glinz auf Engelen lässt sich soweit nachverfolgen, als dass im Text von Engelen vermerkt wird, wie die von ihm beschriebene Probe bei Glinz genannt wird.

Laut Erben werden die Satzglieder neben der Verschiebeprobe auch während der Ersatzprobe ermittelt, indem eine Konstruktion als vermutetes Satzglied durch ein Einzelwort ersetzt wird (vgl. Erben 1968, 135). Eine ähnliche Haltung präsentiert Erben auch in einem der späteren Werke: „Die Zusammengehörigkeit der Zeichen einer komplizierten sprachlichen Konstruktion lässt sich [...] leicht durch eine Verschiebeprobe [...] oder eine Ersatzprobe [...] erweisen“ (Erben 1972, 22). Da die Ersatzprobe immer mit der Verschiebeprobe bei Erben angewendet wird, kann man bei der Beurteilung des möglichen Einflusses von Glinz auf Meinungen von Helbig und Lindgren zurückgreifen. Dabei geht Helbig stark davon aus, dass Erben sein Konzept des Satzglieds auf der „Inneren Form“ stützt (vgl. Helbig 1978, 80). Lindgren spricht allgemeiner von Übernahmen des Glinzschen empirischen Verfahrens (vgl. Lindgren 1960, 331).

Durch Ersetzung einzelner Elemente oder Wortgruppen und die Überprüfung des Vorgangs in Hinsicht auf semantische und syntaktische Gesichtspunkte kann laut Flämig (Flämig 1991) die „Funktionsgleichheit bzw. -ungleichheit der eingesetzten Elemente (Wortformen, Wörter, Wortgruppen)“ (Flämig 1991, 52) festgestellt werden. Flämig geht davon aus, dass wenn Elemente in bestimmten Positionen ersetzbar sind, sie im Satz auch die gleiche syntaktische Funktion ausfüllen (vgl. Flämig 1991, 52). Somit gelten die Satzglieder als umstellbare und austauschbare Einheiten (vgl. Flämig 1991, 91). Wie bereits bei der Verschiebeprobe festgestellt, ist der Einfluss von Glinz auf das Werk von Flämig von 1970 laut Suchsland vorhanden (vgl. Suchsland 1978, 237). Aufgrund der Ähnlichkeit der Gedanken in beiden Werken von 1970 und 1991 ist der Einfluss von Glinz auch auf das spätere Werk nicht ausgeschlossen.

Götze/Hess-Lüttich (Götze/Hess-Lüttich 1989) gehen davon aus, dass das Kriterium für das Vorliegen eines Satzglieds seine Ersetzbarkeit ist – „nur jene Teile im Satz [sind] Satzglieder [...], die überall austauschbar sind, ohne daß der Satz ungrammatisch, also falsch wird“ (Götze/Hess-Lüttich 1989, 319). Wichtig ist dabei, dass die gesamten Einheiten und nicht nur ihre Teile ersetzt werden (vgl. Götze/Hess-Lüttich 1989, 330). Die Anmerkung zum Einfluss von Glinz, die bereits bei der Verschiebeprobe gemacht wurde, gilt auch in diesem Fall: Der Einfluss ist sehr wahrscheinlich, da das Konzept von Götze/Hess-Lüttich dem Konzept von Glinz ähnelt und da „Die innere Form“ bei den verwendeten bzw. zur weiteren Lektüre empfohlenen Titeln aufgelistet wird.

In seinem „Analyse-Beitrag“ von 1972 verwendet Grebe (Grebe 1972) die Ersatzprobe, um Satzglieder nachzuweisen. Grebe teilt einen Satz wie „Karl wohnt in Mannheim“ oder „Mein Vater arbeitet in München“ in drei Positionen (vergleichbar mit den Stellungsfeldern) ein und zeigt anhand der Ersatzprobe, dass es sich bei den Konstruktionen, die diese Positionen bekleiden, um Satzglieder handelt (vgl. Grebe 1972, 240). Der Einfluss von Glinz ist bei Grebe eindeutig, da dieser den Namen von Glinz in Klammern bei der Ersatzprobe angibt.

Die Ersatzprobe bestätigt laut Grimm (Grimm 1972) die Ergebnisse der Umstellprobe und die durch sie ermittelten Satzglieder: „was dort als Stellungsglied ermittelt wurde, kann tatsächlich nur in seiner Gesamtheit durch ein anderes Element ersetzt werden“ (Grimm 1972, 43f.). Während Grimm sich bei der Beschreibung der Umstellprobe eindeutig auf Glinz bezieht, fehlt dies allerdings bei der Ersatzprobe. Es besteht trotzdem eine große Wahrscheinlichkeit, dass Grimm die Inspiration auch für die Ersatzprobe der „Inneren Form“ entnimmt.

Die Ersatzprobe – die Substitution – wird bei Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1984) zur Ermittlung der morphologisch-syntaktischen Stellungsglieder verwendet (vgl. Helbig/Buscha 1984, 535; vgl. auch Helbig/Buscha 1974, 475). Generell, in allen Auflagen der „Deutschen Grammatik“ und nur mit geringen Abweichungen, werden die Satzglieder anhand der Verschiebeprobe und der Ersatzprobe ermittelt. Den Einfluss von Glinz auf Helbig/Buscha, auch im Bereich der

Ersatzprobe, bestätigen folgende Autoren: Homberger (Homberger 1993, 112 und 347), Helbig (Helbig 1978, 91), Suchsland (Suchsland 1978, 238f.), Darski (Darski 2010, 327) und Piitulainen (Piitulainen 1980, 204). Des Weiteren verwenden Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972) die Ersatzprobe zur Beschreibung der Distribution von „es“ als Prowort, Korrelat oder als formales Objekt – in manchen diesen Stellungen ist das „es“ (nicht) ersetzbar (vgl. Helbig/Buscha 1972, 353). In späteren untersuchten Auflagen von 1984 und 2001 wird die Ersatzprobe an dieser Stelle allerdings nicht mehr verwendet. Der Einfluss von Glinz ist laut den bereits oben genannten Autoren vorhanden.

Jung (Jung 1966) versteht Satzglieder als „Wörter und Fügungen“, die sich u. a. „durch ein Pronomen oder ein Pronominaladverb“ ersetzen lassen (vgl. Jung 1966, 9). Zum Einfluss von Glinz lässt sich sagen, dass Jung laut Helbig (Helbig 1978, 80; auch Helbig 1968b, 64 und Helbig 1982, 45) das Konzept zur Ermittlung der Satzglieder von Glinz übernommen hat, vor allem aber die Verschiebeprobe. Des Weiteren schreibt Jung im Vorwort zu seiner „Grammatik der deutschen Sprache“, dass Hans Glinz zu den Autoren zählt, die auf sein Werk eingewirkt haben.

Im Aufsatz von Lindgren „Methodische Probleme der Syntax des Infinitivs“ von 1966 werden die Satzglieder nach der Methode von Hans Glinz anhand der Verschiebeprobe und Ersatzprobe ermittelt, das Vorgehen hält Lindgren für „zweckmäßig und methodisch einwandfrei“ (Lindgren 1966, 100). Der Einfluss von Glinz ist sehr eindeutig, da dieser im Text namentlich genannt wird.

Auch in einem späteren Aufsatz „Morphem – Wort – Wortart – Satzglied. Versuch einer Begriffserklärung“ von 1967 stellt die Ersatzprobe – neben der Verschiebeprobe – ein Verfahren zur Ermittlung und Klassifizierung von Satzgliedern dar. Die Aufgabe der Ersatzprobe ist dabei die Segmentierung und Klassifikation von Satzgliedern und somit die Untersuchung ihrer Distribution im Satz (vgl. Lindgren 1967, 222). Auch in diesem Text nennt Lindgren Glinz als die Inspiration für sein empirisches Verfahren zur Ermittlung von Satzgliedern, das aus der Verschiebeprobe und Ersatzprobe besteht.

Bei Neumann (Neumann 1967) wird nicht von Satzgliedern, sondern von Phrasen als funktionalen Einheiten gesprochen. Diese sind „an gleicher Satzposition paradigmatisch durch ähnliche Komplexe oder durch syntaktische Minimalzeichen [...] austauschbar oder ersetzbar“ (Neumann 1967, 73; vgl. auch Neumann 1967, 74). Der Einfluss von Glinz ist dabei eindeutig: Neumann gibt an, dass alle von ihm verwendeten Proben von der „Inneren Form“ und von der Duden-Grammatik inspiriert wurden (vgl. Neumann 1967, 73). Dies wird auch von Brinker bestätigt. Er berichtet, dass Neumann sowohl die Verschiebeprobe als auch die Ersatzprobe zur Ermittlung der Satzglieder verwendet, dabei aber das Kriterium der Substitution bevorzugt. Als Gründe werden aufgeführt, dass die Ergebnisse der Verschiebeprobe nicht immer eindeutig

sind und dass die Verschiebeprobe in Sätzen ohne Finitum nicht einsetzbar ist (vgl. Brinker 1972, 117).

6.2.2.2. Feststellung von Bedeutungsunterschieden

Die Ersatzprobe kann auch bei der Feststellung von Bedeutungsunterschieden behilflich sein, da die meisten Veränderungen der syntaktischen Struktur – vor allem Austausch von Einheiten – einen gewissen Einfluss auf die Bedeutung eines Satzes haben.

Beugel/Suida (Beugel/Suida 1968) gehen in ihrem Aufsatz „Perfekt und Präteritum in der deutschen Sprache der Gegenwart“ auf den in der deutschsprachigen Linguistik verbreiteten Standpunkt ein, das Perfekt und das Präteritum seien äquivalente und somit in jedem Kontext austauschbare Tempusformen. Da „der unterschiedliche Informationswert von Perfekt und Präteritum“ „erst im Satzgefüge deutlich in Erscheinung“ (Beugel/Suida 1968, 12) tritt, wird die Glinzsche Ersatzprobe verwendet, um unterschiedliche Distribution beider Tempora festzustellen. Den Einfluss von Glinz bestätigen Beugel/Suida in Form einer Literaturangabe aus der „Inneren Form“, die in Bezug auf die Ersatzprobe hinzugefügt wird.

Boettcher/Sitta (Boettcher/Sitta 1972) schließen sich sowohl Beugel/Suida (Beugel/Suida 1968) als auch nachfolgend besprochener Neumann (Neumann 1972) an, indem sie die Ersatzprobe als eine der „Operationen [betrachten], die die Charakteristik vorhandener Stellen veränder[t]“ (Boettcher/Sitta 1972, 52f.). Zum einen zeigen sie anhand einiger Beispiele, dass die Ersatzprobe zur Untersuchung von Bedeutungsunterschieden durch Ersetzung von Konjunktionen dienen kann, zum anderen kann „auch der kontrolliert sinnverändernde Ersatz einer der kategorialen Prägungen des Finitums, also Tempus- oder auch Modusänderung“ (Boettcher/Sitta 1972, 52f.) untersucht werden. Zum Einfluss von Glinz auf die Proben bei Boettcher/Sitta lässt sich sagen, dass dieser sehr wahrscheinlich ist: Das Buch „Deutsche Grammatik III. Zusammengesetzter Satz und äquivalente Strukturen“ erschien innerhalb der Reihe „Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft“, die von Hans Glinz, Horst Sitta, Klaus Brinker und Josef Klein herausgegeben wurde.

In ihrem Buch von 1972 unter dem Titel „Temporale Subjunktionen. Syntaktisch-semantische Beziehungen im heutigen Deutsch“ verwendet Neumann die Glinzsche Ersatzprobe zur Untersuchung von temporalen Subjunktionen, die sowohl formale als auch semantische Aspekte in den Mittelpunkt stellt. Zwecks Untersuchung der Semantik von Subjunktionen setzt Neumann die Ersatzprobe ein, da sie folgende Meinung vertritt: „verborgene inhaltliche Verschiedenheiten treten bei recht angewandten Proben formal hervor, eine Opposition entsteht, die ich als formale Manifestation inhaltlicher Unterschiede definiere“ (Neumann 1972, 20f.). Der Einfluss

von Glinz lässt sich insofern nachweisen, als dass Neumann Glinz den ersten Sprachwissenschaftler nennt, der sprachimmanente Proben systematisch angewendet hat.

6.2.2.3. Ermittlung von Wortarten sowie Flexionskategorien

So wie Glinz untersucht auch Agricola (Agricola u. a. 1970) die Bedeutung und Funktion von Konjunktionen mittels der Ersatzprobe: „Die Ersatzprobe [...] lässt erkennen, daß die so ermittelten Fügungselemente sich nach Form und Fügungswert unterscheiden. Unterschiedliche Ersatzfähigkeit deutet auf unterschiedliche Funktionen im Satz hin“ (Agricola 1970 u. a., 915). Da Agricola Glinz an sehr zahlreichen Stellen in der „Deutschen Sprache“ zitiert, gilt auch an dieser Stelle sein Einfluss als durchaus möglich.

Da die Ersatzprobe – dank ihrem Substitutions- oder Distributionsrahmen – zur Ermittlung von Wortarten sehr gut geeignet ist, greifen Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972 und spätere Auflagen) auf diese Probe in folgenden Kontexten zurück:

Bei Helbig/Buscha dient der Substitutionsrahmen zur Ermittlung von Wortarten nach dem Prinzip der Distribution, also nach dem syntaktischen Kriterium (vgl. Helbig/Buscha 1972, 21; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 19; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 19f.). Eine solche Vorgehensweise weist eine große Ähnlichkeit mit der Vorgehensweise von Glinz auf, da auch er Ersatzreihen bzw. Paradigmenbildung zur Ermittlung seiner Wortarten verwendet. Die Ersatzprobe dient auch zur Untersuchung der Distribution der infiniten Verbformen (vgl. Helbig/Buscha 1972, 89f.; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 113f.; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 101). Des Weiteren wird sie zur Untersuchung der Distribution und zur Zuordnung der Elemente zur Klasse der Substantivwörter verwendet (vgl. Helbig/Buscha 1972, 194; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 229; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 205). Sie dient auch der Beschreibung der Wortarten Adjektiv und Adverb auf Basis des Substitutionsrahmens (vgl. Helbig/Buscha 1972, 303; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 338f.; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 306f.). Auch bei der Ermittlung der Klasse der Präpositionen findet die Ersatzprobe Verwendung (vgl. Helbig/Buscha 1972, 364f.). Als letzte nennenswerte Leistung der Ersatzprobe kann die Beschreibung der vier Kasus im Deutschen anhand von vier Sätzen mit Leerstellen im Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ genannt werden (vgl. Helbig/Buscha 1972, 251; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 281; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 255f.). Da der Einfluss von Glinz auf Helbig/Buscha im Bereich der Ersatzprobe im Allgemeinen laut einiger Autoren (Homburger 1993, 112/347, Helbig 1978, 91, Suchsland 1978, 238f., Darski 2010, 327, Piitulainen 1980, 204) vorhanden ist, kann davon ausgegangen werden, dass sich Helbig/Buscha auch bei den genannten Untersuchungen der Glinzschen Ersatzprobe bedient haben.

6.2.3. Weglassprobe

Die Glinzsche Weglassprobe erfreute sich der größten Popularität im Kreis der Valenzgrammatik, wodurch es zu zahlreichen belegten Übernahmen kam. Entweder in der ursprünglichen Form oder mit einigen Veränderungen dient sie vor allem zur Ermittlung von weglassbaren bzw. nicht weglassbaren Satzeinheiten.

6.2.3.1. Ermittlung von (nicht) weglassbaren Satzelementen

Zur Unterscheidung zwischen obligatorischen und somit nicht weglassbaren Elementen und fakultativen und demzufolge weglassbaren bedient sich Ballweg im Aufsatz „Valenzgebundene Elemente und logisch-semantiche Tiefenstruktur“ (Ballweg 1972) der Glinzschen Weglassprobe. Er geht genau wie Glinz vor, indem er Schritt für Schritt Satzelemente weglässt und dabei die Grammatikalität des Satzes nicht aus den Augen verliert (vgl. Ballweg u. a. 1972, 101). Der Einfluss von Glinz kann als gesichert betrachtet werden, da Ballweg bei der Weglassprobe eine Fußnote einsetzt, die auf „Die innere Form“ verweist.

Laut Bechert (Bechert u. a. 1970) liefert die Weglassprobe Auskunft darüber, welche Satzeinheiten weglassbar sind bei der Beibehaltung der Grammatikalität der übrig gebliebenen Aussage (vgl. Bechert u. a. 1970, 28). Der Einfluss von Glinz ist durchaus möglich und begründet, da Glinz bei der Beschreibung der Umstellprobe auf derselben Seite genannt wurde. Des Weiteren wird auf „Die innere Form“ zur weiteren Lektüre verwiesen und zwar auf das Kapitel „Erste Bestimmung von Satzgliedern. Das Leitglied. Arten der Sätze“, wo die Verschiebeprobe, Ersatzprobe und Weglassprobe näher beschrieben werden.

Laut Conrad (Conrad 1975) gehört die Glinzsche Weglassprobe zu den wichtigsten Verfahren der deskriptiven Linguistik. Ihre Aufgabe besteht darin, sukzessive Satzelemente wegzulassen, um die strukturell notwendigen Glieder zu ermitteln (vgl. Conrad 1975, 295). Der Einfluss von Glinz ist bei Conrad eindeutig, da sein Name im entsprechenden Artikel im „Kleinen Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ genannt wird.

Eisenberg (Eisenberg 1986) verwendet eine Probe, die er Weglassprobe bzw. Abstrichprobe nennt. Dabei muss davon ausgegangen werden, dass sich Eisenberg im Text auf die Glinzsche Weglassprobe bezieht und nicht auf die Abstrichprobe von Grebe, da er den Satz nicht auf das grammatische Minimum reduziert, sondern die Satzelemente auf ihre (Nicht)Weglassbarkeit untersucht. Die Probe ermittelt zuerst die fakultativen und obligatorischen Satzglieder, um im nächsten Schritt die Anzahl der Verbergänzungen und somit die Verbvalenz festzulegen (vgl. Eisenberg 1986, 78). Der Einfluss von Glinz ist im „Grundriss der deutschen Grammatik“ von Eisenberg sehr wahrscheinlich, da zum einen die Vorgehensweise der Glinz-

schen sehr ähnelt. Zum anderen gibt es in der Sekundärliteratur Meinungen wie die von Kobler-Trill/Schilcher, die in späteren Werken von Eisenberg einen eindeutigen Einfluss von Glinz erkennen. Es handelt sich hierbei vor allem um die sog. „Grammatik-Werkstatt“¹⁷, die Eisenberg in Zusammenarbeit mit Wolfgang Menzel entwickelt hat. Dieses Werk wurde für den muttersprachlichen Deutschunterricht konzipiert und soll den Schülern die Ermittlung sprachlicher Einheiten mithilfe der Glinzschen Proben näherbringen (vgl. Kobler-Trill/Schilcher 2006, 1331). Der Einfluss von Glinz in diesem Werk von Eisenberg gilt als sicher, mit großer Wahrscheinlichkeit hat er aber bereits früher begonnen und betraf somit auch den „Grundriss der deutschen Grammatik“.

Bei Flämig (Flämig 1991) wird die Weglassprobe „zur Ermittlung der notwendigen und fakultativen Bestandteile des Satzes verwendet, also mehr auf die Valenz zielend“ (Flämig 1991, 51f.). Der Einfluss von Glinz auf die „Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge“ von Walter Flämig wird von Helbig/Schenkel bestätigt: Laut ihnen verwendet Flämig die Glinzsche Weglassprobe zur Ermittlung der grammatisch notwendigen Glieder (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 20).

Die Weglassprobe wird bei Götze/Hess-Lüttich (Götze/Hess-Lüttich 1989) als eine Methode aufgeführt, mit deren Hilfe festgestellt werden kann, welche Wörter/Wortgruppen sich als obligatorische bzw. fakultative Satzglieder anhand ihrer (Nicht)Weglassbarkeit charakterisieren lassen (vgl. Götze/Hess-Lüttich 1989, 320). Der Einfluss von Glinz auf diesen Gedanken bei Götze/Hess-Lüttich ist durchaus möglich, da „Die innere Form“ im Literaturverzeichnis der „Knaurs Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch“ steht.

Laut Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972 und 1984) dient die Weglassprobe der Ermittlung von obligatorischen und fakultativen Satzgliedern (vgl. Helbig/Buscha 1972, 549f.; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 620f.; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 517f.). Der Einfluss von Glinz auf Helbig/Buscha wird von zahlreichen Autoren (s. entsprechende Passagen über die Übernahme weiterer Proben) bestätigt, obwohl eine klare und somit eindeutige Bezugnahme fehlt.

Helbig/Schenkel (Helbig/Schenkel 1978) kritisieren die Abstrichmethode¹⁸ von Grebe (obwohl auch sie unter dem Einfluss der Weglassprobe von Glinz steht – dazu vgl. Moskalskaja 1975, 21f.) als eine Untersuchungsmethode, die zu viele Zweifelsfälle offen lässt. Sowohl Helbig/Schenkel als auch Helbig (Helbig 1965) entscheiden sich zur Verwendung der Glinzschen Weglassprobe, die sie „Eliminierungstest“ nennen. Der Test wird schrittweise durchgeführt: Es werden Einheiten weggelassen und die Grammatikalität des Satzes direkt überprüft, um festzustellen, ob die weggelassenen Einheiten als syntaktisch obligatorische oder nicht obligatorische Satzglieder fungieren (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 32f.). Helbig hält diese Methode für

¹⁷ Eisenberg, Peter/Menzel, Wolfgang (Hrsg.) (1995): „Werkstatt Grammatik“. In: Praxis Deutsch 129, 14-23

¹⁸ Laut Helbig stammt der Terminus „Abstrichprobe“ von Weisgerber (vgl. Helbig 1965, 16).

der Abstrichprobe überlegen, weil sie „zu genaueren und exakter meßbaren Resultaten führt“ (Helbig 1965, 16). Der Einfluss von Glinz ist sicher, da er eindeutig im Text vermerkt wird. Den Einfluss bei Helbig 1965 betont auch Biere (vgl. Biere 1976, 146).

Schenkel (Schenkel 1971) unterscheidet im Beitrag „Die Valenz im adnominalen Raum“ zwischen Eliminierungstests und Eliminierungstransformationen, die letzteren sind in der generativen Grammatik als Transformationen zu finden, die die Oberflächenstruktur von Sätzen aus der Tiefenstruktur ableiten. Diese Transformationen sind aber für die Ermittlung (nicht) weglassbarer Elemente nicht anwendbar. Die Eliminierungstests ähneln der Vorgehensweise von Glinz und seiner Weglassprobe: Sie eliminieren alle weglassbaren Elemente bis auf das grammatische Minimum des Satzes. „Eliminierungen, die das vom finiten Verb gesetzte grammatische Minimum unterschreiten, führen ohne Ausnahme zu ungrammatischen Attributen“ (Schenkel 1971, 79). Der Einfluss von Glinz auf den Artikel von Schenkel ist durchaus möglich, da er sich generell in Schenkels Texten gut nachvollziehen und begründen lässt.

Auch Stepanowa/Helbig (Stepanowa/Helbig 1978) kritisieren die Abstrichmethode von Grebe und bevorzugen die Glinzsche Weglassprobe zur Ermittlung von (nicht) weglassbaren Satz-elementen in der Vorgehensweise, wie sie bei Schenkel und Helbig zu finden ist (vgl. Stepanowa/Helbig 1978, 147). Der Einfluss von Glinz ist im Buch „Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache“ von Stepanowa/Helbig zweifellos vorhanden, da bei der Weglassprobe Glinz und seine „Innere Form“ genannt werden.

6.2.3.2. Beschreibung der Satzstruktur anhand der Ermittlung von (nicht) weglassbaren Satzelementen

Laut Engelen (Engelen 1986) kann die Weglassprobe (Engelen führt auch folgende Termini zur Beschreibung dieser Probe auf: Tilgungsprobe, Abstrichprobe) noch – neben den Informationen über die (Nicht)Weglassbarkeit der Satzelemente – Auskunft über die Grundmuster deutscher Sätze liefern. Das, was nach der Anwendung der Weglassprobe von einem Satz übrigbleibt, fungiert als das Satzminimum (vgl. Engelen 1986, 87). Der Einfluss von Glinz ist in der „Einführung in die Syntax der deutschen Sprache“ von Engelen nicht explizit vorhanden. Da Engelen aber sowohl die Verschiebeprobe als auch die Ersatzprobe in seinem Werk verwendet und dabei Glinz namentlich angibt, ist die Möglichkeit, dass er auch die Glinzsche Weglassprobe übernommen hat, nicht allzu gering.

Laut Grimm (Grimm 1972) liefert die Weglassprobe auch die Erkenntnis, dass es sich beim Attribut um ein Element handelt, das den anderen Satzgliedern hierarchisch nicht gleichgestellt ist. Attribute sind in jedem Fall ohne Einschränkungen weglassbar, woraus man schließen kann, dass es sich nicht um obligatorische Satzelemente handelt (vgl. Grimm 1972, 44). Da

„Die innere Form“ von Glinz bei der Beschreibung der Verschiebeprobe bei Grimm als die Quelle genannt wird, ist die Möglichkeit der Übernahme auch der Weglassprobe trotz fehlender Verweise auf Glinz nicht ganz unwahrscheinlich.

Die Weglassprobe dient bei Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972) auch zur Feststellung der Hierarchie der Elemente in einem bestimmten Kasus: „[es – MZG] können beim Auftreten mehrerer Kasus bei einem Verb manchmal Dativ oder Genitiv wegfallen und der Akkusativ (als Objekt) [bleibt] erhalten [...], kaum aber umgekehrt [...]“ (Helbig/Buscha 1972, 256; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 285; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 259f.). Hier wird darauf referiert, dass es Elemente im Genitiv, Dativ oder Akkusativ gibt, die weglassbar sind – es sind freie Genitive und Akkusative, die häufig als weglassbare Adverbialbestimmungen vorkommen.

Des Weiteren kann auch die Distribution von „es“ in der Rolle eines Prowortes, Korrelats bzw. formalen Objekts anhand der Weglassprobe untersucht werden: Dieses Element ist nicht weglassbar, ohne dass die Grammatikalität eines Satzes beeinträchtigt wird (vgl. Helbig/Buscha 1972, 252). Der Einfluss von Glinz auf die „Deutsche Grammatik“ von Helbig/Buscha wird von zahlreichen Autoren (s. entsprechende Passagen über die Übernahme weiterer Proben) bestätigt, obwohl eine klare und eindeutige Bezugnahme fehlt.

6.2.4. Drittgliedprobe

Die Drittgliedprobe wurde aufgrund ihrer eingeschränkten Leistung in der deutschen Sprachwissenschaft nicht so stark rezipiert, wie die Glinzschen Verschiebeprobe, Ersatzprobe und Weglassprobe. Nichtsdestotrotz sollen die beiden gefundenen Übernahmen an dieser Stelle aufgeführt werden.

Conrad (Conrad 1975) führt die Drittgliedprobe als eine Probe auf, bei der in den einfachen Kernsatz mit der Struktur „Grundgröße + Leitglied“ ein weiteres Element an dessen Ende hinzugefügt wird. Auf diese Weise sollen Elemente ermittelt werden, die als dritte Glieder und somit als Satzglieder fungieren können. Laut Conrad kann diese Probe auch negativ eingesetzt werden und zwar als Nachweis dafür, dass ein Element eben kein Satzglied bildet (vgl. Conrad 1975, 68). Die Tatsache, dass der Terminus „Drittgliedprobe“ im „Kleinen Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ aufgenommen wurde, kann als Indiz dafür gewertet werden, dass sowohl der Begriff als auch sein Autor als wichtig erachtet werden.

Ein der Drittgliedprobe ähnliches Verfahren tritt bei Engelen (Engelen 1986) auf, der es „Erweiterungsprobe“ nennt. Das Prinzip ist sehr ähnlich: Zum einfachen Satz wird am Ende ein Element hinzugefügt. Laut Engelen soll die Erweiterungsprobe die „strukturelle[n] Gemeinsamkeiten zwischen Sätzen“ (Engelen 1986, 80) und nicht grundsätzlich Satzglieder ermitteln.

Trotzdem darf man davon ausgehen, dass die Erweiterungsprobe von Engelen auf der Glinzschen Drittgliedprobe beruht.

6.2.5. Begleitformprobe

Die Begleitformprobe gehört zu den am wenigsten rezipierten sprachimmanenten Proben von Glinz. Die Ursache liegt wahrscheinlich darin, dass ihre Leistung sehr eingeschränkt ist – sie dient der Untersuchung, ob es sich bei einem vorliegenden Lexem um ein Adjektiv handelt.

Eine solche Probe verwendet auch Brinkmann, um darzustellen, „daß das Adjektiv tatsächlich in unveränderter Gestalt verschiedenen Aufgaben im Satze dient. An der Lautgestalt des Adjektivs sind sie nicht zu erkennen; erst eine Umsetzung macht die latenten Unterschiede offenbar“ (Brinkmann 1962a, 118). Brinkmann zeigt an Beispielen, dass Adjektive in manchen Positionen nicht flektierbar sind, trotzdem gehören sie zu dieser Wortart. „Er ist faul“ lässt sich nämlich zu „Er ist ein fauler Schüler“ paraphrasieren und somit lässt sich die Zugehörigkeit des Lexems „faul“ zu den Adjektiven nachweisen (vgl. Brinkmann 1962a, 117f.).

Brinkmann verwendet zwar keinen Terminus, um auf die oben beschriebene Probe zu referieren, sie erinnert aber stark an die Glinzsche Begleitformprobe. Die Übernahme ist nicht unwahrscheinlich, zumal Brinkmann bereits die Verschiebeprobe von Glinz übernommen hat.

6.2.6. Übernahme der Vorgehensweise in Bezug auf die Erprobung und die anschließende Interpretation

Brinker (Brinker 1971) verwendet in seiner Untersuchung konsequent die Glinzsche Methode der Analyse, indem er ihre drei Bestandteile berücksichtigt. „Eine Beschreibung (Deskription), Klassifikation und Interpretation bestimmter sprachlicher Phänomene“ werden „auf der Grundlage eines bestimmten Corpus“ (Brinker 1971, 21) durchgeführt, was eine komplette Übernahme des Systems aus der „Inneren Form“ bedeutet. Selbst Brinker schreibt über seine methodische Anlehnung an Glinz wie folgt: „Das Arbeiten mit Transformationen in diesem Sinne entspricht im Ansatz den von H. Glinz in der 'Inneren Form' entwickelten Verfahren (vgl. Umformungsproben, Ersatzproben etc.)“ (Brinker 1971, 27). Anhand eindeutiger Verweise auf Glinz ist sein Einfluss auf Brinker eindeutig.

Die inhaltliche Seite von grammatischen Kategorien kann laut Moskalskaja (Moskalskaja 1975) grundsätzlich anhand ihrer Interpretation beschrieben werden, wobei die subjektive Wahrnehmung möglichst ausgeschlossen werden sollte. Dies ist möglich, wenn sich der Forscher nicht ausschließlich auf seine sprachliche Kompetenz beschränkt, sondern auch andere Sprecher in die Analyse miteinbezieht. Moskalskaja geht davon aus, dass als erste Stufe der

Ermittlung von grammatischen Kategorien die Strukturanalyse gelten sollte, ihr folgt erst die Interpretation. Der Einfluss von Glinz ist aufgrund eines klaren Bezugs auf ihn und seine „Innere Form“ im Text von Moskalskaja eindeutig.

Eine Untersuchung, die an das Glinzsche, aus drei Elementen bestehende Modell, angelehnt ist, führt auch Neumann (Neumann 1967) durch. Zum einen betont er die Rolle der Segmentierung und der „Feststellung der in der Rede unter gleichen syntaktischen Bedingungen (in gleichen Kontexten) wiederkehrenden [...] Abschnitte“ (Neumann 1967, 68). Zum anderen soll der Feststellung von Struktureinheiten, die analytisch durchgeführt werden soll, eine funktionale Interpretation dieser Einheiten folgen (vgl. Neumann 1967, 69). Diese Vorgehensweise erinnert sehr stark an Glinz – sein Einfluss auf den Aufbau des Analysemodells bei Neumann ist sehr wahrscheinlich, da Neumann die Inspiration für die bei ihm angewandten Proben der Kenntnis der „Inneren Form“ von Glinz verdankt (vgl. Neumann 1967, 73). Wahrscheinlich ist also auch, dass die Reihenfolge der Ermittlung und der nachfolgenden Interpretation auch bei Glinz entlehnt wurde.

6.2.7. Übernahme der Glinzschen operationalen Satzgliedanalyse durch Brinker

In seiner Habilitationsschrift unter dem Titel „Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse. Methodenkritische Untersuchungen zur Syntax des einfachen Satzes im Deutschen“ von 1972 nimmt Klaus Brinker das von Glinz aufgestellte Analysemodell kritisch unter die Lupe und legt es – mit einigen Modifikationen – seiner eigenen Analyse zugrunde. Im ersten Teil seines Buches wird die sprach- und wissenschaftstheoretische Basis der „empirisch-operationale[n] Satzgliedgrammatik, die von H. Glinz gegründet wurde“ (Brinker 1972, 94) erläutert. Dabei bezeichnet Brinker das Modell von Glinz als eine

mit möglichst wenig Vorgriffen arbeitende Beschreibung von Sprache als funktionierenden Strukturen, [die – MZG] auf Grund systematischer Untersuchung von Texten, mit Hilfe der Reaktionen ausgewählter Sprachteilhaber (zu denen der Untersuchende selbst gehören kann) [...] [erfolgt – MZG] (Glinz 1965, 8, zit. nach Brinker 1972, 95).

„Aus wissenschaftsmethodischen Gründen“ werden „Texte aus dem geschriebenen Deutsch der Gegenwart“ (Brinker 1972, 106) jeglichen grammatischen Analysen bei Brinker zugrunde gelegt:

Als Materialgrundlage wählen wir die ersten 600 Sätze eines Textes von P. Handke (Die Angst des Tormannes beim Elfmeter, Frankfurt 1970) [...]. Das Ausgehen von konkreten Textstellen ist hier aber nicht als ein Rückfall in die „reine“ Korpusanalyse zu verstehen [...] (Brinker 1972, 126) (vgl. auch Brinker 1972, 123).

Dabei wird das Korpus in der Untersuchung von Brinker in solchen Fällen „durch eigene Beispielsätze ergänzt, wenn es offensichtlich nicht alle Grundmöglichkeiten des heutigen Deutsch auf diesem Gebiet enthält“ (Brinker 1972, 126).

Der systematischen Untersuchung mithilfe der Glinzschen Proben, vor allem mit Anwendung der Klangprobe, Verschiebeprobe, Ersatzprobe und Weglassprobe, und somit der empirischen Vorgehensweise wird ein hoher Wert bei Brinker zugeschrieben. In den meisten Fällen bilden Kombinationen von Grundoperationen die Grundlage für die Segmentierung und Klassifikation der untersuchten Einheiten (vgl. Brinker 1972, 102). Ein weiterer wichtiger Bestandteil des Untersuchungsmodells von Brinker, der an der „Inneren Form“ angelehnt ist, ist auch die Einbeziehung des Forschers selbst sowie weiterer Informanten in den Analyseprozess, um damit den höchsten möglichen Wert an Neutralität/Objektivität der Ergebnisse zu erzielen. Um die „intersubjektive Überprüfbarkeit der Ergebnisse“ (Brinker 1972, 96) zu ermöglichen und somit die Subjektivität der Ergebnisse zu verhindern, „[...] wurden die Operationen zum größten Teil unter der Mitwirkung von mehreren Informanten (etwa 30 Studenten der beiden ersten Semester) durchgeführt“ (Brinker 1972, 126).

Wie Lindgren berichtet, hat Klaus Brinker das von Glinz entwickelte empirische Verfahren für die Satzanalyse übernommen und „mittels schärferer theoretischer Begriffe präzisiert“ (Lindgren 1978, 131). Dies betrifft vor allem die deutliche Differenzierung zwischen dem Stellungsglied und dem Satzglied, die bei Glinz noch nicht in aller Schärfe vorlag.

Die „Modifikation des operationalen Satzgliedbegriffes“ findet bei Brinker aufgrund der stärkeren Hervorhebung der Rolle der Ersatzprobe für die Segmentierung des Satzes in einzelne Satzglieder statt (vgl. Brinker 1972, 114). Laut Brinker gelten nämlich solche Satzelemente lediglich als Stellungsglieder, wenn sie syntagmatisch als die kleinste verschiebbare Einheit fungieren (vgl. Brinker 1972, 116). Als Satzglied wird erst dann ein solches Satzelement verstanden, wenn es sowohl relativ frei verschiebbar als auch relativ frei ersetzbar ist (vgl. Brinker 1972, 115). Somit „entscheidet letztlich das Substitutionskriterium darüber, was als eigenständiges Satzglied gelten soll oder nicht“ (Brinker 1972, 117). Dass die Ersatzprobe als das „stärkere“ Kriterium für die Ermittlung der Satzglieder gilt, ist laut Brinker auf folgende Argumente zurückzuführen: Die Ersatzprobe ist zum einen auch auf die Sätze anwendbar, in denen das Finitum fehlt und bei denen die Verschiebeprobe dadurch ausgeschlossen ist. Zum anderen zeigt die Ersatzprobe stärker die Zugehörigkeit von Elementen, auch wenn diese diskontinuierlich sind – in diesen Fällen scheitert die Verschiebeprobe (vgl. Brinker 1972, 123). Allerdings gibt es vereinzelte Fälle, in denen die beiden genannten Proben keine scharfe Abgrenzung der Satzglieder ermöglichen. Vor allem bei den fallfremden Satzgliedern (Glinzsche Sondergröße bzw. Präpositionalgruppe bei Brinker) ist „die Unterscheidung von ‚eigenem Satzglied‘ und ‚bloßem Teil eines Satzgliedes oder bloßem Verbindungsteil‘ viel weniger klar und scharf ..., als es der klassierende Linguist gern hätte“ (Glinz 1971, 69f., zit. nach Brinker 1972, 124). Aus diesem Grund gibt Brinker als das Kriterium zur Aussonderung von Satzgliedern die relative Verschiebbarkeit und Ersetzbarkeit an.

Eine weitere Übernahme von Glinz durch Brinker betrifft die Betrachtung der Präpositionalgruppe, die bei Glinz unter dem Terminus „Sondergröße“ aufgefasst wird. Diese besteht aus einer Präposition und einem Nomen/Pronomen oder einer Nominalgruppe. Die Präposition wird von Brinker aber nicht als eine Wortart, sondern als eine Funktion aufgefasst, was der Glinzschen Ansicht auf diese Wortart und ihre Zuordnung gleicht (vgl. Brinker 1972, 129). Brinker folgt Glinz auch in der Auffassung der Präpositionalgruppe als eines Elements, das anhand seiner morphosyntaktischen Eigenschaften ausgesondert wurde. Die traditionelle Einteilung dieser Einheiten in Präpositionalobjekte und präpositionale Adverbiale lehnt Brinker ab und schließt sich somit Glinz an (vgl. Brinker 1972, 171).

Das Glinzsche Grammatikmodell bringt dank seines Experimentiercharakters noch zwei Erkenntnisse, die Brinker in seinem Buch „Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse“ übernimmt: Die sprachimmanenten Proben erkennen zum einen das Attribut als ein sekundäres Element und nicht als ein selbständiges Satzglied an. Mithilfe der Weglassprobe kann zwischen dem Kern eines Ausdrucks und dem Attribut unterschieden werden (vgl. Brinker 1972, 148). Zum anderen wird das Prädikativum (die Glinzsche Grundgröße oder Artangabe) als ein eigenes Satzglied ermittelt (vgl. Brinker 1972, 113).

Die in diesem Kapitel beschriebenen deutlichen Übernahmen zeigen, dass das Grammatikmodell von Brinker zu den Modellen innerhalb der deutschsprachigen Linguistik gehört, die die Glinzsche experimentierend-operationale Grammatik in sehr weiten Teilen implementiert haben.

6.2.8. Fazit

Diese verschiedenen Erprobungsmöglichkeiten [die sprachimmanenten Proben von Glinz – MZG] gehören heute zum unentbehrlichen Rüstzeug synchroner Sprachbeschreibung (Gipper/Schwarz 1962, 661).

So schreiben Gipper/Schwarz über das in der „Inneren Form des Deutschen“ von Glinz aufgestellte experimentell-operationale System, zu dessen Herzstück solche Proben gehören wie die Verschiebeprobe, die Ersatzprobe, die Weglassprobe usw. Der immense Einfluss dieser Proben auf die deutschsprachige Linguistik, der überwiegend auf die Verbreitung durch „Die innere Form“ zurückgeht, konnte während der Recherchearbeit für die vorliegende Dissertation eindeutig bestätigt werden. Er lässt sich anhand reichlicher Belege über die Übernahmen der vereinzeltten Proben oder der gesamten Vorgehensweise schließen. Als eine sehr große Leistung des Glinzschen Systems wird immer wieder betont, dass seine „Satzgliedanalyse [zwar – MZG] im Prinzip die gleichen Ergebnisse erzielt wie mit der traditionellen Methode“ (Engelen 1986, 48), die Prozedur sei dabei aber anders – die Satzeinheiten werden in transparenten und wiederholbaren Vorgängen ermittelt, was eine eindeutige Stärke des Modells ist. Eine weitere Stärke ist seine Neutralität und die Tatsache, dass „die Operationen [...] Hinweise

für eine mögliche Kategorisierung [liefern], sie [...] diese Entscheidung aber nicht [determinieren]“ (Boettcher/Sitta 1972, 55).

Es sind vor allem die Glinzschen Proben, die in der Linguistik inzwischen so stark etabliert sind, dass sich manche Autoren eine gute Grammatik ohne ihre Anwendung nicht mehr vorstellen können, wie Gallmann/Sitta im folgenden Zitat zum Ausdruck bringen:

Die Grammatik soll operational begründet sein (das heißt, die bekannten linguistischen Operationen sollen eine wichtige Rolle spielen), so daß für einen Benutzer nicht nur das Verständnis, sondern auch die Überprüfung und womöglich sogar die Gewinnung von grammatischen Einsichten ermöglicht wird (Gallmann/Sitta 1992, 170).

Mit diesen „bekannten linguistischen Operationen“ sind die Glinzschen Proben gemeint, obwohl sie in zahlreichen Grammatiken und bei ebenso zahlreichen Autoren – allerdings ohne jegliche Quellenangabe – erscheinen. Der Grund dafür ist einfach: Diese Proben gehören in der Zwischenzeit zum Wissenskanon der Syntax. Dabei hat sich das Wissen über sie „verselbstständigt“ und das Band zu seinem Autor wurde – wie bei zahlreichen anderen Definitionen, Einteilungen usw. – durchtrennt, was das folgende abschließende Zitat auszeichnet wiedergibt:

Dieses operationale Verfahren [ist – MZG] in der Zwischenzeit weitgehend Gemeingut der Sprachwissenschaft, der Sprachdidaktik und schulischen Arbeitens in verschiedenen Bereichen geworden [...] (Sitta 1988, 101).

6.3. Übernahme der Satzglieder

Dass „der von Glinz konzipierte Satzgliedbegriff [...] weitgehend in die deutschen Gegenwartsgrammatiken Eingang gefunden [hat], vor allem in die Duden-Grammatik [...], z. T. auch in Erbens „Abriß“ [...], um nur die wichtigsten zu nennen“ (Brinker 1972, 114), konnte bereits im Kapitel 6.2. in aller Ausführlichkeit dargestellt werden. Nun wird der Einfluss von Glinz in Bezug auf die einzelnen Satzglieder beschrieben, vor allem in Hinblick auf die Übernahmen vor allem des Konzeptes für das Leitglied, Vorgangsgefüge und seine Bestandteile, Größen, Angaben, Fügteile u. a. Auch hier werden die Autoren, die die Glinzschen Ideen in ihre Grammatikmodelle implementiert haben, alphabetisch geordnet besprochen.

6.3.1. Leitglied und Vorgangsgefüge

6.3.1.1. Auflösung des traditionellen Prädikatsbegriffs

Die in der deutschsprachigen Linguistik meist verbreitete Auffassung über das Prädikat gibt seinen Umfang in Form eines Finitums und weiterer abhängiger Teile an, im Falle des Prädikats mit einem Kopulaverb gehört zum Prädikat die finite Verbform von „sein, werden“ u. a. sowie das Prädikativum bzw. Prädikatsnomen. Das Glinzsche Grammatikmodell löst allerdings diesen komplexen Prädikatsbegriff auf, dabei ist diese Haltung nicht neu. Laut Jellinek (Jellinek

1914, 118) geht bereits Johann Werner Meiner davon aus, dass die Adjektive als Prädikatswörter sich mit dem Kopulaverb verbinden. Dabei gilt es „als Prädikat, das aber unvollständig sei und die Ergänzung durch ein Adjektiv oder Substantiv notwendig habe“ (Jellinek 1914, 118). Dieser Ansicht folgt auch Johann Christoph Adelung, allerdings nennt er alle Prädikatswörter – auch prädikativ gebrauchte Adjektive – Adverb (vgl. Jellinek 1914, 118).

Ähnlich wie Meiner und Adelung geht auch Glinz vor, indem er im komplexen Prädikat der traditionellen Grammatik zwei autonome Elemente aussondert: Zum einen wird das Kopulaverb als „volles konjugiertes Verb gesehen“ (Huldi 1956, 128), das nun eigenständig ist und als Leitglied des Satzes fungiert, zum anderen gewinnt auch das zweite Element – die Glinzsche Gleichgröße – den Status eines selbständigen Satzgliedes. Durch diese Trennung wird „die sprachlich falsche Verkoppelung mit der Kopula gelöst“ (Huldi 1956, 128) und dank dem Terminus „Gleichgröße (zur Grundgröße)“ wird zum einen die inhaltliche Beziehung zwischen den beiden Größen betont, zum anderen aber auch ihre morphologische Form gekennzeichnet: Wenn die Gleichgröße der Grundgröße, also einer Größe im Nominativ, zugeordnet wird, muss sie auch im Nominativ stehen.

Die Popularität der „Inneren Form“ und der dort aufgestellten Thesen hatte auch zur Folge, „daß um 1960 [...] eine Reduktion im Begriffsumfang des Prädikats feststellbar ist, [was – MZG] [...] an der exemplarischen Wirkung von Hans Glinz [liegt]“ (Homberger 1993, 89).

Die Auflösung des traditionellen Begriffs „Prädikat“, indem gezeigt wurde, dass [zum einen – MZG] die sog. „Kopula“ ein satzkonstituierendes Verb ist wie jedes andere und dass das „Prädikativ“ im Nominativ zu den fallbestimmten Satzgliedern zu stellen ist wie das Subjekt und die Objekte (Glinz 1999, 236).

[Zum anderen – MZG] die Auflösung des traditionellen deutschen Prädikatsbegriffs (in die verbalen Teile, d. h. das Finitum, die Infinitformen und den Verbzusatz, dazu ggf. ein Gleichsetzungsnominativ und ggf. ein satzgliedbildendes unflektiertes Adjektiv mit besonderem Bezug auf das Subjekt oder Objekt) (Glinz 1973, 5)

fanden zahlreiche Nachahmer, die nun dargestellt werden.

Agricola (Agricola u. a. 1970) begrüßt die Auflösung des alten Prädikatsbegriffs und die Aufstellung eines neuen Prädikats, zu dessen Umfang nur die verbalen (finit und infinit) Elemente und die Verbzusätze gehören. Sowohl das Kopulaverb als auch das Prädikativum fungieren dabei als selbständige Elemente. „So farblos die kopulativen Verben in semantischer Hinsicht auch sein mögen, so haben sie doch den gleichen grammatischen Rang und erheben gleiche Platzansprüche im Satz wie Vollverben“ (Agricola 1970, 919). Das Prädikativum der traditionellen Grammatik wird je nach seiner Form entweder als Gleichgröße den Größen zugeordnet (falls nominal) oder den Angaben (falls adjektivisch) (vgl. Agricola u. a. 1970, 919). Der Einfluss von Glinz ist sehr wahrscheinlich aufgrund der bereits vorgenommenen zahlreichen weiteren Übernahmen aus der „Inneren Form“. Auch das von Agricola dargestellte Konzept der Auflösung des komplexen Prädikats und Betrachtung der einzelnen Elemente als

selbständige Einheiten ähneln der Glinzschen Auffassung und darüber hinaus erfolgt ihre Beschreibung teilweise mithilfe der für „Die innere Form“ charakteristischer Terminologie.

Auch Eisenberg (Eisenberg 1986) erhebt das Kopulaverb in der finiten Form zum Status eines strukturellen Satzentrums, das Prädikativ wird als ein eigenes Satzglied als eine der Ergänzungen der Kopula betrachtet. Inwiefern diese Sichtweise von Glinz beeinflusst ist, ist unklar. Möglich ist aber der Einfluss aufgrund folgender Tatsache: Eisenberg verwendet diese Auffassung in einigen Werken – genannt sei z. B. die bereits kurz angesprochene „Werkstatt Grammatik“ von Eisenberg/Menzel (Eisenberg/Menzel 1995), in der die Glinzschen Proben zur Anwendung kommen. Da die Trennung der Gleichgröße, d. h. des Prädikativums der traditionellen Grammatik, ebenfalls anhand von Proben ermittelt wird, ist naheliegend, dass auch das Konzept der Auflösung des Prädikatsbegriffs bei Eisenberg auf Glinz zurückzuführen ist.

Die Auflösung des Prädikats findet auch bei Erben (Erben 1958) statt (vgl. Helbig 1965, 14) und kann durchaus unter dem Einfluss von Glinz stehen. Die Konzeption des Satzglieds bei Erben lässt sich nämlich auf Glinz zurückführen (vgl. Helbig 1978, 80) – Erben ermittelt seine Satzglieder anhand der Glinzschen Verschiebeprobe und kommt somit zu einer Reihe von Satzgliedern, die durch „Die innere Form“ inspiriert sind. Selbst Glinz gibt an, er habe die Beschreibung von Satzgliedern bei Erben beeinflusst (vgl. Glinz 1973, 5).

Die Folgen der Auflösung des traditionellen Prädikatsbegriffs bei Glinz und ihr Einfluss auf weitere Autoren werden auch in weiteren Kapiteln deutlich, die sich mit solchen Elementen wie dem Leitglied und der Gleichgröße auseinandersetzen.

6.3.1.2. Übernahme des Leitglieds

Laut Agricola (Agricola u. a. 1970) gilt das Leitglied als Zentrum des Satzes aus mehreren Gründen: Es hat einen bestimmten Platz im Satz und spricht Platzforderungen an andere Satzglieder aus. Des Weiteren bestimmt es die Grundmuster des Satzbaus sowie steuert seinen kompletten Aufbau und Ablauf (vgl. Agricola u. a. 1970, 910). Der Einfluss von Glinz bei Agricola ist eindeutig vorhanden, da Agricola den Glinzschen Terminus „Leitglied“ verwendet.

Die Glinzsche Auffassung über das Leitglied erscheint bei Brinker (Brinker 1971) im Buch „Das Passiv im heutigen Deutsch“ im Kontext der Untersuchung der Distribution des Platzhalters „es“. Von der Satztopologie her steht es nur an der ersten Stelle, wenn das Leitglied die zweite bekleidet. Steht an dieser Stelle ein anderes Element oder das Leitglied, verschwindet dieser Platzhalter (vgl. Brinker 1971, 36). Der Einfluss von Glinz kann auch hier aufgrund der Verwendung der für ihn charakteristischen Terminologie als sicher angesehen werden.

Conrad (Conrad 1975) definiert in seinem „Kleinen Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ das Leitglied als das Finitum, das entweder als selbständiges Satzglied vorkommt oder als Teil eines Vorgangsgefüges fungiert (vgl. Conrad 1975, 155). Dabei stützt sich Conrad auf „Die innere Form“ von Glinz, die er in seinem Lexikoneintrag explizit nennt.

Auch in der polnischen Germanistik hat „Die innere Form“ ihre Spuren hinterlassen. Bei Darski (Darski 2010) findet man eine Beschreibung des Leitglieds, die der Glinzschen sowohl in seinem Umfang als auch in der Rolle gleicht. Laut Darski gilt es als „das wichtigste Äußerungsglied“, das „eine führende Rolle“ für den Satzbau sowohl in einfachen als auch in komplexen Äußerungen spielt (vgl. Darski 2010, 334f.). Da in der „Deutschen Grammatik. Ein völlig neuer Ansatz“ der Terminus „Leitglied“ verwendet wird, der mit dem Namen von Glinz verknüpft ist, kann man seinen Einfluss als gesichert ansehen.

Die Auffassung des Prädikats bei Engelen (Engelen 1986) entspricht laut Homberger

im großen und ganzen der Abgrenzung des Prädikats bei Hans Glinz [...]. Engelen sieht allerdings die großen Probleme bei der Unterscheidung der Verbzusätze von anderen Teilen, die zwar eng zum Verb zu gehören scheinen, dennoch aber als selbständige Satzglieder zu werten sind. So gilt „*hinauf*“ in der Zusammensetzung „*hinauflaufen*“ nicht als Verbzusatz, sondern als selbständiges Satzglied [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Homberger 1993, 120).

Das Finitum fungiert bei Engelen als Leitglied (Engelen verwendet diesen Begriff allerdings nicht), wobei es nicht zu den Satzgliedern gezählt wird. Der Grund liegt in der Wichtigkeit des Finitums für die gesamte Satzstruktur: Verändert das Finitum seine Position, führt dies zur Veränderung der Satzart (vgl. Engelen 1986, 34). Nur die restlichen Elemente gelten als Satzglieder, wenn sie vor dem Finitum stehen können (vgl. Engelen 1986, 39). Der Einfluss von Glinz auf Engelen ist laut Homberger vorhanden.

Erben (Erben 1972) geht eindeutig von der Glinzschen Auffassung über das Leitglied aus, indem er sagt, dass bei analytischen Verbformen die Hilfsverben als syntaktische Leitglieder gelten, da sie jegliche grammatischen Informationen wie Person, Numerus, Tempus etc. tragen (vgl. Erben 1972, 121). Da Erben in seiner „Deutschen Grammatik. Ein Abriß“ den Terminus „Leitglied“ verwendet, ist der Einfluss von Glinz auf seine Auffassung des Prädikats eindeutig vorhanden.

Flämig (Flämig 1991) geht davon aus, dass das finite Verb – das Leitglied – „als das grammatisch wichtigste Glied des Satzes zu betrachten“ ist, da „[...] es wesentlich dessen Bau [beeinflusst]“ (Flämig 1991, 362). Der Einfluss von Glinz ist hier ebenfalls aufgrund der Verwendung des Begriffs „Leitglied“ und der Auffassung, als Leitglied gelte die finite Verbform, gegeben.

Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1981) folgen in ihren „Grundzügen einer deutschen Grammatik“ der Glinzschen Auffassung über das Leitglied als das grammatische Zentrum des Satzes. Das Finitum fungiert nach Heidolph/Flämig als eine Morphemstruktur, die aus dem

„Basismorphem als Träger des lexikalisch-begrifflichen Kerns“ und den Konjugationsmorphemen besteht. Dem Leitglied kommt eine Sonderstellung im Satz zu: Es bekleidet drei bestimmte Positionen innerhalb eines Satzes (Glinz beschreibt drei Stellungsmöglichkeiten des Leitglieds und die damit verbundene Satzform) und es ist für die strukturelle Satzkonstitution zuständig, die es zusammen mit Nominalgruppen als Grundgröße und ggf. Folgegrößen vornimmt (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 500; vgl. auch Homberger 1993, 108). Der Einfluss von Glinz ist eindeutig, da das in den „Grundzügen“ genannte Leitglied mit dem Namen von Glinz verbunden ist.

Die bereits mehrmals angesprochene außerordentliche Rolle des Leitglieds für die Satzgestaltung betont auch Moskalskaja (Moskalskaja 1975) und nimmt dabei Bezug auf den Glinzschen Terminus (vgl. Moskalskaja 1975, 239). Das Leitglied ist dabei das Finitum und bildet allein oder in Verbindung z. B. mit Prädikatsnomen das Prädikat eines Satzes, über dessen Struktur es dank seiner satzbildenden Eigenschaften entscheidet (vgl. Moskalskaja 1975, 55). Der Bezug auf Glinz ist bei Moskalskaja sehr klar, da er über den Terminus sowie über die Nennung von Glinz selbst erfolgt.

6.3.1.3. Übernahme des Konzeptes über die Selbständigkeit des Prädikativums und des Kopulaverbs als Leitglied

In der „Inneren Form“ löst Glinz das komplexe Prädikat der traditionellen Grammatik auf und erkennt dem Kopulaverb und dem Prädikativum jeweils den selbständigen Status zu. So wie zahlreiche Linguisten folgt auch Grebe dieser Auffassung, indem er das traditionelle Prädikativum in zwei Gruppen je nach ihren morphosyntaktischen Eigenschaften einteilt. Er übernimmt sowohl die Glinzsche Gleichgröße als auch die Artangabe und nennt sie dementsprechend „Gleichsetzungsnominativ“ und „Artergänzung“ (vgl. Engel/Schumacher 1978, 72; vgl. auch Homberger 1993, 144). Dabei fungieren der Gleichsetzungsnominativ und die Artergänzung nicht als Teile des Prädikats (vgl. Gulyga 1978, 58).

Das Konzept des Prädikativs ist bei Grimm (Grimm 1972) an Glinz angelehnt: Es erscheint als „ein gleichberechtigtes Satzglied, denn es kann im Satz um die strukturelle Achse herum bewegt werden“ (Grimm 1972, 43), das mithilfe der Verschiebeprobe ermittelt wird. Das Prädikativ hat zwei Formen und kann, je nach Finitum, sich auf das Subjekt beziehen (als ein Subjektsprädikativ) oder auf das Objekt (als ein Objektsprädikativ) (vgl. Grimm 1972, 47). Aufgrund der Nennung von Glinz im Artikel „Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik“ von Grimm ist sein Einfluss auf die Auffassung und Einteilung des Prädikativs eindeutig, auch wenn dieses Element bei Grimm einen anderen Namen trägt.

Der Einfluss von Glinz bei Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972 und spätere Auflagen) auf die Aufstellung des Prädikativs ist schwierig nachzuweisen, obwohl durchaus möglich. Helbig/Buscha bedienen sich der Verschiebe- und Ersatzprobe, um Stellungsglieder als verschiebbare und ersetzbare Einheiten nachzuweisen. Dass sie dabei auf die Glinzschen Proben zurückgreifen, berichten zahlreiche Autoren, genannt seien an dieser Stelle Darski (Darski 2010, 327), Homberger (Homberger 1993, 12) und Piitulainen (Piitulainen 1980, 240). Auch das Subjektsprädikativum (die Glinzsche Gleichgröße) lässt „sich durch die Permutierbarkeit und die Abhängigkeitsstruktur als selbständiges Satzglied“ (Helbig/Buscha 1984, 539) nachweisen, was an die Glinzsche Methode erinnert. Anders ist aber die Platzierung des Subjektsprädikativums innerhalb des Systems der Satzglieder: Während Glinz von einem Element ausgeht, das nicht als ein Teil des Vorgangsgefüges fungiert, fassen es Helbig/Buscha als einen nicht-finiten und nicht-verbalen Teil des Prädikats auf (vgl. Helbig/Buscha 1984, 539). Der Einfluss von Glinz im Bereich des Prädikativums ist also eingeschränkt möglich in der Ermittlung dieses Elements und der Zuschreibung eines selbständigen Charakters.

Auch Helbig/Schenkel (Helbig/Schenkel 1973) folgen der Ansicht von Glinz, indem sie die Artangabe – das adjektivische Prädikativum der traditionellen Grammatik – als ein selbständiges Satzglied ansehen. Den Grund sehen sie in den Ergebnissen der Verschiebe- und der Ersatzprobe, sodass dieses Element – im Gegenteil zu den infiniten Verbformen – nicht zum Vorgangsgefüge gehört (vgl. Brinker 1977, 106f.). Der Einfluss von Glinz ist bei Helbig/Schenkel sehr gut sichtbar, da sie zu ihrer Folgerung über die Selbständigkeit der Artangabe „unter Hinweis auf die Glinzschen Permutations- und Substitutionsoperationen“ (Brinker 1977, 107) kommen.

Anhand der Glinzschen Auffassung, das adjektivische Prädikativum aufgrund seiner Verschiebbarkeit als ein selbständiges Satzglied, aber auch zugleich als ein Teil des Prädikats anzusehen, kommt bei Heringer eine wichtige Frage auf, die eine andere Ansicht auf das Prädikativum darstellt:

Die Meinung, daß die prädikativen Adjektive nicht Teile des Prädikats seien, weil Adjektiv und finites Verb im Satz nicht immer zusammenstehen müssen, räumt der Wortstellung eine zu große Beweiskraft ein. Sie berücksichtigt nicht einmal, daß es auch diskontinuierliche Syntagmen geben kann. Eine Entscheidung darüber, ob die prädikativen Adjektive Teile des Prädikats seien oder nicht, verlangt von uns, verschiedene Konsequenzen zu erwägen (Heringer 1970, 170).

Der bedeutende Einfluss von Glinz auf Heringer ist insoweit erkennbar, als dass Heringer die Glinzschen Ergebnisse und deren Folgen einer Diskussion unterzieht.

Auch für Jung (Jung 1966) gilt „die prädikative Ergänzung [als – MZG] ein notwendiges, aber selbständiges Satzglied“ (Jung 1966, 36) und zwar aus folgenden Gründen: „Es ist verschiebbar, es kann am Anfang des Satzes stehen, und es kann als Gliedsatz erscheinen“ (Jung 1966, 41). Dabei fungieren „die kopulativen Verben [als – MZG] Vollverben“, da sie „den

Satz gründen und den Satzbaugesetzen folgen“ (Jung 1966, 36). Helbig/Schenkel bestätigen den Einfluss von Glinz auf die Auffassung des Prädikativums bei Jung, beteuern aber auch die gleichzeitige Zuwendung von Jung zur traditionellen Grammatik, da dieser von einer Satzgründung durch Subjekt und Prädikat ausgeht (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 19; vgl. auch Gulyga 1978, 58).

Bei Moskalskaja (Moskalskaja 1975) konnte man bereits einige Einflüsse des Glinzschen Grammatikmodells beobachten. Eine weitere Übernahme betrifft das Konzept des Prädikativums, das bei Moskalskaja unter dem Begriff des Gleichsetzungsnominativs aufgeführt wird. Des Weiteren wird ihm der Rang eines eigenen Satzgliedtes zugesprochen, was Schmidt (vgl. Schmidt 1973, 135) als einen klaren Einfluss von Glinz wertet.

Auch Schmidt (Schmidt 1973) erkennt in seinen „Grundfragen der deutschen Grammatik. Eine Einführung in die funktionale Sprachlehre“ den neuartigen Charakter der Glinzschen Gleichgröße. Er berichtet von der Auflösung des Prädikats der traditionellen Grammatik, die zwei Folgen hat: Zum einen fungiert die Gleichgröße bzw. der Prädikatsnominativ als ein neues Satzglied, zum anderen wird dem Kopulaverb die Vollwertigkeit des Leitglieds und somit des strukturellen Satzentrums zugeschrieben (vgl. Schmidt 1973, 253). Der Einfluss von Glinz auf Schmidt ist insofern sicher, als dass dieser einen direkten Bezug auf Glinz nimmt.

6.3.1.4. Übernahme des Glinzschen Vorgangsgefüges und seiner Bestandteile

„Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ von Conrad (Conrad 1975) nennt als die einzige gefundene Quelle in der bearbeiteten Sekundärliteratur den Begriff des Verbzusatzes bzw. des Vorgangszusatzes als den nominalen Teil eines trennbaren Verbs, der in Kern- und Stirnsätzen am Ende eines Satzes steht. Der Einfluss von Glinz ist insoweit belegt, als dass Conrad den Namen von Glinz als Urheber beider Begriffe nennt (vgl. Conrad 1975, 288).

Die einzelnen Bestandteile des Vorgangsgefüges lassen sich in der „Deutschen Grammatik. Ein völlig neuer Ansatz“ von Darski (Darski 2010) erkennen, allerdings führt er kein gemeinsames Gefüge auf, sondern nur getrennte Elemente. Neben dem Äußerungsglied 2, was eine andere Bezeichnung für das Glinzsche Leitglied ist, nennt Darski auch das Äußerungsglied 3 – das potenzielle Leitglied. Es ist ein infinites Element, das bei der Umformung des Satzes potenziell auch in der Rolle des Finitums auftreten kann oder als ein Finitum in anderen Sätzen. Laut Darski ist dieses Element das zweitwichtigste Äußerungsglied (vgl. Darski 2010, 335). Als ein weiteres Element wird das Äußerungsglied 4 (das Leitmodifikator) aufgeführt. Es handelt sich um Einheiten, die das Leitglied modifizieren wie nichtverbale Teile von Funktionsverbgefügen oder Partikeln der trennbaren Verben (vgl. Darski 2010, 335). Die Anlehnung an Glinz ist auf jeden Fall möglich, zumal Darski schon das Konzept des Leitglieds von Glinz

übernommen hat und die Termini, die andere Prädikatsteile beschreiben, eine wortbildungsmäßige Nähe zum Begriff des Leitglieds aufweisen.

Erben übernimmt in sehr eindeutiger Weise in seiner „Deutschen Grammatik“ von 1968 das Konzept des Vorgangsgefüges und seiner Bestandteile, indem er schreibt: „Vor allem ist hier die Fügung eines finiten Verbs mit einer syntaktisch abhängigen infiniten Form zu nennen, also ein >Vorgangsgefüge< aus Leitglied (finite Verbform) und Anglied (infinite Form)“ (Erben 1968, 130f.). Erben nennt das Vorgangsgefüge ein „charakteristische[s] Strukturelement des deutschen Satzes“ (Erben 1968, 131) sowie zählt einige Elemente auf, die als das Leitglied und das Anglied fungieren können. Die Übernahme der Glinzschen Idee über das Vorgangsgefüge ist dokumentiert durch eine Fußnote, die auf „Die innere Form“ verweist; auch die Verwendung der Termini zeigt eine starke Anlehnung an das Glinzsche Konzept.

6.3.2. Größen und ihre Übernahmen

Die Größen gehören zu den wichtigsten Satzelementen, die Glinz in seiner „Inneren Form des Deutschen“ als Satzglieder ermittelt. Dabei stammt der Terminus „Größe“ für die Beschreibung von fallbestimmten Satzgliedern nicht von Glinz selbst, sondern gilt als Anregung aus der Syntax Behaghels (vgl. Glinz 1965, 53).

Die Größen übernehmen die Rolle des Subjekts, der Objekte, der Attribute und der Adverbialbestimmungen der traditionellen Grammatik. Von ihrer Bedeutung her beziehen sie sich auf „Wesen, Dinge oder Abstraktionen, aber auch Vorgänge und Zustände, Eigenschaften, Beziehungen und Umstände“ (Agricola 1970, 919). Laut Agricola hängt der gesamte Satzbau vom Verb ab – es entscheidet über die Art und Anzahl der abhängigen Elemente, wobei die Größen am häufigsten am durch das Verb ausgedrückten Geschehen teilnehmen (vgl. Agricola 1970, 871). Agricola bezeichnet die Größen in obliquen Kasus als Objektkasus, bei Glinz findet man die Bezeichnung „Folgegrößen“ für die vom Verb regierten Größen im Akkusativ, Dativ und Genitiv (vgl. Agricola 1970, 921).

Bereits dieses kurze Zitat zeigt, dass sich die Glinzschen Benennungen der einzelnen Größen verbreitet und somit die zeitgenössische Sprachwissenschaft beeinflusst haben:

Durch HANS GLINZ sind verschiedene deutsche Bezeichnungen in der Satzgliedlehre üblich geworden: Alle kasusbestimmten Ergänzungsbestimmungen zum Verb, einschließlich des Subjekts, also alle Satzglieder, heißen Größen, und zwar ist das Subjekt Grundgröße, das Akkusativobjekt Zielgröße, das Dativobjekt Zuwendgröße, das Genitivobjekt Anteilgröße [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Jung 1966, 12).

Nun wird der Einfluss der Glinzschen „Inneren Form“ in Bezug auf die Übernahme der einzelnen Größen durch deutsche Linguisten in gewohnter alphabetischer Reihenfolge beschrieben.

6.3.2.1. Grundgröße

Agricola gehört mit seiner „Deutschen Sprache“ von 1970 zu den Autoren, die am stärksten das Glinzsche Grammatikmodell rezipiert haben und zu denen, die Beschreibungen grammatischer Phänomene mit Verwendung seiner Terminologie vornehmen. Auch die Beschreibung der Grundgröße bei Agricola ist an „Die innere Form“ von Glinz sehr stark angelehnt. Agricola beschreibt die Grundgröße als einen „Ansatz- oder Ausgangspunkt des verbalen Geschehens“, dessen semantische Funktion „in der Bezeichnung des Handlungs-, des Vorgangs- oder des Zustandsträgers“ (Agricola 1970, 920) besteht. Zu den grammatischen Merkmalen der Grundgröße zählt ihre Kongruenzbeziehung zum Leitglied in Person und Numerus (vgl. Agricola 1970, 840). Bei der Grundgröße handelt es sich um ein Substantiv oder Pronomen bzw. einen Infinitiv, eine infinite Gruppe oder einen Gliedsatz der traditionellen Grammatik, der im Nominativ steht und in Verbindung mit fast allen Verben auftreten kann – ein Merkmal, das für weitere Größen nicht gilt und die Sonderstellung der Grundgröße unterstreicht (vgl. Agricola 1970, 887 und 920). Der Einfluss von Glinz auf Agricola ist eindeutig.

Brinker (Brinker 1971) verwendet den Begriff „Grundgröße“ in seinem Buch „Das Passiv im heutigen Deutsch“ bei der Analyse der Stellung des Platzhalters „es“ in einem deutschen Satz. Er beschreibt dieses Element als bedingt weglassbar im Unterschied zur gleichlautenden Grundgröße „es“, die auch bei Satzumlagerungen nicht getilgt werden kann. Bei dieser Analyse nimmt Brinker Bezug auf „Die innere Form“, verwendet dabei auch weitere Termini aus diesem Werk und verdeutlicht somit den Einfluss von Glinz auf sein Grammatikmodell (vgl. Brinker 1971, 36).

Der Begriff der Grundgröße erscheint auch bei Jung (Jung 1966), der dieses Satzglied in Verbindung mit der Wortart setzt, die in dieser Rolle im Satz auftreten kann. Laut Jung sind Substantive bzw. Dingwörter dafür prädestiniert, als Grundgröße bzw. Subjekt eines Satzes aufzutreten (vgl. Jung 1966, 171). Der Einfluss von Glinz ist bei Jung auf jeden Fall vorhanden, zum einen aufgrund der Verwendung des Glinzschen Begriffes, zum anderen durch eine Bemerkung am Anfang des Buches über Glinz, der zahlreiche deutsche Bezeichnungen für Satzglieder in die moderne Sprachwissenschaft eingeführt hat (vgl. Jung 1966, 12).

In ihrer „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ nimmt Moskalskaja (Moskalskaja 1975) zahlreiche Bezüge auf Glinz, ohne ihre eigene Theorie aufzubauen, deswegen ist die Glinzsche „Innere Form“ eines der Werke, die von Moskalskaja an zahlreichen Stellen zitiert wird. Auch der Terminus „Grundgröße“ wird im Laufe der Beschreibung der Gleichgröße verwendet (vgl. Moskalskaja 1975, 261). Der Einfluss von Glinz ist eindeutig durch Bezüge auf „Die innere Form“ und terminologische Übernahmen gegeben.

Auch bei Pfleiderer erscheint der Terminus „Grundgröße“. Laut Agricola (Agricola 1970) werden dort die Typen der Gliedstellung teilweise mithilfe der Glinzschen Begriffe erläutert –

anstatt des Subjekts der traditionellen Grammatik ist die Grundgröße die erste Ergänzung des Verbs (vgl. Agricola 1970, 934). Der Einfluss von Glinz ist durch eine eindeutige Übernahme des Begriffs gesichert.

Saltveit (Saltveit 1968) übt in seinem Aufsatz „Akkusativ und Dativ in ihren Beziehungen zum Verb“ starke Kritik an den Glinzschen Benennungen „Zuwendgröße“ und „Zielgröße“ für Dativ- und Akkusativobjekt. Dabei geht er davon aus, dass diese Termini „Inhaltsbezeichnungen zweiten Grades“ sind und „[...] die Wortbedeutungen des Verbs und des jeweiligen „Objekts“ voraus [setzen]“ (Saltveit 1968, 251f.). Saltveit sieht den Terminus „Zuwendgröße“ zur Beschreibung des Dativobjekts in solchen Sätzen wie „Kehrst du mir den Rücken?“, da sich seiner Meinung nach diese Bezeichnung mit der Wortsemantik des Leitglieds nicht verträgt (vgl. Saltveit 1968, 252). Trotzdem bedient er sich des Terminus „Größe“ durchgehend im gesamten Aufsatz – bei ihm taucht die Größe in folgenden Kontexten auf: Größe, Akkusativgröße, Kasusgröße, adverbiale Größe, Dativgröße sowie die Grundgröße. Der Einfluss von Glinz ist durch die zitierte „Innere Form“ sowie durch die Übernahme der Begrifflichkeiten eindeutig.

6.3.2.2. Anteilgröße

Die am ausführlichsten in der Sekundärliteratur beschriebene Übernahme des Terminus „Anteilgröße“ betrifft das Werk „Die deutsche Sprache“ von Agricola (Agricola 1970). Dabei führt Agricola zwei Termini auf: Objektsgenitiv und Anteilgröße. Dabei spielt der Objektsgenitiv alltagssprachlich eine geringe Rolle und wird überwiegend in erstarrten Restformen verwendet (vgl. Agricola 1970, 920f.). Die Bezeichnung „Objektsgenitiv“ im verbalen Kontext lässt vermuten, dass Agricola Objekte im Genitiv als Objektsgenitiv bezeichnet und alle anderen Größen in diesem Kasus als Anteilgröße. Die Anteilgrößen spiegeln nämlich die „grammatische Beziehung Teilhabe, Anteil“ wider und gelten als sprachliche Einheiten, „die an einem Geschehen oder an einer anderen Größe“ teilhaben und in ihrer „attributiven Grundfunktion adnominal zu anderen Größen“ (Agricola 1970, 878f.) treten. Auch hier lässt sich der Einfluss von Glinz nicht bestreiten.

Des Weiteren gibt Helbig im Artikel „Glinz` Weg zur strukturellen Beschreibung zur inhaltsbezogenen Grammatik“ von 1964 an, der Begriff „Anteilgröße“ erscheine auch bei Erben, obwohl er nicht weiter spezifiziert, um welches Werk es sich dabei handelt (vgl. Helbig 1964, 9f.).

Der Terminus „Anteilgröße“ kommt auch bei Fenske in ihrem Aufsatz „Zur Codierung von Satzbauplänen“ (Fenske 1971), in dem unterschiedliche Satzbaupläne des Deutschen mit Verwendung Glinzscher Begriffe beschrieben werden. Die Anteilgröße wird dabei parallel zum

Terminus „Objektsgenitiv“ verwendet. Sätze mit diesem Element, deren Satzbauplan die Bezeichnung „020“ trägt, sind laut Fenske selten (vgl. Fenske 1971, 40). Der Einfluss von Glinz ist sehr eindeutig, zwar zitiert Fenske „Den deutschen Satz“ von Glinz, nichtsdestotrotz kommt der Terminus „Anteilgröße“ zum ersten Mal in der „Inneren Form“, deren Einfluss als gesichert angesehen werden kann.

6.3.2.3. Zuwendgröße

Bei Agricola (Agricola 1970) erscheinen neben dem Glinzschen Terminus „Zuwendgröße“ auch die Begriffe „Objektsdativ“ und „Bezugsgröße“, um auf eine Größe im Dativ zu referieren. In Hinsicht auf die Beschreibung der Zuwendgröße folgt Agricola der Beschreibung von Glinz und bezieht sich überwiegend auf semantische Merkmale dieser Größe. Sie ist an dem durch das Verb ausgedrückten Geschehen beteiligt, aber nur mittelbar, da die Handlung nicht primär auf diese Größe ausgerichtet ist (vgl. Agricola 1970, 880 und 921). Auch der Name der Zuwendgröße spiegelt die Beziehung zwischen ihr und dem Verb, von dem sie abhängt, wider: Es ist „eine Größe, auf die sich das Geschehen nur ganz allgemein bezieht, der es sich zuwendet, ohne sie unmittelbar zu treffen“ (Agricola 1970, 878). Der Einfluss von Glinz ist durch die terminologische und inhaltliche Übernahme des Konzeptes der „Zuwendgröße“ eindeutig.

Eine Übernahme der Zuwendgröße kann auch bei Erben (Erben 1958 und 1968) beobachtet werden. Eine im Dativ stehende Größe gibt lediglich eine Bezugsrichtung oder mittelbar betroffene Beteiligte einer im Verb ausgedrückten Handlung an (vgl. Erben 1968, 91). Es sind vor allem die „Verben des Sich-Zuwendens, Zuneigens, Zustrebens sowie des Zusagens, Zukommens, Zuteilwerdens oder Zuteilens, Zufügens, Mitteilens, Nehmens“ (Erben 1958, 87), die eine „in Mitleidenschaft gezogene Größe“ (Erben 1958, 95) im Dativ zu sich nehmen. Dieser Glinzsche Begriff erscheint in den frühen Werken von Erben von 1958 („Abriß der deutschen Grammatik“), aber auch in der späteren Auflage von 1968 sowie in der überarbeiteten Version von 1972, die den Titel „Deutsche Grammatik. Ein Abriß“ trägt. Der Einfluss von Glinz auf das Konzept der Zuwendgröße bei Erben ist aufgrund eindeutiger Verweise gesichert (vgl. auch Helbig 1964, 9f.).

Bei Eroms (Eroms 2000) erscheint die Zuwendgröße im Kontext der Untersuchung der Verbalenz. Laut Eroms verfügen höherwertige Verben wie „anbieten“ oder „schenken“ neben einer Leerstelle für eine Akkusativergänzung auch über eine Leerstelle für eine Dativergänzung. Um auf dieses Element zu referieren, verwendet Eroms den Terminus „Experienter“ und den Glinzschen Begriff „Zuwendgröße“ (vgl. Eroms 2000, 417). Der Einfluss von Glinz kann hier

als sicher betrachtet werden, da der von Eroms verwendete Terminus eindeutig von Glinz stammt.

Der Terminus „Zuwendgröße“ wird auch von Fenske in ihrem Aufsatz „Zur Codierung von Satzbauplänen“ (Fenske 1971) verwendet. Fenske beschreibt den Satzbauplan mit der Kennzeichnung „030“, der ausschließlich Objekt-dative bzw. Zuwendgrößen beinhaltet, aber keine weiteren Elemente im Dativ wie Pertinenzdativ oder den freien Dativ (vgl. Fenske 1971, 40). Der Einfluss von Glinz ist sehr eindeutig, zwar zitiert Fenske „Den deutschen Satz“ von Glinz, nichtsdestotrotz kommt der Terminus „Zuwendgröße“ zum ersten Mal in der „Inneren Form“, deren Einfluss als gesichert angesehen werden kann.

Der Begriff „Zuwendgröße“ findet auch in der „Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge“ von Walter Flämig (Flämig 1991) Anwendung und zwar zur Beschreibung des Dativobjekts. Auch Flämig folgt dem Glinzschen Gedanken über die Bedeutung der Zuwendgröße und beschreibt sie als eine „Bezugsgröße, die vom Verbalgeschehen nicht unmittelbar betroffen ist, [und – MZG] [...] in erster Linie für die Funktion des Dativobjekts als zweites Objekt neben dem Akkusativobjekt [gilt]“ (Flämig 1991, 143). Der Einfluss von Glinz auf die Auffassung Flämigs ist zum einen aufgrund der Verwendung seiner Termini naheliegend, zum anderen übernahm Flämig bereits die Methodik zur Ermittlung von Satzgliedern sowie das Konzept des Leitglieds als zentrales Element eines Satzes.

In seiner „Grammatik der deutschen Sprache“ von 1966 verwendet Jung (Jung 1966) den Terminus „Zuwendgröße“ im Glinzschen Sinne. Laut Jung tritt diese Größe bei Verben auf, „die ein persönliches Verhalten, ein Zuwenden zu jemand oder etwas bezeichnen“ (Jung 1966, 52), aber nicht das direkt von der Handlung betroffene Element bezeichnen. Es handelt sich um solche Verben wie „schenken“, wo eine Größe als Patiens der Tätigkeit, die andere als Benefizient fungiert. Der Einfluss von Glinz ist eindeutig, weil Jung ihn im Zusammenhang mit der Zuwendgröße namentlich nennt.

Laut Polenz (Polenz 1969) übernimmt auch Weisgerber den Glinzschen Begriff „Zuwendgröße“, die im Satzbauplan vieler Verben mit dem Bedeutungsmerkmal der Zuwendung verankert ist. Wie Polenz berichtet, wurde der Terminus „Zuwendgröße“ bzw. „zuwenden“ in der inhaltsbezogenen Grammatik gerne verwendet und geht „auf die generalisierende semantische Festlegung der Kasus in H. Glinz` cursorischer Kategorisierung zurück: 'Zuwendgröße für das Glied im Dativ' (Innere Form..., S. 165), 'Größe ... der sich etwas zuwendet' (ebda., S. 163)“ (Polenz 1969, 157). Allerdings äußerte Weisgerber einige Bedenken in Hinsicht auf ein terminologisches Problem, was mit der Semantik des Begriffs „Zuwendgröße“ zu tun hat: „Es fällt sehr schwer, an Vorgangsarten wie ‚betätigen‘ und ‚zuwenden‘ zu denken bei der *jemandem ins Gesicht scheinenden Sonne*, der *jemandem auf die Nerven gehenden Unruhe* oder den *jemandem in den Sinn kommenden vergangenen Zeiten*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG]

(Polenz 1969, 157). Wie bereits oben erwähnt, verwendete die inhaltsbezogene Grammatik und Weisgerber selbst den Glinzschen Terminus, wodurch sein Einfluss als sicher gilt.

6.3.2.4. Zielgröße

Das Konzept der Zielgröße erscheint bei Agricola (Agricola 1970) vor allem mit denselben inhaltlichen Schwerpunkten wie bei Glinz in der „Inneren Form“. Bei der Zielgröße handelt es sich um eine Größe im Akkusativ, die „Richtung und Ziel des Verbalgeschehens“ verkörpert und „zwar als die unmittelbar von der Verbalhandlung betroffene Größe“ (Agricola 1970, 878) bzw. als „eine Größe, die von der Handlung erfaßt und unter Umständen verändert wird“ (Agricola 1970, 880). Die Zielgröße gilt als die häufigste Objektbeziehung mit der besonders engen Beziehung zum Verb und spielt auch beim Passiv eine bedeutende Rolle: Bei Passivtransformationen gilt nämlich, dass die Zielgröße zur Grundgröße eines Satzes wird und somit diejenige Größe darstellt, die als die von der verbalen Handlung betroffene Größe fungiert (vgl. Agricola 1970, 864 und 878). Der Einfluss von Glinz ist bei Agricola sehr eindeutig, da sein Name im Text genannt wird.

Auch Erben verwendet den Terminus „Zielgröße“ in der Bedeutung, die in der „Inneren Form“ vorliegt: Von der Zielgröße spricht man, wenn man ein Substantiv im Akkusativ meint, das „neben einem »transitiven« [...] Verb als Bezeichnung des – vom Vorgang betroffenen (affizierten) oder geschaffenen (effizierten) Objekts“ (Erben 1968, 90; vgl. auch Erben 1958, 85) steht. Die Zielgröße ist somit das *Patiens* (vgl. Erben 1958, 168). Der Glinzsche Begriff erscheint in den frühen Werken von Erben durchgehend – angefangen mit dem „Abriß der deutschen Grammatik“ von 1958, über die „Deutsche Grammatik. Ein Leitfaden“ von 1968 und ihre späteren Auflagen wie z. B. die von 1972. Der Einfluss von Glinz lässt sich insoweit nachvollziehen, als dass Erben seinen Namen in Verbindung mit der Zielgröße nennt (vgl. auch Helbig 1964, 9f.).

Jung (Jung 1966) verwendet den Begriff „Zielgröße“ im Kontext der Beschreibung von transitiven und intransitiven Verben, der neben dem Terminus „Akkusativobjekt“ erscheint. Dabei bevorzugt Jung den Glinzschen Terminus: „H. GLINZ hat den Begriff *Akkusativobjekt* durch 'Zielgröße' treffend verdeutscht“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Jung 1966, 49). Somit ist der Einfluss von Glinz auf Jung in Hinsicht auf Verwendung des Begriffs „Zielgröße“ nachgewiesen.

Bei Moskalskaja (Moskalskaja 1975) findet man ebenfalls den Begriff „Zielgröße“ als eine Größe im obliquen Kasus Akkusativ. Die wichtigste syntaktische Rolle der Zielgröße ist die Bezeichnung eines direkten Objekts (vgl. Moskalskaja 1975, 169). Auch hier ist der Einfluss von Glinz gesichert, da Moskalskaja einen Literaturhinweis auf „Die innere Form“ einfügt.

6.3.2.5. Gleichgröße

Zu den zahlreichen Übernahmen der Glinzschen Satzglieder bei Agricola (Agricola 1970) zählt auch die Gleichgröße zur Grundgröße, die Agricola – entsprechend dem Konzept von Glinz – als ein selbständiges Satzglied und nicht mehr als ein Teil eines komplexen Prädikats auffasst. Diese Größe wird von einem Substantiv oder einem Pronomen im Nominativ getragen, deswegen trifft man in der Sekundärliteratur auch auf den Terminus „Gleichsetzungs-nominativ“ (vgl. Agricola 1970, 920), der in dieser Bezeichnung sowohl die inhaltliche als auch die morphosyntaktische Rolle der Gleichgröße vereint: Sie ist eine „gleichsetzende Größe [...], der der Subjektsnominativ zuzuordnen ist“ (Agricola 1970, 920). Dabei ist die Gleichsetzung bzw. Zuordnung und somit die Verbindung mit der Gleichgröße nur bei einer beschränkten Reihe von Verben möglich, es sind Verben wie „sein, werden, bleiben“ etc. (vgl. Agricola 1970, 920). So wie Glinz führt Agricola auch die zweite Möglichkeit der Gleichgröße, sich auf eine Zielgröße beziehen zu können, auf (vgl. Agricola 1970, 921). Der Einfluss von Glinz ist auch in diesem Bereich sehr eindeutig, obwohl sein Name explizit nicht vorkommt.

Die Gleichgröße tritt auch bei Engel (Engel 1967) neben solchen Satzgliedern auf, wie das Akkusativobjekt, Dativobjekt, Adverbiale usw. (vgl. Engel 1967, 64). Der Einfluss von Glinz lässt sich auf die eindeutige Terminologie zurückführen.

Den Begriff der Gleichgröße findet man in zwei Werken von Engelen. Im Artikel „Die Satzbaupläne II, 8 und II, 2 (Die Mutter macht die Suppe warm. Karl nennt mich einen Lügner)“ von 1970 beschreibt Engelen die Satzbaupläne mit den Glinzschen Begriffen „Artangabe“ und „Gleichgröße“. Die letztere wird auch „Gleichsetzungsakkusativ“ genannt und besteht immer aus einem Substantiv im Akkusativ. Engelen führt in diesem Aufsatz noch weitere Untersuchungen in Hinblick auf die Rolle der Gleichgröße in einem Satz an, u. a. untersucht er ihre (Nicht)Weglassbarkeit (vgl. Engelen 1970, 80ff.). Der Einfluss von Glinz ist zum einen durch eine Literaturangabe nachgewiesen, die auf eine Stelle in der „Inneren Form“ verweist, zum anderen durch die Übernahme der Glinzschen Terminologie.

In einem späteren Artikel unter dem Titel „Referenzielle und kontextuelle Determination des Wortinhaltes als Problem der Wortarten“ von 1971 rechnet Engelen die Gleichgröße zu den Satzgliedern (vgl. Engelen 1971, 10f.). Zwar wird in diesem Artikel ausschließlich der Glinzsche Terminus genannt, allerdings ohne eine Literaturangabe oder sonstige Verweise auf den Urheber, aber aufgrund der Tatsache, dass der Artikel von 1970 eindeutig auf Glinz verweist, kann man von dem Einfluss in diesem Artikel von Engelen ausgehen.

Trotz zahlreicher Übernahmen bereits in frühen Werken von Erben erscheint die Gleichgröße bei ihm erst 1972 in der elften Auflage der „Deutschen Grammatik. Ein Abriß“. Laut Erben kann die Gleichgröße auch die Benennung „Prädikatsnominativ“ tragen (vgl. Erben 1972, 231). Im Kapitel „Satzbaupläne und (verb-)valenzbedingte Grundmodelle“ betrachtet Erben (vgl. Erben

1972, 257ff.) mithilfe von Formeln und schematischen Abbildungen diverse Möglichkeiten des Aufbaus eines deutschen Satzes. Dabei erscheint die Gleichgröße bei ihm als eine der Ergänzungen – gekennzeichnet als S⁶ (vgl. Erben 1972, 260). Dabei spezifiziert Erben nicht – anders als Glinz – welchem Satzglied die Gleichgröße zugeordnet wird. Obwohl kein direkter Bezug auf Glinz genommen wird, kann aufgrund der Verwendung seines Terminus „Gleichgröße“ schon von einem Einfluss ausgegangen werden. Die Übernahme dieses Begriffs von Erben bestätigt auch Helbig (vgl. Helbig 1964, 9f.).

In folgenden Worten äußert sich Helbig in seinem Buch „Die Funktionen des substantivischen Kasus in der deutschen Gegenwartssprache“ von 1973:

Gewiß ist die Annahme nur *einer* Funktion auf sprachlicher-formaler Ebene berechtigt; denn die Kopula erscheint in allen Fällen in der gleichen Form und hat in allen Fällen das gleiche „structural meaning“: eben deshalb spricht Glinz auch von „Gleichgröße“ und Grebe von „Gleichsetzungs-nominativ“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Helbig 1973, 137).

Helbig geht allerdings nur auf die Gleichgröße zur Grundgröße ein, indem er ausschließlich die Größe im Nominativ beschreibt. Nichtsdestotrotz ist dieses Zitat ein wichtiges Zeichen der aufmerksamen und kritischen Rezeption der Glinzschen Größen, was auf einen eindeutigen Einfluss zurückzuführen ist.

Heringer (Heringer 1970) setzt sich mit dem Glinzschen Konzept der Gleichgröße kritisch auseinander. Er bemängelt, dass Glinz die Gleichgröße, Nachtragsgröße und Zuordnungsgröße nur in Hinblick auf ihre Unterschiede, aber ungeachtet ihrer Ähnlichkeiten behandelt. Kritisch sieht Heringer auch Folgendes: „Außerdem gesteht er [Glinz – MZG] den 'Gleichgrößen' keine eigene Leerstelle des Prädikats zu (S. 179), obwohl sie mit den Schemagrößen zusammen genommen werden (S. 176)“ (Heringer 1970, 126). Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf „Die innere Form“ von Glinz, was ein Zeichen dafür ist, dass die Glinzsche Theorie ihre Relevanz hatte, sodass sie mitbehandelt, miteinbezogen, aber auch kritisch betrachtet wurde.

Bei Moskalskaja (Moskalskaja 1975) findet man auch die Bezeichnung „Gleichgröße“, die aufgrund der fehlenden, von Moskalskaja selbst aufgebauten Theorie, sicherlich von Glinz übernommen wurde. Dabei geht Moskalskaja auf die Unterscheidung innerhalb der Gleichgröße nach ihrem Bezugselement in Gleichgröße zur Grundgröße und Gleichgröße zum Akkusativobjekt ein (vgl. Moskalskaja 1975, 168 und 261). Der Einfluss von Glinz ist hier eindeutig, da Moskalskaja einige Literaturangaben zur „Inneren Form“ einfügt.

6.3.2.6. Übernahme weiterer Größen

Wie bereits im Verlauf der bisherigen Kapitel zum Vorschein kam, hat Agricola (Agricola 1970) zahlreiche Größen sowohl terminologisch als auch inhaltlich übernommen. Auch die Angabegrößen und Sondergrößen kommen in seiner „Deutschen Sprache“ vor, allerdings mit anderen Bezeichnungen.

Die Glinzsche Angabegröße wird von Agricola als „Adverbialkasus (reine Lagegrößen)“ bezeichnet. Es sind Substantive ohne Präposition in einem absoluten Kasus – entweder im Akkusativ oder im Genitiv – die als eine Restgruppe fungieren. Sie beschreiben die allgemein aufgefasste Lage, die lokale, temporale oder mensurale Prägung aufweisen kann (vgl. Agricola 1970, 922).

Dagegen sind die Lagegrößen als „präpositionale Kasus“ solche Einheiten, die um eine Präposition in solchen Fällen erweitert wurden, wo der reine Kasus die grammatische Beziehung zwischen dem Verb und der regierten Größe nicht ausdrücken kann, wie in folgenden Beispielen: „Er denkt *an den Freund*. Er wohnt *an der See*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG]. Dabei weist diese präpositionale Größe „den Wert eines Gliedes“ und gilt „als Lage- oder Richtungsbestimmungen im weiteren Sinne“ (Agricola 1970, 922). Die Beschreibung dieser Größen bei Agricola gleicht inhaltlich der Beschreibung der Sondergröße bei Glinz.

Auch die Glinzsche Nachtragsgröße und Zuordnungsgröße kommen bei Agricola konzeptuell vor, beide tragen allerdings nicht die genannten Benennungen noch erhalten sie einen anderen bezeichnenden Terminus von Agricola. Von einer „nachgetragenen Größe“ spricht Agricola in den Fällen, wo ein Nominativ in attributiver Funktion vorliegt, was die traditionelle Grammatik unter dem Begriff „Apposition“ auffasst (vgl. Agricola 1970, 879). Eine „zugeordnete Größe“ liegt vor, wenn eine im Nominativ stehende Größe einer anderen mithilfe der Elemente „wie“ und „als“ zugeordnet wird (vgl. Agricola 1970, 880).

Obwohl bei der Beschreibung der eben genannten Satzgliedgruppen bei Agricola der Name von Glinz nicht genannt wird, liegt die Vermutung nahe, dass sein Konzept dieser Satzglieder aufgrund deutlicher inhaltlicher Nähe vorliegt.

Bei Helbig (Helbig 1973) findet man den Begriff der unverbundenen Größe. Es handelt sich laut Helbig um solche Einheiten wie z. B. „Gib mir den Bleistift, *Vater!*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG], die an sich „ganz außerhalb des Satzzusammenhangs [stehen], [...] keinen Satzgliedwert und keine eigentliche Kasusfunktion [haben]“ (Helbig 1973, 61). Um auf diese Einheiten zu referieren, verwendet Helbig den Glinzschen Terminus „unverbundene Größen“. Dass der Begriff von Glinz übernommen wurde, ist aufgrund der Literaturangabe eindeutig, die Helbig in seinem Text hinzufügt und die auf „Die innere Form“ verweist.

Anhand der behandelten Sekundärliteratur konnte ausführlich dargestellt werden, welche Größen in der deutschsprachigen Linguistik übernommen wurden und das auch nicht immer ohne inhaltliche Schwierigkeiten, wie das folgende Zitat von Glinz abschließend zeigen soll:

Oft wurden auch die Begriffe für Satzglieder und die Begriffe für Wortformen durcheinandergeworfen, indem die Termini «Zielgröße, Zuwendgröße, Anteilgröße» nur als neue Interpretation für Akkusativ, Dativ, Genitiv verstanden wurden (so bei Polenz 1969 S. 157 Anm. 31), statt als Namen für Strukturstellen in bezug auf das Verb, wobei diese Strukturstellen ja nicht durch den Kasus als solchen, sondern durch bestimmte Ersatz-Gesetzlichkeiten für Kasus konstituiert sind (Glinz 1973, 5).

6.3.3. Attribut als Satzglied zweiten Grades

Schließlich könnte ich noch einige ganz konkrete Neufassungen grammatischer Begriffe nennen, die sich seither völlig eingebürgert haben:

[...] Der Nachweis, dass mit dem Begriff „Attribut“ in der traditionellen deutschen Grammatik überhaupt kein Satzglied getroffen wird, sondern ein möglicher Bestandteil in mehrwortigen Satzgliedern (bis um 1950/60 wurde in einem Satz „*Das ist eine schwierige Frage*“ die folgenden drei Satzglieder gesehen: „*das*“ als Subjekt – „*ist eine Frage*“ als Prädikat, bestehend aus Kopula und Prädikativ – „*schwierige*“ als Attribut [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1999, 236).

Mit diesen Worten spricht Glinz über einen weiteren Aspekt seines Grammatikmodells, der die deutschsprachige Linguistik nach dem Erscheinen der „Inneren Form“ geprägt hat. Nun werden im Folgenden einige Werke genannt, die die Glinzsche Ansicht auf das Attribut als ein nicht selbständiges Satzglied, sondern als Satzglied zweiten Grades übernommen haben.

Laut Gulyga sieht Duden eben unter dem Einfluss von Glinz das Attribut als ein Satzglied zweiten Grades, der sich „nicht selbst unmittelbar auf die Struktur des Satzes, sondern mittelbar durch ihren Kern“ bezieht (Duden 1966, 512, zit. nach Gulyga 1978, 59). Glinz weist den Charakter des Attributs anhand der Verschiebeprobe und der Weglassprobe auf. Dabei zeigt die Verschiebeprobe, dass das Attribut nicht selbständig verschiebbar ist, sondern ausschließlich mit seinem Bezugswort. Die Ergebnisse der Weglassprobe stellen das Attribut als stets weglassbares Element dar, dessen Fehlen die Grammatikalität des Satzes nicht beeinflusst. Der Einfluss von Glinz auf Duden ist laut Gulyga eindeutig.

Der Ansichtswiese von Duden folgen auch Götze/Hess-Lüttich (Götze/Hess-Lüttich 1989), indem sie sich folgendermaßen über das Attribut äußern: „Attribute sind in unserer Grammatik keine Satzglieder, da sie nicht isoliert verschoben, nicht ersetzt und nicht anaphorisiert werden können“ (Götze/Hess-Lüttich 1989, 333). In ihrem Buch „Knaurs Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch“ verwenden Götze/Hess-Lüttich die Verschiebeprobe zur Ermittlung der Satzglieder als isoliert verschiebbaren Satzelementen, deren Verschiebung nicht zur Veränderung der Satzbedeutung oder zu grammatisch inkorrekten Sätzen führt (vgl. Götze/Hess-Lüttich 1989, 319). Dass diesem Konzept „Die innere Form des Deutschen“ durchaus zugrunde liegen kann, wurde bereits in einem entsprechenden Kapitel dargestellt. Es liegt allerdings nahe, dass aufgrund der Ähnlichkeit in der Ermittlung des Attributs auch in diesem Bereich der Glinzsche Einfluss vorliegt.

In seinem Artikel unter dem Titel „Zum Status der Satzglieder und zu einigen sekundären Satzgliedern im Deutschen“ von 1978 geht Helbig davon aus, dass das Attribut nicht anderen Satzgliedern in der Hierarchie gleichgestellt werden kann. Den Grund sieht Helbig darin, dass Attribute nur als Teile anderer Satzglieder fungieren und sich nur mit diesen Elementen innerhalb eines Satzes verschieben lassen. In seiner Argumentation bezieht er sich auf Glinz und verwendet dabei die Glinzschen Begriffe „sekundäres Binnenglied“ und „Satzgliedteil“, um auf das Attribut zu referieren (vgl. Helbig 1978, 93). Den gleichen Standpunkt präsentiert Helbig in einem Artikel unter dem Titel „Zu Problemen des Attributs in der deutschen Gegenwartssprache“ von 1984, allerdings nennt er einige Beispiele von Attributen, die unter Umständen getrennt von ihrem Beziehungswort permutiert werden können (vgl. Helbig 1984b, 132f.). Diese Beispiele sind aber als Ausnahmen zu betrachten.

Der Einfluss von Glinz auf die Betrachtung des Attributs bei Helbig ist eindeutig, da Glinz in beiden zitierten Artikeln genannt wurde.

Eine solche Haltung zum Attribut präsentieren auch Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972) in der „Deutschen Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“. Das Attribut wird den regulären Satzgliedern als ein Gliedteil gegenübergestellt, was auf seine fehlende Selbstständigkeit zurückzuführen ist. Da dieses Element im Normalfall nur mit dem Satzglied verschoben werden kann, auf das es sich bezieht, gilt dieses Stimmungsmerkmal als ein Kriterium für Attribute (vgl. Helbig/Buscha 1972, 518f.). Der Einfluss von Glinz kann hier aus folgenden Gründen vermutet werden: Zum einen steht Helbig unter dem starken und nachgewiesenen Einfluss von Glinz in Hinsicht auf die Betrachtung des Attributs als eines Gliedteils. Zum anderen benutzen Helbig/Buscha die Glinzschen Proben – die Verschiebeprobe und die Ersatzprobe – zur Ermittlung der Satzglieder. Da das Attribut bei der Anwendung der ersten genannten Probe das Kriterium eines Satzglieds nicht erfüllt, zeigt sich ein durchaus möglicher Einfluss von Glinz auf das Konzept des Attributs bei Helbig/Buscha.

Auch Jung (Jung 1966) betrachtet das Attribut als ein Satzgliedteil bzw. ein Satzglied zweiten Grades. Der Grund liegt in seiner Unselbstständigkeit: „Glieder sind nicht für sich allein versetzbar, sondern bilden mit dem Satzglied eine versetzbare Einheit“ (Jung 1966, 10f.). Der Einfluss von Glinz auf Jung ist in Hinsicht auf das Konzept des Attributs sehr wahrscheinlich: Laut Helbig (vgl. Helbig 1978, 80; auch Helbig 1968b, 64 und Helbig 1982, 45) geht das Konzept des Satzglieds als einer verschiebbaren Einheit im Satz bei Jung auf den Einfluss von Glinz zurück, somit kann stark davon ausgegangen werden, dass auch das Attribut als eine nicht allein verschiebbare Einheit ebenfalls seinen Ursprung in der „Inneren Form“ hat. Suchsland berichtet, dass der Aufbau des Systems der Satzglieder bei Jung an die Duden-Grammatik und an das Werk von Schmidt angelehnt ist (vgl. Suchsland 1978, 236). Aufgrund der Tatsache, dass Duden selbst von Glinz das Konzept der Satzglieder übernimmt, kann angenommen werden, dass Jung das Glinzsche Konzept zumindest mittelbar über die Duden-

Grammatik mitbekommen hat. Außerdem nennt Jung Glinz einen der Linguisten, die auf seine Arbeit eingewirkt haben (vgl. Jung 1966, Vorwort).

Schmidt (u. a. Schmidt 1969a) verwendet die Glinzsche Umstellprobe sowie die Weglassprobe, um den Status des Attributs als eines Satzglieds zweiten Grades nachzuweisen: Laut Schmidt sind

Satzgliedteile (Attribute) [...] sprachliche Einheiten, die sich auf Grund der Permutationsprobe und der Eliminationsprobe als Segmente von Satzgliedern erweisen und deren untere Grenze ebenfalls das Wort als Minimalform bildet (Schmidt 1969a, 524; vgl. auch Schmidt 1969b, 235; vgl. auch Suchsland 1978, 236).

Dass die verwendeten Proben tatsächlich auf Glinz zurückzuführen sind, zeigt das folgende Zitat: „Für die Beschreibung innergrammatischer Beziehungen wurden Methoden der strukturellen Linguistik wie Substitution, Distribution, Transformation, ebenso übernommen wie Glinz' Weglass-, Verschiebe- und Ersatzprobe“ (Motsch/Suchsland 2013, 461).

6.3.4. Angabe und ihre Untergruppen

Die Einteilung der nichtflektierbaren Einheiten muss sich laut Agricola (Agricola 1970) auf andere Merkmale als das morphologische Kriterium stützen, da die fallfremden Glieder „nur auf Grund ihres Fügungswertes bestimmt und voneinander abgegrenzt werden“ (Agricola 1970, 923) können. Dabei werden diese Einheiten in folgende zwei Wortarten eingeteilt: Satzadjektive und Satzpartikeln. Als Satzadjektive fungieren Adjektive, die grundsätzlich flektiert werden können, außer in manchen Satzpositionen. Die Satzpartikeln sind eine kleine Restgruppe von prinzipiell nichtflektierbaren Wörtern, die innerhalb dieser Wortart eher nach semantischen Kriterien weiter eingeteilt werden (vgl. Agricola 1970, 923f.). Zu den Satzpartikeln gehören auch Satzadverbien.

Zahlreiche Satzadjektive und Satzadverbien fungieren je nach ihrer Satzposition als Angaben. Diese

fallfremde[n] Glieder [...] in der Funktion von Adverbialbestimmungen oder Prädikativen, bezeichnen die Art eines Seins oder eines Vorgangs, oder sie charakterisieren Situation und Umstände eines Vorgangs, ohne daß ihre sprachliche Form eine Vergegenständlichung als Größe erkennen läßt (Agricola 1970, 919).

Die Angaben als Satzglieder werden bei Agricola durchgehend als „Artangaben“ bezeichnet. Dabei gibt es drei Positionen innerhalb eines Satzes, wo die Artangaben auftreten können: Agricola spricht von Artangabe zum Verb bzw. Vorgang bzw. Geschehen, Artangabe zur Grundgröße und Artangabe zur Zielgröße.

Die Artangabe zum Verb fungiert als ein selbständiges Satzglied (vgl. Agricola 1970, 888). Von der Wortart her ist es ein unflektiertes Adjektiv (Agricola spricht häufig von einem Satzadjektiv) und zwar unabhängig davon, ob die Deklination möglich oder nur eingeschränkt mög-

lich ist (vgl. Agricola 1970, 886). Agricola spricht von der Aufgabe einer adjektivischen Artangabe in einem Satz wie folgt: „Als Artangabe zum Geschehen charakterisiert das Satzadjektiv einen Vorgang und gibt die besonderen Merkmale seines Verlaufs an“ (Agricola 1970, 889) und nennt u. a. ein folgendes Beispiel: „Der Boxer kämpft tapfer“ (Agricola 1970, 887). Auch Adverbien (bzw. Satzadverbien) können als Artangabe zum Geschehen auftreten, wie das folgende Beispiel zeigt: „Er hat sich sehr bemüht“ (Agricola 1970, 898).

Die zweite Art der Artangabe ist die Artangabe zur Grundgröße, die in der traditionellen Grammatik u. a. unter den Begriffen „Subjektsprädikativum“, „Prädikativum“ usw. bekannt ist.

Als Artangabe zur Grundgröße fungieren unflektierte Adjektive („Der Fallschirmspringer ist tapfer“ aus Agricola 1970, 887), auch „Adjektive, die nicht an allen Möglichkeiten der Wortart teilhaben, nämlich Satzadjektive [...] ohne deklinierte Formen, die den Übergang zu den Adverbien bilden, z. B. *es ist schade, er ist schuld*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Agricola 1970, 884) sowie Satzadverbien („Die Tür ist zu“ aus Agricola 1970, 898). Die Artangabe zur Grundgröße tritt „in Verbindung mit den Verben *sein, werden, scheinen, bleiben, heißen* [auf – MZG] und charakterisiert die Grundgröße in ihren Merkmalen und Eigenschaften“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Agricola 1970, 888f.).

Die Angaben treten auch als Artangaben zur Zielgröße auf, die traditionelle Grammatik nennt diese Einheiten „Objektsprädikativum“. Auch hier spricht man von nicht deklinierten Adjektiven, eingeschränkt deklinierbaren Adjektiven oder von Adverbien, die „vorwiegend in Verbindung mit Verben [stehen – MZG], die einen Bezug auf eine Zielgröße erlauben, z. B. *sehen, finden, fühlen; nennen, heißen, schelten* [...]“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Agricola 1970, 888f.).

Der Einfluss von Glinz auf das Konzept der Artangabe in der „Deutschen Sprache“ von Agricola ist auf jeden Fall an den inhaltlichen und terminologischen Aspekten festzumachen. Inhaltlich ist die Deckung der Glinzschen Artangabe mit der Agricolaschen Artangabe nur zum Teil vorhanden. Während Glinz im Bereich der Angaben zwischen Artangaben (Adjektive) und Stellangaben (Adverbien usw. also nicht flektierbar) unterscheidet, nimmt Agricola eine solche Unterscheidung nicht vor. Für ihn sind die Artangaben ein Element, das die Art/Eigenschaft des Elements beschreibt, auf das es sich bezieht. Dabei lässt Agricola die morphologische Form der Artangabe außer Acht, somit ist der Terminus „Artangabe“ deutlich stärker inhaltlich motiviert als bei Glinz in seiner „Inneren Form“. Dabei muss noch angemerkt werden, dass Glinz in seinem späteren „Deutschen Satz“ von 1957 den Umfang von Artangaben modifiziert hat – „Artangabe umfaßt ja nicht alle Adjektive, sondern nur die selbständig und fallfremd im Satze gebrauchten, und er umfaßt dafür auch Partikeln, z. B. «die Tür ist *zu*, das Spiel ist *aus*»“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1957, 126).

Da aber sowohl eine starke inhaltliche als auch terminologische Anlehnung an die Glinzsche „Innere Form“ vorhanden ist, kann der Einfluss an sich als sicher angesehen werden.

Im Aufsatz „Die Satzbaupläne II, 8 und II, 2 (Die Mutter macht die Suppe warm. Karl nennt mich einen Lügner“ von Engelen (Engelen 1970) beschreibt dieser die im Titel des Aufsatzes genannten Satzbaupläne des Typs „Subjekt – Verb – Akkusativobjekt – Artangabe“ u. a. mithilfe der Glinzschen Begriffe „Artangabe“ und „Gleichgröße“. Bei den von Engelen angegebenen Beispielsätzen wie „Die Mutter macht die Suppe warm“ oder „Man glaubte ihn zufrieden“ handelt es sich bei den unterstrichenen Elementen um Artangaben zu den Zielgrößen. Engelen weist auch auf die Schwierigkeiten der Definition der Artangabe hin – in den meisten Fällen handelt es sich um ein unflektiertes Adjektiv (vgl. Engelen 1970, 62), obwohl nichtadjektivische Artangaben ebenso vorkommen können (vgl. Engelen 1970, 77ff.). Die Auffassung der Artangabe bei Engelen gleicht der Auffassung von Agricola, da auch er die Artangabe eher inhaltlich als ein Element beschreibt, das die Art oder die Eigenschaft des Kerns – sei es die Grundgröße, Zielgröße oder der Vorgang – angibt, ungeachtet der morphologischen Form. Die Auffassung von Engelen gleicht somit der Auffassung von Artangaben, wie sie in dem „Deutschen Satz“ von Glinz beschrieben werden. Dieses Werk wird auch im Aufsatz von Engelen zitiert. Da der Ansatz des Konzepts der Artangabe zum ersten Mal in der „Inneren Form“ erschien und Engelen die Glinzsche Terminologie aus diesem Werk verwendet, kann der Einfluss von Glinz auch hier bestätigt werden.

Laut Moskalskaja ist auch der Einfluss von Glinz auf Grebe (im Text unklar, welche Auflage der Duden-Grammatik unter der Leitung von Paul Grebe Moskalskaja meint) in Hinsicht auf die Übernahme der Artangabe vorhanden. Während Glinz den Begriff „Artangabe“ wählt, um auf das Prädikativum in der Adjektivform zu referieren, verwendet Grebe den Ausdruck „Artergänzung“. Aufgrund der Tatsache, dass die beiden Ausdrücke mit ihren Urhebern in einer Zeile in der „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ von Moskalskaja stehen, lässt sich darauf schließen, dass die Autorin anscheinend einen direkten Zusammenhang zwischen ihnen sieht. Dabei hat der Begriff der „Ergänzung“ einen stärker valenziellen Hintergrund, da es sich beim adjektivischen Prädikativum um ein obligatorisches Satzglied handelt – um eine Ergänzung. Der Einfluss von Glinz wird hier vermutet, auch aufgrund der Tatsache, dass die Duden-Grammatik von Grebe zahlreiche Übernahmen aus dem Glinzschen Grammatikmodell getätigt hat, die an entsprechenden Stellen dieser Dissertation beschrieben werden.

Wie bereits in vorherigen Kapiteln deutlich wurde, ist der Einfluss von Glinz auf Lindgren (hier Lindgren 1967) auch im Bereich der Artangabe sichtbar. Lindgren verwendet den Begriff der Artangabe in dem Umfang, wie sie in der „Inneren Form“ beschrieben wurde – als ein Artwort in unflektierter Form, d. h. das unflektierte Adjektiv in Sätzen mit einem Kopulaverb (vgl. Lindgren 1967, 222). Unter anderem dieses Satzglied wird bei Lindgren anhand der Verschiebeprobe und der Ersatzprobe ermittelt, die eindeutig mit dem Namen von Glinz verknüpft sind (vgl. Lindgren 1967, 221) und somit seinen Einfluss auf Lindgren sichern.

6.3.5. Fügteile und ihre Untergruppen

Laut Glinz bilden die Fügteile keine Glieder, sondern sie fungieren als Elemente, die auf die Verbindung von Sätzen und Gliedern spezialisiert sind (vgl. Glinz 1952, 490). Sie gehören zwar formal zum Bereich der Satzglieder, bilden aber auch den Übergang zwischen den Satzgliedern und einer Wortart, wie Glinz erläutert: „Die Fügteile als «nur angesetzte Wortart» stehen in der Mitte zwischen Glied und Wort. Sie sind sozusagen auf jeder Stufe beteiligt, vom Wort und Gliedteil bis zum Satz“ (Glinz 1952, 464).

Dieselbe Auffassung von Fügteilen vertritt Agricola (Agricola 1970). Dabei geht er von der Bezeichnung „Partikeln“ als nicht flektierbare Elemente aus, die „der syntaktischen Fügung im Sinne der Nebenordnung oder der Unterordnung [dienen]. Man nennt sie Konjunktionen, Bindewörter oder Fügteile“ (Agricola 1970, 897). Somit kommt der Glinzsche Begriff des Fügteils vor und Agricola nimmt eine weitere Unterteilung dieser Gruppe in zwei Untergruppen vor: koordinierende und subordinierende Konjunktionen sowie subordinierende, kasusfordernde Präpositionen (vgl. Agricola 1970, 898; vgl. auch Agricola 1970, 902). So wie Glinz vertritt auch Agricola die Meinung, dass es sich bei den Fügteilen um keine eigentlichen Satzglieder handelt, sondern um Elemente, die sich „auf die Fügung von Satzteilen oder Sätzen spezialisiert haben“ (Agricola 1970, 924). Dabei kann ihre weitere Einteilung ausschließlich nach syntaktischen und semantischen Gesichtspunkten erfolgen (vgl. Agricola 1970, 924). Der Einfluss von Glinz ist bei Agricola auf jeden Fall vorhanden, da sich das Konzept der Fügteile sowohl inhaltlich als auch terminologisch mit den Glinzschen Fügteilen deckt. Dieser Bereich gehört zu den zahlreich übernommenen Ansätzen von Glinz, die in der „Deutschen Sprache“ von Agricola ihren Platz fanden.

Der Bereich der Fügteile wird auch bei Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1981) behandelt. Dabei gelten die Fügteile als Elemente, die die Letztstellung des Verbs erfordern, also grundsätzlich subordinierend sind: Es sind die w-Adverbien, d-Adverbien, w-Pronomen und d-Pronomen (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 690). Der Umfang der Fügteile ist im Vergleich zu den Glinzschen Fügteilen deutlich eingeschränkter, sein Einfluss auf die Aufstellung dieser Kategorie in den „Grundzügen einer deutschen Grammatik“ aber aufgrund der Übernahme des Terminus durchaus möglich.

Während zu solchen Untergruppen der Glinzschen Fügteile wie Freifügteile, Kernfügteile und Nennfügteile keine Übernahmen in der Sekundärliteratur gefunden wurden, wurden die Spannfügteile, Gliedfügteile, Fallfügteile und Füg Wörter auf jeden Fall rezipiert und in einige Modelle eingearbeitet.

Die Spannfügteile findet man bei Agricola in seiner „Deutschen Sprache“ von 1970. Charakteristisch für diese Untergruppe ist, dass sie die Endposition des Leitglieds – also einen Spannsatz – erfordern. Die Spannfügteile werden vor allem durch subordinierende Konjunktionen

und Präpositionen der traditionellen Grammatik vertreten, aber auch durch Pronomina und Adverbien, die in anderen Satzpositionen durchaus als Satzglieder fungieren können (vgl. Agricola 1970, 957). Der Einfluss von Glinz ist vor allem anhand der von Agricola verwendeten Terminologie sichtbar.

Laut Glinz fungieren als Gliedfügteile solche Elemente, die nur Glieder oder Gliedteile einleiten, allerdings keine Nebensätze (vgl. Glinz 1952, 491). Zwar erscheint auch bei Agricola (Agricola 1970) die Gruppe von Gliedfügteilen, allerdings erfüllen die d- und w-Adverbien sowie bestimmte Pronomina nicht nur die Rolle der Verbindungselemente für einzelne Glieder, sondern auch für Nebensätze (vgl. Agricola 1970, 900). Somit besteht zwar die Wahrscheinlichkeit, dass Agricola sich in der Aufstellung dieser Kategorie an „Die innere Form“ angelehnt hat, anscheinend aber nur terminologisch, weil der Umfang dieser Kategorien bei Agricola und Glinz doch sehr unterschiedlich ausfällt.

Dagegen ist die Kategorie der Fallfügteile von Agricola (Agricola 1970) sowohl inhaltlich als auch terminologisch von Glinz übernommen. Laut Agricola versteht man unter diesem Begriff unflektierbare Elemente, die den Kasus des abhängigen Elements – einer Größe – regieren und diese Größe „an Verben, Substantive oder Adjektive binden“ (Agricola 1970, 904). Des Weiteren „bezeichnen [sie] ein lokales, temporales, kausales oder modales Verhältnis“ (Agricola 1970, 904). Der Einfluss von Glinz ist gesichert, da sein Name bei der Beschreibung der Fallfügteile bei Agricola genannt wird.

Brinker (Brinker 1972) folgt Glinz in der Betrachtung der Fallfügteile, die in seinem Buch „Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse“ als Präpositionen bezeichnet werden. Dass Brinker aber unter diesem Begriff die Glinzschen Fallfügteile meint, zeigt das folgende Zitat: „Mit Glinz [vgl. Glinz 1952, 170] [...] fassen wir also P nicht als eine Wortart, sondern als die spezifische Funktion bestimmter Partikeln in der Struktur P + N bzw. P + NG“ (Brinker 1972, 129). Des Weiteren geht Brinker auf die Trennung der Wortart von der Funktion ein, die auch auf die Glinzsche „Innere Form“ zurückzuführen ist: „Die Unterscheidung von Wortart (Partikel) und Funktion (Präposition) empfiehlt sich hier deshalb, weil die in der Funktion P vorkommenden Wörter vielfach auch in anderen syntaktischen Positionen stehen können (etwa als Konjunktionen ...)“ (Brinker 1972, 129). Anhand der zitierten Stellen konnte gezeigt werden, dass der Einfluss von Glinz auf jeden Fall vorhanden ist – wenn nicht auf der terminologischen, dann aber auf der inhaltlichen Ebene.

Die letzte zu besprechende Klasse sind die Fügwörter. Glinz beschreibt diese als eine Funktionsklasse bzw. ein Spezialisierungsrest (vgl. Glinz 1952, 259) und als keine eigentliche Wortart und nennt wie folgt ihren Umfang: Es sind „Präpositionen und Konjunktionen, die nicht lautgleich als Adverbien oder Stücke anderer Wortarten vorkommen“ (Glinz 1952, 491). Trotzdem erscheinen die Fügwörter bei der Analyse am Ende der „Inneren Form des Deutschen“

in einer Reihe mit Verben, Stellwörtern, Größennahmen und Größenhinweisen – um nur einige Wortarten zu nennen – und lassen damit den Schluss ziehen, dass es sich hierbei trotzdem um eine Wortart handelt. Es ist ein Sammelsurium diverser Elemente, die in den Funktionen als Fallfügteile, Spannfügteile usw. vorkommen können, aber auch zwei unterschiedlichen Kategorien zugeordnet werden können in Hinblick auf den Kontext, in dem sie auftreten.

Die Fügewörter¹⁹ sind als Funktionswörter auch in den „Grundzügen einer deutschen Grammatik“ von Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1981) vertreten. Dazu zählen Konjunktionen, Präpositionen, Pronomina und Pronominaladverbien, die „bestimmte syntaktische Verbindungen zwischen Sätzen, Wortgruppen und Wörtern“ (Heidolph/Flämig 1981, 496) kennzeichnen – darunter werden die Koordination und Subordination aufgefasst. Die Fügewörter sind, wie bereits erwähnt, eine Funktionsklasse von Elementen, die an sich unterschiedlichen Wortarten angehören und die eine gemeinsame Aufgabe erfüllen – die Fügung von den oben genannten Einheiten (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 496). Der Einfluss von Glinz wird hier aufgrund der Terminologie vermutet, auch wenn der Umfang der Fügewörter nicht mit dem Umfang der Glinzschen Fügewörter vollkommen übereinstimmt.

Dieselbe Auffassung über die Fügewörter wie Glinz präsentiert Helbig (Helbig 1984a), allerdings verwendet auch er anstatt des Begriffs „Fügewörter“ den Terminus „Fügewörter“. Zu dieser Wortart gehören Präpositionen und Konjunktionen der traditionellen Grammatik, dabei ist diese „üblich gewordene [...] Zusammenfassung beider Wortarten“ (Helbig 1984a, 53) unter anderem auf „Die innere Form des Deutschen“ von Glinz zurückzuführen. Neben Glinz nennt Helbig auch die Wortarteinteilungen nach Erben, Jung und Schmidt, die ebenfalls als Stütze gelten, die aber später als das Glinzsche Werk erschienen (vgl. Helbig 1984a, 53). Somit ist der Einfluss von Glinz gesichert, da Helbig sowohl den Terminus als auch das Konzept des Glinzschen Fügewortes verwendet.

Die Klasse der Fügewörter ist auch in der „Deutschen Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“ von Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972 und später) vertreten. In der Auflage von 1972 fassen die Autoren unter dem Begriff „Fügewort“ solche Funktionswörter zusammen, „die Wörter oder Wortgruppen bzw. Gliedteile, Satzglieder oder Sätze miteinander zu einem einheitlichen Ganzen verbinden“ (Helbig/Buscha 1972, 363), dazu gehören Präpositionen und Konjunktionen der traditionellen Grammatik. In der Auflage von 1984 sprechen Helbig/Buscha davon, dass die Präpositionen und Konjunktionen als die zwei Hauptgruppen von Fügewörtern als Funktionswörter fungieren (vgl. Helbig/Buscha 1984, 401), was darauf schließen lässt, dass zu dieser Gruppe unter Umständen weitere kleine Untergruppen oder vereinzelt Elemente gehören. Die Auflage von 2001 bringt neue Informationen über die Zusammensetzung

¹⁹ Terminus leicht abweichend von den Glinzschen „Fügewörtern“.

der Fügewörter – dazu gehören nun Präpositionen, Konjunktionen, Subjunktionen und Adjunktionen (vgl. Helbig/Buscha 2001, 251). Da der eindeutige Einfluss von Glinz in Hinblick auf die Auffassung von Fügewörtern bei Helbig (Helbig 1984a) vorhanden ist, kann davon ausgegangen werden, dass Helbig als Koautor des „Handbuchs“ den Glinzschen Gedanken auch darin verarbeitet hat, zumal der Einfluss der „Inneren Form“ auf das Buch von Helbig/Buscha auch in zahlreichen weiteren Bereichen bereits beschrieben und bestätigt wurde.

Auch in den „Grundfragen der deutschen Grammatik“ von Schmidt (Schmidt 1973) findet man die Wortart „Fügewort“ – sie setzt sich aus den Funktionsklassen der Präpositionen und Konjunktionen zusammen (vgl. Schmidt 1973, 76, zit. nach Homberger 1993, 48f.). Da Schmidt bereits einige Aspekte aus der „Inneren Form“ übernommen hat, ist auch die Anleihe des Glinzschen Konzeptes des Fügewortes samt seiner Beschreibung trotz fehlender eindeutiger Verweise auf Glinz auf jeden Fall denkbar.

6.3.6. Beschreibung eines Satzes nach dem Glinzschen Satzgliedmodell

Trotz der zahlreichen Übernahmen der Methodik zur Ermittlung von Satzgliedern sowie der Einteilung der Satzglieder wurden in der Sekundärliteratur nur zwei Modelle gefunden, die eine ausführliche Beschreibung in Hinsicht auf die Struktur der Satzglieder nach dem Glinzschen Modell bieten. Es handelt sich dabei um Werke von Erhard Agricola unter dem Titel „Die deutsche Sprache“ von 1970 und von Hildegard Wagner „Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung“ von 1984.

In seiner „Deutschen Sprache“ verbindet Agricola (Agricola 1970) die valenzielle Auffassung der Satzstruktur mit ihrer Beschreibung mithilfe Glinzscher Terminologie. Im Beispiel 8-17, in dem die Ergänzungsbestimmungen des Verbs dargestellt werden, wird die Satzstruktur linear dargestellt. Dabei wird das finite Verb graphisch hervorgehoben und die Satzglieder als seine Ergänzungen sowohl nach dem Muster von Erben (die Ergänzungen werden als „E“ und mit der laufenden Nummer gekennzeichnet, die sich tief gestellt rechts befindet) als auch mit der Glinzschen Terminologie (Grundgröße, Bezugsgröße, d. h. die Zuwendgröße nach Glinz und die Zielgröße) beschrieben (vgl. Agricola 1970, 909). Auch weitere Satzanalysen der Satzstruktur bei Agricola erfolgen als eine Kombination der graphischen Darstellung der Valenzeigenschaften des Verbs mit seiner Beschreibung mit den Termini der „Inneren Form“:

Die Abbildung 8-23 stellt einen Satz mit einer Grundgröße als die einzige Verbergänzung (monovalentes Verb) dar, dagegen beschreibt die Abbildung 8-24 ein vierwertiges Verb mit einer Grundgröße, Zuwendgröße, Zielgröße und Angabe als Ergänzungen (vgl. Agricola 1970, 912). In der Abbildung 8-30 wird die traditionelle Auffassung des Prädikats mit der Auffassung

von Glinz konfrontiert: Während die traditionelle Grammatik das Kopulaverb und das Prädikativ insgesamt als ein Prädikat und das unflektierte Adjektiv als eine Adverbiale ansieht, geht Agricola nach Glinz davon aus, dass der verbale Kern des Satzes ausschließlich aus dem Finitum besteht und sowohl das Prädikativ als auch das unflektierte Adjektiv in Hinsicht auf ihre Form als eine Artangabe bezeichnet werden (vgl. Agricola 1970, 923).

Dabei gehören die oben aufgeführten Analysen zum Theorieteil der „Deutschen Sprache“, einige Seiten weiter wird die praktische Anwendung angeboten. Im Kapitel „Satzanalyse“ führt Agricola folgende Analysen durch: Analyse nach Wortarten und Wortformen, Analyse nach Satzgliedern, Analyse des Satzbaus, Analyse der Satzfügung und Satzfunktion, Analyse von Erweiterungsformen wie Satzglieder, satzwertige Gruppen und Gliedsätze sowie die grammatische Komplexanalyse.

Die Analyse der Struktur der Satzglieder erfolgt nach der herkömmlichen Gliederung der traditionellen Grammatik und nach der neueren Gliederung (nach Glinz), obwohl Agricola einige abweichende Termini verwendet (vgl. Agricola 1970, 973). Dagegen erfolgt die Analyse der Satzfügung und Satzfunktion nach dem Valenzmodell, wobei die Beschreibung mithilfe der Glinzschen Termini in Bezug auf die Satzglieder vorgenommen wird – es kommen also in der Beschreibung Begriffe wie Grundgröße, Zielgröße usw. vor (vgl. Agricola 1970, 975f.).

Auch Hildegard Wagner (Wagner 1984) verwendet in ihrer „Deutschen Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung“ die Glinzsche Terminologie in Hinsicht auf die Untersuchung der Satzgliedstruktur innerhalb eines Satzes. Wagner untersucht die deutsche Verwaltungssprache anhand von vier Texttypen: Verwaltungsvorschriften, Verwaltungsakten, allgemeinbehördlichem Schriftverkehr sowie informativen Schriften. Dies hat den Grund darin, dass die Texte somit eine statistisch repräsentative Auswahl bieten können. Trotzdem gelten die ausgewählten Texte als ein sehr kleiner Ausschnitt aus dem umfangreichen Textmaterial. Relevant ist hier nicht nur die Auswahl der Textsorte, sondern auch der Entstehungszeitraum – Wagner entscheidet sich für eine synchrone Untersuchung und wählt dabei grundsätzlich Texte, die nicht vor 1950 entstanden sind. Die Vorgehensweise ist strikt deskriptiv – die vorliegenden Texte werden auf die Sonderformen der deutschen Verwaltungssprache hin untersucht (vgl. Wagner 1984, 10ff.) und dabei „nicht unter ästhetischen und sprachpflegerischen Aspekten bewertet, sondern allein auf ihre besonderen sprachlichen Leistungen im Rahmen der Verwaltungstätigkeit untersucht“ (Wagner 1984, 10).

Im Kapitel 2 werden die Texte in Hinsicht auf die Grund- und Folgegrößen untersucht, dabei ist der Bezug auf Glinz und seine „Innere Form“ durch eine Fußnote vorhanden. Im ersten Unterkapitel „Die grammatischen Beziehungen der Größenglieder“ verwendet Wagner zwar

im Titel die Glinzschen Begriffe, im fließenden Text greift sie allerdings auf Begriffe der traditionellen Grammatik zurück. Zuerst wird das Subjekt untersucht sowie die Elemente, die in dieser Position stehen können (vgl. Wagner 1984, 28ff.).

Im Kontext des Passivs bzw. der Passivfähigkeit taucht wieder ein Glinzscher Begriff auf, wie das folgende Zitat zeigt:

Damit wird vom handelnden Subjekt abgesehen und die 'Zielgröße' – so bezeichnet Glinz das Objekt [an dieser Stelle eine Fußnote mit einem Verweis auf „Die innere Form“ – MZG], auf das eine Handlung zielt – zum wichtigsten Größenglied, zum Subjekt im Satz. In der sprachlichen Ausrichtung auf das Objekt einer Handlung schlägt sich die Tatsache nieder, daß sich alles administrative Handeln auf Personen oder Sachen richtet (Wagner 1984, 31).

Danach verwendet Wagner wieder die Begriffe der traditionellen Grammatik wie Akkusativobjekt, Dativobjekt, Präpositionalobjekt, wobei der Terminus „Größenglied“ von Glinz auch genannt wird:

Da die Tätigkeitsverben in der Verwaltungssprache als Gruppe am stärksten vertreten sind, ist die Beziehung von Subjekt und Akkusativobjekt die wichtigste Beziehung der Größenglieder. Hinzu treten je nach der Forderung der Aussage Dativ- und Präpositionalobjekte. Auch Verben, die den Dativ als erstes Größenglied fordern, werden angewandt (Wagner 1984, 32).

Solche Stellen der „Deutschen Verwaltungssprache der Gegenwart“ zeigen, dass Wagner den Begriff „Größenglied“ als ein Oberbegriff verwendet und somit die Glinzsche Terminologie mit der Terminologie der traditionellen Grammatik vermischt.

Im zweiten Unterkapitel unter dem Titel „Die inhaltliche und stilistische Bedeutung der Größenglieder“ wird der Zusammenhang zwischen dem Größenglied und der Wortart hergestellt, die in der Rolle bestimmter Größenglieder auftreten können (vgl. Wagner 1984, 33f.).

In einem weiteren Kapitel unter dem Titel „Untersuchung der Syntax der deutschen Verwaltungssprache der Gegenwart“ erklärt Wagner zuerst die Begriffe, die im weiteren Verlauf der Analyse verwendet werden. Dabei geht sie zuerst auf die Begriffe des Vorgangsgliedes und des Vorgangszusatzes ein:

In dem Begriff „Vorgangsglieder“ werden im Anschluß an die Terminologie von Glinz die Satzteile zusammengefaßt, die in einem Satz jeweils das Verhalten, das Geschehen, die Tätigkeit oder den Zustand aussagen. Dazu gehören in erster Linie die verbalen Satzteile, also das finite Verb und die infiniten Ergänzungen [...] [Fußnote 21, Verweis auf Glinz – MZG]. Zum Vorgang gehören ferner nichtverbale, aber mit dem Verb eng verbundene Redeteile, die Glinz mit dem Begriff „Vorgangszusatz“ bezeichnet (Wagner 1984, 16).

Die finite Verbform – Wagner verwendet hier den Glinzschen Begriff „Leitglied“ gar nicht – gilt als Träger der Satzintention (vgl. Wagner 1984, 16). Zuerst erfolgt die Analyse der in den Texten auftretenden Tempora, Genera verbi und Modi, wobei Wagner die Verwendung des Konjunktivs mit dem „geringere[n] Sicherheitsgrad der Aussage“ (Glinz 1952, 106, zit. nach Wagner 1984, 16) in Verbindung bringt. Des Weiteren wird die Analyse der Verwendung von Modalverben, des Imperativs und der Wortstellung vorgenommen, wobei die früher erläuterten Begriffe „Vorgangsglied“ und „Vorgangszusatz“ gar nicht verwendet werden.

Zum Bereich der Vorgangszusätze rechnet Wagner vor allem Partikeln und Präpositionen. Anders als Glinz rechnet sie zu den Vorgangsgliedern neben den verbalen Elementen auch nominale Einheiten wie „eine Mitteilung“ im Ausdruck „eine Mitteilung machen“. Diese Erweiterung der Glinzschen Position begründet sie mit der inhaltlichen Prüfung des zugrundeliegenden Textmaterials, die ergeben hat, dass „auch nominale Satzteile zum 'Vorgang' hinzugerechnet werden, sofern sie nämlich den entscheidenden Inhalt des Vorganges aussagen“ (Wagner 1984, 16). Es handelt sich dabei um nominale Teile der Funktionsverbgefüge. Diese Elemente sind nämlich laut Wagner „notwendig, um die Bedeutung solcher komplexen Vorgangsaussagen zu erfassen“ (Wagner 1984, 16). Im Kapitel „Satzwert und Inhaltswert der Vorgangsglieder“ untersucht Wagner die Verteilung der Informationen innerhalb der Vorgangsggefüge, die die Form der Funktionsverbgefüge aufweisen. Während die verbalen Satzglieder nur den Vorgang modifizieren und keine entscheidenden inhaltlichen Informationen liefern, tragen eben die nominalen Glieder diese Art der Informationen (vgl. Wagner 1984, 23). Es handelt sich bei diesen „nominalen Umschreibungen“ um eine allgemeine Spracherscheinung, die in der Verwaltungssprache stark ausgeprägt ist und häufig zu Unrecht kritisiert wird“ (Wagner 1984, 23).

Eine genauere Betrachtung der Analyse der Verwaltungssprache bei Wagner zeigt, dass sie nicht alle und nicht ausschließlich die Glinzschen Begriffe verwendet, sondern dass sie diese abwechselnd mit den Begriffen der traditionellen Grammatik benutzt. Während sie folgende Termini aus der „Inneren Form“ verwendet wie „Größenglieder, Zielgröße, Vorgangsglied, Vorgangszusatz“, kommen in der „Deutschen Verwaltungssprache der Gegenwart“ solche Begrifflichkeiten der traditionellen Grammatik wie: „Subjekt, Akkusativobjekt usw., finites Verb, Prädikat“ vor. Der Erweiterung unterliegt die Gruppe der Vorgangsglieder, da Wagner auch nominale Bestandteile von Funktionsverbgefügen hier zuordnet.

Dabei wird bei Wagner (Wagner 1984) nur die Satzstruktur in Hinblick auf die Satzglieder analysiert, der Struktur des Satzbauplans, z. B. mithilfe der Glinzschen Begriffe „Stirn-/Kern-/Spannsatz“ wird allerdings nicht nachgegangen.

6.3.7. Fazit

Dieses Vorgehen ist seit seiner erstmaligen Präsentation (*Innere Form des Deutschen*, 1952) so bekannt und so allgemein akzeptiert worden, daß ich mir ersparen kann, es hier vorzuführen und zu begründen [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1991, 97).

Zwar bezieht sich dieses Zitat von Glinz auf sein System der sprachimmanenten Proben, es kann aber auch auf das Konzept und die Einteilung von Satzgliedern angewendet werden. In den vorherigen Kapiteln konnte in aller Ausführlichkeit gezeigt werden, dass der Einfluss der „Inneren Form des Deutschen“ auch im Bereich der Satzglieder sehr groß war. Am stärksten

wurden die Erkenntnisse von Glinz im verbalen Bereich rezipiert und übernommen: Die Auflösung des traditionellen komplexen Prädikats, die Übernahme dieser Rolle durch das Leitglied sowie die Aufstellung des Prädikativums als eines selbständigen Satzglieds wurden von zahlreichen deutschsprachigen Linguisten rezipiert und in die eigenen Grammatikmodelle implementiert. Auch die Neuaufstellung des Bereichs der Objekte und ihre Ersetzung durch ein System von Größen (genauer gesagt: Folgegrößen) sowie die Bestimmung des Attributs als Satzglied zweiten Grades fanden viele Nachahmer. Aufgrund der zahlreich aufgeführten Belege konnte der immense Einfluss der „Inneren Form“ auch in diesem Teilbereich der deutschen Linguistik eindeutig bestätigt werden.

6.4. Einfluss auf die Beschreibung der Satzbaupläne

Um unbefangen zu bleiben, bilden wir daher die neuen Namen «Kernform, Spannform, Stirnform» und verstehen diese rein als Namen bestimmter Stellungstypen, welche über den gegenseitigen Rang (Überordnung, Unterordnung) und den Inhalt (Aussage, Frage, Befehl) noch nichts aussagen sollen (Glinz 1952, 97).

So beschreibt Glinz die Einteilung der Sätze nach ihrem Bauplan. Unter dem Begriff „Kernform“ verbirgt sich ein Satz, dessen Leitglied an zweiter Stelle steht. Im Satz mit der Spannform befindet sich das Leitglied an der letzten Stelle. Sätze, in denen das Leitglied an der ersten Stelle steht, bezeichnet Glinz als Sätze mit einer Stirnform.

Die Vorgehensweise von Glinz, die Sätze anhand der Stellung des Finitums auf der Satzoberfläche bestimmten Kategorien zuzuordnen, ordnet Helbig (vgl. Helbig 1971: Zur Theorie der Satzmodelle, 54ff., zit. nach Schumacher 1975, 361) den rein strukturellen Modellen zu:

Helbig unterscheidet fünf Arten von Satzmodellen, die er nach den "Ebenen" klassifiziert, auf denen die Modelle gewonnen wurden:

1. rein strukturelle, formbezogene Modelle
 - a) auf der Basis des Bestandes an vorhandenen Gliedern im Satz (Fries, Hockett),
 - b) als Kernsätze (Harris),
 - c) auf der Grundlage der Valenz der Verben (Helbig),
2. formbezogene Modelle mit fester Inhaltszuordnung (Erben, Grebe),
3. inhaltsbezogene Modelle (Brinkmann),
4. sachbezogene Modelle (Admoni),
5. funktionale Modelle (Schmidt) (Schumacher 1975, 360).

Helbig ordnet die Glinzsche Einteilung der Sätze in die Stellungstypen Kernsatz, Spannsatz und Stirnsatz der ersten Gruppe zu. Zwar liegen diesen Einteilungen unterschiedliche Ansätze zugrunde, allerdings beziehen sie sich alle auf die Ausdrucksseite des Satzes (vgl. Helbig 1971: Zur Theorie der Satzmodelle, 54ff., zit. nach Schumacher 1975, 361). Dass die Anlehnung von Helbig an die Glinzsche Theorie, auch in Hinblick auf die Satz schemata, sehr stark war, zeigt das folgende Zitat:

Im wesentlichen hat einer der bedeutendsten Sprachforscher der DDR Glinz' Satzartentheorie übernommen, und zwar G. Helbig (1970)²⁰. Helbig (1970: 256) beruft sich

²⁰ Es handelt sich um Helbig (1970): Zur Einteilung der Nebensätze. In: Deutsch als Fremdsprache 4, 252-260

auch auf andere Forscher wie Eichmann (1967), Fries (1963) und Hartung (1969), die eine „neue präzise und wohl auch einfachere Lösung“ suchen. Alle lehnen die funktionale Synonymie als Einteilungsgrad ab, und alle wollen wie Glinz diese mit einem nicht operationalen, unmittelbaren Relationskriterium (Relation zu einem anderen Wort im Hauptsatz) ersetzen [...] (Forsgren 1988, 70).

Die Glinzsche Vorgehensweise bei der Beschreibung der Satztopologie fand viele Nachahmer, die nun im Folgenden in alphabetischer Reihenfolge beschrieben werden.

Agricola (Agricola 1970) beschreibt die Baumuster des Satzes in Abhängigkeit von der Positionierung des Leitglieds im Satz, das den gesamten Aufbau eines Satzes steuert (vgl. Agricola 1970, 910). Dabei geht er im Vorfeld auf Drach ein, auf den die Beschreibung der Grundstellungen bzw. Gliedstellungen des deutschen Satzes zurückzuführen ist und dessen Ideen auch Glinz rezipiert und in seiner „Inneren Form“ verarbeitet hat:

Das DRACHsche Schema ist später von W. PFLEIDERER abgewandelt worden. Er sprach dem Verb eine besondere Achsenstellung zu und versuchte, die Gliedstellung im Hinblick auf die schulpraktische Auswertung typenmäßig zu erfassen [...]. K. BOOST und H. BRINKMANN haben dann den deutschen Satz und seine innere Ordnung als Spannungsfeld erklärt und die Stellungseigentümlichkeiten auf die Satzspannung zurückgeführt [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Agricola 1970, 934).

Die Beschreibung des deutschen Satzes in Bezug auf die Stellung des Leitglieds erfolgt mit Verwendung der Glinzschen Terminologie „Kernform, Stirnform, Spannform“, gemeint sind die Erststellung, die Zweitstellung und Letztstellung des Finitums (vgl. Agricola 1970, 937). Auch die Beschreibung der „kommunikativen Grundfunktionen (elementare Kommunikationsmuster)“ wie „Sagen, Fragen, Heischen und Rufen“ (Agricola 1970, 938), also die Beschreibung der möglichen Satzstrukturen, die die oben aufgeführten Funktionen realisieren können, erfolgt mithilfe des Glinzschen Begriffssystems. Dabei lassen sich „die topologischen Grundformen des Satzplans [...] allein nicht auf bestimmte Satzfunktionen festlegen, etwa als Aussage-, Frage- oder Heischesatz oder als Haupt- oder Nebensatz“ (Agricola 1970, 943). Diese Art der Beschreibung erfolgt auch bei Gliedsätzen, d. h. bei den Satzgliedern, die zu Sätzen erweitert wurden (vgl. Agricola 1970, 954). Dabei erfolgt die Beschreibung der eingeleiteten Gliedsätze (der Art der Sätze sowie der Einleitungselemente) und der nicht-eingeleiteten Gliedsätze mit Verwendung der Glinzschen Terminologie aus dem Bereich der Satzglieder (Größen, Angaben, etc.), der Wortarten (Leerstellenwörter, Größenhinweise, Bezug auf die einleitenden Elemente etc.) sowie der Verbstellung (Kernsatz etc.). Dasselbe gilt bei der Beschreibung des syntaktischen Fügungswertes und der semantischen Funktion der Gliedsätze (vgl. Agricola 1970, 962ff.). Der Einfluss von Glinz ist anhand der bei Agricola verwendeten Terminologie und Vorgehensweise bei der Beschreibung von Sätzen sicht- und nachvollziehbar.

Boettcher (Boettcher 2009c) verwendet die Glinzschen Satzformen ausschließlich zur Beschreibung von Nebensätzen. Prototypische Nebensätze treten in der Regel in Form von Spannsätzen auf, nur einige Konjunkional- bzw. Konzessivbeziehungen lassen Sätze ohne einleitende Konjunktionen zu, dabei steht das Finitum an der ersten Stelle und der Satz nimmt die Form eines Stirnsatzes an. Am seltensten kommen Nebensätze als Kernsätze vor und

zwar ausschließlich in den Fällen der uneingeleiteten indirekten Rede (vgl. Boettcher 2009c, 55). Somit liegt ein Unterschied zu Glinz vor: Während Boettcher nur von den abhängigen Sätzen im Kontext der Stellung des Finitums spricht, beschränkt sich Glinz nicht auf Nebensätze, sondern bezieht sich mit diesen Termini generell auf die Topologie des Satzes.

Der Einfluss von Glinz auf die Auffassung der Beschreibung der Satztopologie bei Boettcher ist sehr wahrscheinlich zum einen wegen der eindeutigen verwendeten Terminologie gegeben, die auf Glinz zurückzuführen ist. Zum anderen konnte bereits in vorherigen Kapiteln dargestellt werden, dass Boettcher in einer anderen Publikation (Boettcher/Sitta 1972) die Glinzsche Verschiebeprobe zur Beschreibung von Stellungsregularitäten innerhalb eines Satzes, insbesondere aber zur Ermittlung des Finitums an der ersten, zweiten oder letzten Stelle, verwendet. Somit liegt es nahe, dass er diese Vorgehensweise – gekoppelt mit der Glinzschen Terminologie – auch in späteren Werken repräsentiert.

Laut Bondzio (Bondzio 1971) gehören die von Glinz entwickelten Satz schemata samt ihren Bezeichnungen als Kernsatz, Stirnsatz und Spannsatz „heute zum Bestand unseres syntaktischen Wissens über den deutschen Satz“ (Bondzio 1971, 86). Dabei bemängelt Bondzio die Beschreibungsreichweite der Schemata, da sie nur Phänomene auf der Oberfläche eines Satzes beschreiben können, d. h. ausschließlich die Satztopologie, wobei die Erklärung der Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen ausbleibt (vgl. Bondzio 1971, 86). Der Einfluss von Glinz ist bei Bondzio eindeutig, da er im Kontext der oben genannten Terminologie in einer Fußnote auf „Die innere Form“ verweist.

Auch in Conrads (Conrad 1975) „Kleinem Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ finden sich erläuternde Beiträge zu den Begriffen Kernsatz, Spannsatz und Stirnsatz, die allerdings in diesem Werk nicht mit dem Namen von Glinz verbunden sind (vgl. Conrad 1975, 130, 240 und 255). Angesichts der Tatsache, dass in Conrads Wörterbuch zahlreiche belegte Übernahmen von Glinz zu finden sind und die verwendete Terminologie zur Beschreibung von Satz schemata nachweislich auf Glinz zurückgeht, kann sein Einfluss auf Conrad auch in dem Bereich der Beschreibung der Satztopologie als vorhanden gelten.

Die an Glinz angelehnten Begriffe erscheinen auch bei Darski (Darski 2010), obwohl in einer etwas veränderter Form als „Stirnäußerungen, Kernäußerungen, Spannäußerungen“ (Darski 2010, 389). Die Abweichung von der Glinzschen Terminologie liegt daran, dass Darski den Begriff „Äußerung“ anstatt „Satz“ verwendet. Dabei ist die Anlehnung an Glinz schon im Bereich der Beschreibung des Satz finitums vorhanden, das Darski mit dem Glinzschen Terminus „Leitglied“ bezeichnet und „Die innere Form“ als Quelle angibt. Deswegen kann auch hier, aufgrund der vermutlich vorhandenen Anlehnung im begrifflichen Bereich, von einem sehr wahrscheinlichen Einfluss gesprochen werden.

Im Buch „Der Imperativ im Deutschen“ lehnt sich Karin Donhauser (Donhauser 1986) an das Glinzsche System der Beschreibung der Satztopologie in Abhängigkeit von der Position des Finitums im Satz an. Mit der Terminologie der „Inneren Form“ beschreibt sie die Sätze als Stirnsätze, Kernsätze und Spannsätze und bezieht sich dabei auf Glinz und entsprechende Passagen seines Werks (vgl. Donhauser 1986, 72). Somit kann der Einfluss von Glinz als nachgewiesen gelten.

Auch bei Eisenberg (Eisenberg 1986) findet man die Termini Kernsatz, Stirnsatz und Spannsatz, die die Sätze in Abhängigkeit von der Position des Finitums als eines Fixpunktes topologisch beschreiben. Für jeden Satztypus nennt Eisenberg prototypische Satzbeispiele. Die im „Grundriss der deutschen Sprache“ verwendete Nomenklatur zur Beschreibung der Satzschema stammt höchstwahrscheinlich von Glinz, obwohl Glinz im Literaturverzeichnis nicht aufgeführt wird und eindeutige Fußnoten oder Verweise im Text fehlen (vgl. Eisenberg 1986, 302f.). Da es aber als nachgewiesen gilt, dass diese Termini von Glinz stammen, kann man von einem vorhandenen Einfluss ausgehen.

In einem Aufsatz von 1970 unter dem Titel „Studie zur Geschichte des Satzrahmens und seiner Durchbrechung“ von Engel (Engel 1970) verwendet er nur den Terminus „Spannsatz“, um auf „durch eine Subjunktion eingeleitete [...] Nebensätze“ (Engel 1970, 50) mit dem Finitum an der letzten Stelle zu referieren. Des Weiteren nennt er einige Beispiele von solchen Sätzen und bezieht sich dabei eindeutig auf Glinz als Urheber der Terminologie, die er in seinen späteren Werken aber nicht mehr weiter verwendet (vgl. Engel 1970, 50). Der Einfluss von Glinz gilt hier durch Verweise im Text als nachgewiesen.

Engelen (Engelen 1986) betont, dass bei der Benennung der Sätze zuerst das Kriterium der Einteilung genannt werden muss, d. h. ob es sich um eine Beschreibung nach der kommunikativen Funktion von Äußerungen oder um ihre grammatische Form handelt. Dabei gelten die Termini Aussagesatz, Fragesatz, Entscheidungsfragesatz, Wunschsatz usw. als terminologisch belastet und Engelen schlägt vor, „auf die von Hans Glinz und der Duden-Grammatik verwendeten Termini Stirnsatz, Kernsatz und Spannsatz zurück [zu – MZG] greifen [...], die ausschließlich von dem formalen Merkmal 'Stellung des finiten Verbs' ausgehen“ (Engelen 1986, 6f.). Durch einen eindeutigen Textverweis gilt der Einfluss von Glinz auf die Beschreibung von Satzbauplänen bei Engelen als gesichert.

In „Knaurs Grammatik der deutschen Sprache“ von Götze/Hess-Lüttich (Götze/Hess-Lüttich 1989) werden die Typen des deutschen Satzes beschrieben in Abhängigkeit von der Position des finiten Verbs. Es sind Kernsätze, Stirnsätze und Spannsätze, die mit Beispielen prototypischer Aussagen in der jeweiligen Satzform versehen werden (vgl. Götze/Hess-Lüttich 1989, 402f.). Der eindeutige Verweis auf Glinz als Urheber der hier genannten Termini fehlt, aber

aufgrund der von Glinz übernommenen Begrifflichkeiten kann der Einfluss als mit großer Wahrscheinlichkeit vorhanden angesehen werden.

Auch Jung (Jung 1966) verwendet die Begriffe Kernsatz, Stirnsatz und Spannsatz, um auf unterschiedliche Satztypen je nach der Stellung des Finitums zu referieren (vgl. Jung 1966, 3). Des Weiteren verwendet Jung auch die Glinzsche Terminologie, um Satzarten wie Aussagesatz, Fragesatz, Modalsatz usw. topologisch im Hinblick auf die Position der Personalform des Verbs zu beschreiben (vgl. Jung 1966, 100). Auch hier kann der Einfluss von Glinz aufgrund der Verwendung seiner Termini als gesichert angesehen werden, zumal Jung bereits die Glinzschen Proben zur Ermittlung von Satzgliedern übernommen hat und im Vorwort zu seiner „Grammatik der deutschen Sprache“ von 1966 Glinz zu den Autoren zählt, die sein Buch beeinflusst haben.

Moskalskaja (Moskalskaja 1975) nennt drei Satzgrundtypen, die in Abhängigkeit von der Stellung des Finitums in Spannsätze, Stirnsätze und Kernsätze eingeteilt werden, dabei fehlt eine ausführliche Beschreibung (vgl. Moskalskaja 1975, 327). Der Einfluss von Glinz kann auch hier als relativ sicher angesehen werden, zum einen aufgrund der eindeutigen terminologischen Übernahme, zum anderen aufgrund der Tatsache, dass Moskalskaja sowohl vieles an Nomenklatur (im Bereich der Größenglieder) übernommen als auch sowie die Glinzschen Proben u. a. zur Ermittlung der Satzglieder und des Prädikativums verwendet hat. Es ist naheliegend, dass auch ihre Beschreibung der Satztypologie unter dem Einfluss der „Inneren Form“ steht.

Als Beispiel einer Grammatik, die das Konzept der Glinzschen Satz schemata, allerdings ohne die charakteristische Terminologie, übernommen hat, gilt das Buch „Tempus. Besprochene und erzählte Welt“ von Weinrich (Weinrich 1964): „Im einzelnen informiert man sich über diese Stellungenbedingungen am besten in der *Grammatik der deutschen Sprache* von Schulz-Griesbach oder bei Hans Glinz, von dem wir in diesem Abschnitt viele Anregungen, jedoch nicht die private Terminologie übernommen haben“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Weinrich 1964, 219). In diesem Kapitel berichtet Weinrich über die Stellung des Verbs im deutschen Satz, er zeigt die verschiedenen Möglichkeiten anhand von Beispielen aus Goethes Texten auf. Wie er bereits ankündigt, verwendet er die Terminologie von Glinz nicht – Weinrich spricht von der Zweitstellung, Spitzenstellung und Endstellung des Verbs (vgl. Weinrich 1964, 217f.). Der Einfluss von Glinz ist aufgrund der oben zitierten Äußerung Weinrichs sehr eindeutig.

Die Glinzsche Beschreibung der Satztopologie bezieht sich auch auf die Beschreibung komplexer Sätze. Da die Begriffe „Trägersatz“ und „Gliedsatz“ in der Sekundärliteratur übernommen wurden und dies anhand einiger Stellen nachgewiesen werden kann, werden diese zwei Teilbereiche in der vorliegenden Dissertation kurz behandelt.

Unter dem Begriff „Trägersatz“ versteht man laut Glinz einen Satz „evtl. in Stirn- oder Spannform“, der „unter Teilbogen“ steht und „prägungsmäßig den andern Teilbogen übergeordnet [ist – MZG], kann aber nicht in dieser Gestalt allein unter Gesamtbogen treten, aus inhaltlichen oder formalen Gründen“ (Glinz 1952, 463). Dieser Begriff kommt auch bei Moskalskaja (vgl. Moskalskaja 1975, 319) und bei Heinze vor. Der letztere versteht den Trägersatz als einen übergeordneten Hauptsatz, zu dem als abhängige Satzglieder Gliedsätze treten (vgl. Heinze 1979, 174). Dabei ist diese Übernahme durch einen Verweis auf „Die innere Form“ als eindeutig einzustufen.

Der Begriff des „Gliedsatzes“ wird bei Glinz folgendermaßen aufgefasst:

Der Name soll andeuten, daß sie [die Gliedsätze – MZG] in dieser Form nur als Glieder in einem größern Ganzen möglich sind, daß aber noch nicht bestimmt ist, welche Rolle sie in diesem Ganzen spielen, ob sie Träger- oder Einfügsätze sind (Glinz 1952, 437).

Anhand dieses Zitats und weiterer Vermerke in der „Inneren Form“ kann man die Einfügsätze als Nebensätze der traditionellen Grammatik bezeichnen (vgl. Glinz 1952, 487), dabei gilt der Terminus „Gliedsatz“ als ein Hyperonym und benennt den Teilsatz eines komplexen Satzes, der nicht selbständig ist und somit nicht alleinstehen kann.

Anhand dieser Auffassung des Gliedsatzes bemängelt Moskalskaja unter dem Einfluss von Glinz die bisherigen Versuche zur „Einteilung der Gliedsätze nach ihrem Satzgliedwert“, da „ein und derselbe Gliedsatz für verschiedene Satzglieder eingesetzt werden kann“ (Moskalskaja 1975, 328). Anhand einiger Beispiele zeigt sie mithilfe der Zitate aus der „Inneren Form“, dass „die grammatische Form des Gliedsatzes an keinen bestimmten Satzgliedwert gebunden ist“ (Glinz 1952, 438, zit. nach Moskalskaja 1975, 329), deswegen soll die Untersuchung des einen unabhängig von dem anderen erfolgen. Auch die Einteilung der Gliedsätze in temporale, modale usw. ist ihrer Meinung nach (angelehnt allerdings wieder an Glinz) problematisch, weil es auch ihrer Ansicht nach eher in den Bereich der Wortkunde gehört, „da es sich hier vor allem um die Bedeutung der subordinierenden Konjunktionen handelt“ (Moskalskaja 1975, 330).

Neben Moskalskaja, die sich – wie oben aufgeführt – stärker auf die Wiedergabe der Glinz-schen Auffassung als auf ihre Implementierung in das eigene Grammatikmodell beschränkt, wird die Beschreibung der komplexen Sätze nach Glinz auch von Agricola (Agricola 1970) aufgenommen. Dabei vertritt Agricola eine andere Auffassung des Gliedsatzes als die von Glinz aus der „Inneren Form“: Für Agricola gelten Gliedsätze als erweiterte Satzglieder, die im gleichen Abhängigkeitsverhältnis zum Satz stehen wie einfache Satzglieder.

Die Beschreibung der „Erweiterungsformen wie Satzglieder, satzwertige Gruppen und Gliedsätze“ (Agricola 1970, 927) als Satzgliedrepräsentationen erfolgt unter Verwendung der Glinz-schen Terminologie aus dem Bereich der Satzglieder (Größen, Angaben, etc.), der Wortarten (Leerstellenwörter, Größenhinweise, Bezug auf die einleitenden Elemente etc.) und der Verbstellung (Kernsatz etc.). Dasselbe gilt bei der Beschreibung des syntaktischen Fügungswertes

und der semantischen Funktion der Gliedsätze (vgl. Agricola 1970, 962ff.). Anhand der verwendeten Terminologie zur Benennung und auch zur Analyse der Gliedsätze kann der Einfluss von Glinz bestätigt werden, auch wenn sich die Auffassung des Gliedsatzes von der Glinzschen Auffassung unterscheidet.

Sowohl die Begriffe „Kernsatz, Stirnsatz, Spannsatz“ als auch die dahintersteckenden Konzepte über die Stellungstypen des Finitums wurden laut Glinz in der deutschsprachigen Linguistik lebhaft aufgenommen (vgl. Glinz 1973, 5) und gehören – wie bereits erwähnt – „heute zum Bestand unseres syntaktischen Wissens über den deutschen Satz“ (Bondzio 1971, 86).

6.5. Übernahme der Einteilung der Wortarten und ihrer Auffassung im Einzelnen

Seine grundlegende Einteilung der Wortarten (»Die fünf Wortarten nach Hans Glinz«) lernen Studentinnen und Studenten der Germanistik noch heute in den ersten Semestern (Metten 2004, 35).

In diesen kurzen, aber prägnanten Worten beschreibt Metten sowohl die Leistung von Glinz, der eine neue Einteilung der Wortarten vorgeschlagen hat, als auch den großen Einfluss, den diese Einteilung in der deutschsprachigen Linguistik und im muttersprachlichen Deutschunterricht ausgeübt hat. Dabei waren die Versuche, Wortarten nach dem Kriterium der Flektierbarkeit zu ermitteln, gar nicht neu, wie Jelinek in seiner „Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung“ von 1913/1914 berichtet. Die ersten Versuche, die Wortarten in „declinabiles“ und „indeclinabiles“ einzuteilen, werden den römischen Grammatikern zugeschrieben. Ca. 1618 teilt Johannes Kromayer die damals bekannten und verbreiteten acht Wortarten zuerst in „wandelbare und unwandelbare“, zu jeweils vier in einer Gruppe (vgl. Jelinek 1914, 74). Das Ratichianische Compendium Grammaticae Latinae (Köther 1620) ist insofern relevant, als dass es die Wortarten dichotomisch in „Declinabilium“ und „Indeclinabilium“ einteilt, weitere Einteilungen erfolgen z. B. mit Berücksichtigung dessen, ob ein Element „sine tempore“ oder „cum tempore“ ist (Jelinek 1914, 4). Dieses Werk hatte einen großen Einfluss auf die Einteilung der Wortarten auch im Deutschen, weil die Flexion schon im 17. Jh. als ein Einteilungskriterium für die Wortarten galt. Auf Christian Gueintz (1641) geht das folgende Konzept einer Einteilung zurück:

Das wandelbare Wort ist entweder «ohne zeit» oder «mit der zeit», ohne Zeit das «Nenwort» und «Vornenwort», mit der Zeit das «Zeitwort» und «Mittelwort». Das unwandelbare Wort ist entweder ein «Hauptwort» oder ein «Nebenwort», ersteres entweder «Beywort» (Adverb) oder «Vorwort», letzteres entweder «Fügewort» (Konjunktion) oder «Bewegewort» (Jelinek 1914, 74).

Neben einer dichotomischen Einteilung der Wortarten war ab dem 17. Jh. auch eine Dreiteilung verbreitet, die auf die semitische Grammatik und vereinzelt Auffassungen in der antiken Grammatik zurückzuführen ist. Die aufgestellten Kategorien sind demzufolge die nach Kasus flektierbaren Wörter (Nomina), die ohne Kasus flektierbaren Wörter (Verba) und nicht

flektierbare Einheiten – „*particulae*“. Laut Jellinek waren solche Einteilungen gar nicht selten, da sie z. B. bei Olearius, Bödiker, Bel, Gottsched, Aichinger, Hempel u. v. a. auftreten (vgl. Jellinek 1914, 74f.).

Wie bereits kurz erörtert, sind die Einteilungen der Wortarten nach der Zugänglichkeit zur Flexion bzw. der Art ihrer Flexion gar nicht neu. „Die innere Form des Deutschen“ von Hans Glinz bringt damit keine neuen Erkenntnisse in die Grammatikschreibung ein, indem die Wortarten nach ihrer Flektierbarkeit den neu aufgestellten Kategorien zugeordnet werden. Wie Gallmann (Gallmann 1990) berichtet, gehört zu den Stärken der Glinzschen Grammatik, dass sie die Wörter nach Lexemtypen klassifiziert (unter dem Begriff der Wortart), während „die traditionelle Grammatik [...] sich nie [hat] entscheiden können, ob sie Wortformen (grammatische Wörter) nach ihren individuellen Merkmalen oder nach den Merkmalen des Lexems, dem sie zuzuordnen sind, bestimmen soll“ (Gallmann 1990, 59). Die neueren Gebrauchsgrammatiken, die ab Mitte der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts erscheinen, folgen dieser Klassifikation, z. B. die Duden-Grammatik von Paul Grebe von 1959 (vgl. Gallmann 1990, 59). Weitere Werke, in denen die Glinzsche Auffassung über die Einteilung der Wortarten erscheint, werden wieder nach ihrem Autor alphabetisch geordnet und anschließend besprochen.

6.5.1. Einteilung der Wortarten

Bevor der Einfluss von Glinz auf die Einteilung der Wortarten bei anderen Autoren dargestellt wird, muss zuerst kurz auf die Glinzsche Einteilung eingegangen werden. Während Glinz in der „Inneren Form“ Wortarten klassifiziert wie: Vorgangswörter (Verben), Größenwörter, Artwörter, Stellwörter und Fügwörter (vgl. Glinz 1952, 458), modifiziert er dieses Modell in seinen späteren Werken. Er behält prinzipiell die Vorgehensweise aus der „Inneren Form“ bei, Lexeme nach ihrer Flexionszugänglichkeit einzuordnen, kommt aber teilweise zu anders aufgefassten Wortarten, wie z. B. im Buch „Der deutsche Satz“ von 1957. Dort benennt Glinz folgende Wortarten: Verb, Nomen, Pronomen (Stellvertreter und Begleiter des Nomens), Adjektiv und Partikel (vgl. Glinz 1957, 204). Da aber alle späteren Aufstellungen des Wortartensystems bei Glinz auf der „Inneren Form des Deutschen“ basieren, werden auch solche Übernahmen der späteren Einteilung in andere Grammatikmodelle in diesem Kapitel vereinzelt behandelt, da sie sich letztendlich grundsätzlich auf das Werk von 1952 zurückführen lassen.

In der Enzyklopädie „Die deutsche Sprache“ von Agricola (Agricola 1970) sieht man einen deutlichen Einfluss der 5-Wortarten-Lehre von Glinz, vor allem in der Klassifizierung der Wortarten nach dem rein morphologischen Kriterium der Flektierbarkeit. Die Einteilung folgt zwar dem späteren Glinz von 1957, die Vorgehensweise ist allerdings strikt an „Die innere Form“

angelehnt. Agricola teilt Lexeme nach morphologischen Merkmalen in Flektierbare und Unflektierbare. Die ersten werden nach der Art der Flexion in Konjugierbare und Deklinierbare eingeteilt, diese wiederum in Lexeme, die Artikel annehmen, Lexeme mit Komparationsfähigkeit sowie weitere deklinierbare Elemente. Die Unflektierbaren können aufgrund der fehlenden Flexionsfähigkeit nicht nach weiteren morphologischen Gesichtspunkten eingeteilt werden, sodass nur syntaktische Merkmale als Einteilungskriterium fungieren. Somit kommt Agricola zu folgenden Wortarten: Verben, Substantive, Adjektive, Pronomen und Partikeln (vgl. Agricola 1970, 834ff.). Der Einfluss von Glinz entstammt zwar nicht direkt der „Inneren Form“, er ist aber aufgrund der Deckungsgleichheit der Wortarten von Agricola mit den Wortarten aus dem „Deutschen Satz“ von 1957 auf jeden Fall vorhanden.

Dass der „Abriß der deutschen Sprache“ (erste Auflage von 1958) von Johannes Erben unter einem starken Einfluss der „Inneren Form“ steht, zeigt Erben, indem er am Anfang seines Werks als Motto eine Passage aus der „Inneren Form des Deutschen“ zitiert: „Die Grundeinheiten aller Sprache sind Satz und Wort“ (Glinz 1952, 455, zit. nach Erben 1958, 1). Im späteren Verlauf stellt Erben folgende fünf Wortarten in Hinsicht auf formal-morphologische Aspekte auf: Aussagewort (Verb), Nennwort (Substantiv), Beiwort (Adjektiv, Adverb), Fügewort (Präposition, Konjunktion) sowie größenbezügliche Formwörter (Pronomen). Diese fünf Wortarten werden in sog. höhere und niedere Wortarten von Erben eingeteilt, wobei der ersten Gruppe die Aussagewörter, Nennwörter und teilweise Beiwörter (Adjektive) zugeordnet werden, der zweiten die Formwörter, Fügewörter usw. (vgl. Erben 1969, 41ff., zit. nach Homberger 1993, 50f.). Die Abgrenzung der genannten Wortarten entspricht im Großen und Ganzen der Methode von Glinz, da sie in Hinsicht auf die Formbildung, den Bestand sowie die Verwendung von Erben beschrieben werden. Dabei kommt Erben teilweise zu anderen Kategorien als Glinz, auch die Terminologie ist nur zum Teil an Glinz angelehnt: „Zur Benennung der Begriffe benützt Erben teils die traditionellen lateinischen Fachwörter, zum größeren Teil aber deutsche 'sprechende' Namen, die z. T. aus »Innere Form« entnommen sind („Zielgröße, „Zuwendgröße“) [...]“ (Glinz 1965, 64f.).

Zu demselben Schluss bezüglich des Ausmaßes der Übernahme der Glinzschen Wortarten kommt Schmidt:

Weitgehende, wenn auch nicht völlige Übereinstimmung besteht in der Klassifikation der Wortarten ferner zwischen Hans Glinz und Johannes Erben. Dieser kommt in seinem „Abriß der deutschen Grammatik“ auf fünf Wortklassen (Schmidt 1973, 67).

Sowohl die Wortart Verb als auch das Substantiv von Erben decken sich mit der Auffassung von Glinz: Während dem Verb die entscheidende Rolle im Satz zugeschrieben wird, wird das Substantiv mit der logisch-grammatischen Funktion wie bei Glinz versehen (vgl. Schmidt 1973, 69f.). Trotzdem behauptet Schmidt: „Erbens Einteilung deckt sich in vielem mit der von Glinz“ (Schmidt 1973, 69f.), auch weitere Forscher wie Stepanowa/Helbig (Stepanowa/Helbig 1978) gehen stark davon aus, dass „[d]iese Aufgliederung [...] deutlich Anklänge an Glinz und Grebe

erkennen [läßt] (obwohl z. B. das Adverb anders eingeordnet ist)“ (Stepanowa/Helbig 1978, 28) sowie

In unverkennbarer, wenn auch etwas loserer Verbindung zu Glinz steht auch die Wortarteinteilung von J. Erben, der die Wortarten auffaßt als „Gruppen von Wörtern, die offenbar die gleiche Grundfunktion haben und bei ihrer Leistung im Rahmen des Satzes bestimmte, für die einzelnen Gruppen charakteristische Formbesonderheiten (Funktionskennzeichen) zeigen, zum Teil wohl auch an eine bestimmte – ihrer Leistung entsprechende – Stelle im Satz gebunden sind“ (Erben 1958, 18, zit. nach Stepanowa/Helbig 1978, 28).

Auch Glinz selbst beteuert, dass die Abgrenzung der Wortarten bei Erben auf seiner Einteilung aus der „Inneren Form“ und insbesondere auf dem „Deutschen Satz“ beruht (vgl. Glinz 1965, 64f.). Durch die zahlreichen genannten Aussagen gilt der Einfluss von Glinz als gesichert.

In seinem Aufsatz „Probleme und Tendenzen der Schulgrammatik“ von 1966 präsentiert Flämig (Flämig 1966²¹) eine Aufstellung des Wortartensystems, die „im Rahmen der Arbeitsgruppe Deutsche Sprache und Literatur beim Wissenschaftlichen Rat des Ministeriums für Volksbildung DDR“ (Helbig 1968b, 64f.) entstanden ist. In Anlehnung an Glinz (vgl. Helbig 1968b, 65) baut Flämig ein System auf, das konsequent grammatische Gesichtspunkte (d. h. das morphologische Kriterium der Flektierbarkeit und das syntaktische Kriterium der Distribution) verfolgt und somit den „bisher wohl konsequenteste[n] Versuch in der deutschen Grammatik [darstellt – MZG], die Wortarten nach einem möglichst einheitlichen, stets innergrammatischen (primär morphologischen) Kriterium festzulegen“ (Helbig 1968b, 65). Der Einfluss von Glinz ist laut Helbig vorhanden, da Flämig seine Einteilung der Wortarten an ihn anknüpft.

Auch in späteren Werken von Flämig ist der Einfluss der „Inneren Form“ sichtbar. Die Klassifikation der Wortarten in einem Lexikoneintrag unter dem Titel „Die Wortarten“, der in der „Deutschen Sprache“ von Agricola (Agricola 1970) veröffentlicht wurde, „stimmt im wesentlichen mit der Klassifikation überein, die H. Glinz [...] unterbreitet hat“ (Gulyga 1977, 80). Auch hier legt Flämig den Schwerpunkt auf das morphologische und syntaktische Kriterium und verzichtet auf die Berücksichtigung semantischer Aspekte. Obwohl sich Flämig laut Gulyga auf den „Deutschen Satz“ von Glinz bezieht, kann man hier trotzdem von einem indirekten Einfluss der „Inneren Form“ sprechen, da diese als Ursprung des gesamten Glinzschen Wortartensystems fungiert (vgl. Gulyga 1977, 80).

Laut Roelcke (Roelcke 2012) basiert die Terminologie des Dudens (die erste Auflage von 1959 unter der Leitung von Paul Grebe, aber auch spätere Ausgaben der Grammatik bis 2006)

auf derselben terminologischen, zum Teil auch konzeptionellen Grundlage, der Fünf-Wortarten-Lehre von Hans Glinz (zum Beispiel 1952/1973, 1957), der zufolge Verb, Substantiv (Nomen), Adjektiv, Begleiter oder Stellvertreter und Partikel unterschieden werden (Roelcke 2012, 9).

²¹ Flämig, Walter (1966): Probleme und Tendenzen der Schulgrammatik. In: Deutschunterricht (Berlin), 335, 6/1966

Des Weiteren stellt Roelcke das auf Glinz basierende Wortartensystem im Duden graphisch dar: Die Duden-Grammatik (1959/2006, 132ff.) geht von 5 Wortklassen aus. Die erste Einteilung erfolgt in flektierbare/veränderbare und nicht flektierbare/nicht veränderbare Wörter. Nicht flektierbare Elemente unterliegen keiner Veränderung mehr, sie werden also nach syntaktischen Kriterien als syntaktische, nicht lexikalische Wortarten eingeteilt und zwar in Präposition, Adverb, Subjunktion, Fokuspartikel, Verbpartikel usw. Flektierbare/veränderbare Lexeme zerfallen zuerst in konjugierbare und deklinierbare (nach Kasus). Konjugierbar ist das Verb, deklinierbar zum einen Lexeme mit festem Genus (Substantiv und substantivische Adjektivform), zum anderen Lexeme mit variablem Genus. Diese können entweder steigerbar und komparierbar sein (z. B. Adjektive) oder nicht (Pronomen, Artikelwörter) (vgl. Roelcke 2012, 7). Der Einfluss von Glinz auf die Einteilung der Wortarten bei Duden gilt laut Roelcke als vorhanden.

Auch in Hinsicht auf die Einteilung von Wortarten bei Hentschel/Weydt (Hentschel/Weydt 1990, aber auch spätere Auflagen des „Handbuchs der deutschen Grammatik“) berichtet Roelcke, dass sie auf der terminologischen und konzeptionellen Grundlage des Glinzschen Wortartensystems, das als Fünf-Wortarten-Lehre bezeichnet wird, entstanden ist. Demzufolge werden bei Hentschel/Weydt 1990/2003 folgende Wortarten unterschieden: Verb, Substantiv, Adjektiv, Pronomen als Stellvertreter und Begleiter des Substantivs sowie Partikel (vgl. Roelcke 2012, 9). Des Weiteren schreiben Hentschel/Weydt den genannten Wortarten auch weitere Merkmale zu, die sich auf die Art ihrer Bedeutung beziehen: Die Einteilung der Wortarten erfolgt zuerst nach Typen der Bedeutung (kognitive Prinzipien) in offene und geschlossene Klassen. Der ersten Klasse werden Autosemantika und Nennwörter sowie Elemente mit Wortartbedeutung und kategorieller Bedeutung zugeordnet, der geschlossenen Klasse gehören Deiktika und Zeigwörter an (vgl. Roelcke 2012, 9). Es folgen weitere Klassifikationsschritte und Beschreibungen der Zuordnung, auf die hier nicht mehr eingegangen wird. Der Einfluss von Glinz ist bei der Einteilung der Wortarten auch bei Hentschel/Weydt laut Roelcke vorhanden – zwar geht dieser unmittelbar von dem „Deutschen Satz“ aus und nur indirekt von der „Inneren Form“, allerdings kann aufgrund ihres Charakters als „Ursprungswerk“ auch von ihrem Einfluss ausgegangen werden.

Zwar stellt Lindgren (Lindgren 1967) in seinem Aufsatz „Morphem – Wort – Wortart – Satzglied“ keine eigene Klassifikation der Wortarten auf, aber er bezieht sich auf Glinz und seine „Innere Form“, indem er sagt, „[...] einer praktischen Gliederung der Wortarten [müßte] die Funktion im Satz zugrunde gelegt werden, wobei inhaltliche Kriterien erst zweitrangig für eine etwaige Untergliederung hinzutreten könnten. Dies entspricht weitgehend dem ursprünglichen System von Hans Glinz“ (Lindgren 1967, 221). Lindgren nennt im Verlauf seines Artikels noch einige Wortarten, die bestimmte Größen als Satzglieder aufbauen wie Verb, Nomen, Artwort,

Adverb, Pronomen und Präposition, allerdings stellt er dem Leser keine ausgereifte Klassifikation vor. Nichtsdestotrotz ist der methodische Einfluss von Glinz bei der potenziellen Einteilung von Wortarten bei Lindgren vorhanden.

In den „Grundfragen der deutschen Grammatik. Eine Einführung in die funktionale Sprachlehre“ von Wilhelm Schmidt (Schmidt 1973) findet man eine Wortartenklassifikation, die nach Anwendung mehrerer verschiedener Kriterien aufgestellt wurde (vgl. Stepanowa/Helbig 1978, 31; vgl. auch Helbig 1991, 17). Aus diesem Grund findet man in dieser Klassifikation Ansätze diverser Autoren, auch von Glinz. Laut Stepanowa/Helbig gehen die Kategorien „Stellvertreter und Begleiter“ sowie „Fügewörter“ auf Glinz zurück, neben der „Annahme von Funktionsklassen innerhalb einiger Wortarten (die angenommen werden – im Anschluß an Glinz –, wenn nicht alle der genannten Merkmale für die Wortarten zutreffen)“ (Stepanowa/Helbig 1978, 32). Zwar findet man die Wortart Stellvertreter und Begleiter erst in einem späteren Werk von Glinz – im „Deutschen Satz“ – allerdings, wie bereits mehrmals betont, geht auch dieses Werk ursprünglich auf „Die innere Form“ zurück, deren Einfluss auch bei Schmidt als vorhanden gewertet werden kann.

Des Weiteren findet man in der Sekundärliteratur zahlreiche Beschreibungen der Wortartensysteme, die vollkommen oder nur teilweise dem Glinzschen System (aus der „Inneren Form“ oder aus dem „Deutschen Satz“) entsprechen, obwohl keinerlei Verweise oder Informationen über die Quelle der Inspiration genannt werden, sodass diese Werke nicht kommentarlos aufgeführt werden können. Diese Tatsache könnte damit zusammenhängen, dass die Aufstellung der Wortarten sowie z. B. die Glinzschen sprachimmanenten Proben „in der Zwischenzeit weitgehend Gemeingut der Sprachwissenschaft, der Sprachdidaktik und schulischen Arbeitens in verschiedenen Bereichen geworden [sind – MZG]“ (Sitta 1988, 101) und dass der Faden zu ihrem Urheber aufgrund der massiven Verbreitung der Idee verlorengegangen ist. Entweder übernehmen Grammatikdarstellungen die Kriterien der Einteilung oder die fertige Aufstellung des Wortartensystems von Glinz.

Eine große Ähnlichkeit mit dem Glinzschen System weist die Beschreibung der Wortarten bei Bütow (Bütow 1982) in der „Kurzen deutschen Grammatik“ auf, obwohl Verweise auf Glinz sowohl im Text als auch im Literaturverzeichnis fehlen. Die Einteilung in einzelne Wortarten bei Bütow entspricht zwar nicht vollständig der Glinzschen Einteilung, allerdings verwendet Bütow dieselbe Vorgehensweise bei der Ermittlung von Wortarten: Er geht von der grundsätzlichen Bereitschaft der untersuchten Lexeme aus, die typischen Flexionsmerkmale einer Wortart anzunehmen (vgl. Römer 2006, 55).

Auch Engel (Engel 1977) geht von der Flektierbarkeit der Lexeme aus und nennt die Nichtflektierbaren „Partikeln“ (vgl. Engel 1977, 66). Zwar wird die „Innere Form“ von Engel nicht zitiert,

dafür aber „Der deutsche Satz“, allerdings hat Glinz in diesem Werk die ursprüngliche Wortartenlehre übernommen.

Die Wortarten bei Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1981) werden primär nach dem morphologischen Kriterium der Flektierbarkeit eingeteilt. Dies könnte auf Glinz zurückzuführen sein, allerdings wird dieser weder zitiert noch kommt ein eindeutiger rückschließender Kommentar zu Glinz hinzu. Der Einfluss ist somit nicht eindeutig feststellbar, obwohl auch die Einteilung der Wortarten der Glinzschen Einteilung ähnlich ist. Heidolph/Flämig führen nämlich folgende Wortarten auf: Verben, Substantive (mit Artikel), Adjektive, Pronomen und Unflektierbare (diese Gruppe wird weiter nach syntaktischen und semantischen Aspekten eingeteilt in: Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen) (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 490f.).

Auch die Einteilung der Wortarten bei Jung kommt dem Glinzschen System zum Teil nah, da dieser fünf Wortarten unterscheidet: Verben, Substantive einschließlich Artikel, Adjektive und Adverbien, Pronomina und Fügewörter (vgl. Jung 1966, 173). Die Gruppen decken sich teilweise mit der Aufstellung aus der „Inneren Form“, es fehlt aber auch die Beschreibung des Kriteriums, das bei der Einteilung eingesetzt wurde. Allerdings kann der Einfluss von Glinz vermutet werden, da Jung Hans Glinz als einen der Autoren nennt, die einen großen Einfluss auf die Entstehung der „Grammatik der deutschen Sprache“ ausgeübt haben (vgl. Jung 1966, Vorwort).

6.5.1.1. Übernahmen im Bereich der Größenwörter

Die Größenwörter fungieren bei Glinz als eine der Wortart-Gruppen, die in folgende Untergruppen eingeteilt wird: Größennamen (Substantiv der traditionellen Grammatik), Größenhinweise (bestimmter Artikel), Größenumrisse (unbestimmter Artikel), Größenzeichen (restliche Pronomen), Mengewörter (einige Adjektive, unbestimmte Zahlwörter) und die Zahlwörter (Kardinalzahlen).

Den Glinzschen Größennamen bzw. das Größenwort findet man an zwei Stellen in der Sekundärliteratur wieder. Agricola (Agricola 1970) spricht in seiner „Deutschen Sprache“ von der Grundfunktion des Größennamens, Wesen, Sachen und Abstraktes als Größe zu fassen und zu benennen, da eben das Nennen als die Hauptaufgabe dieser Elemente fungiert (vgl. Agricola 1970, 870). Der Einfluss von Glinz kann hier auf die eindeutige Übernahme des Begriffs „Größenname“ zurückgeführt werden.

Auch Pfleiderer (Pfleiderer 1962) verwendet den Glinzschen Terminus „Größenwort“, um auf Substantive zu referieren (vgl. Pfleiderer 1962, 403f.)

Bei Agricola wird auch der Begriff des Größenhinweises verwendet, allerdings mit einer anderen Bedeutung als bei Glinz. Während dieser unter dem Größenhinweis den bestimmten Artikel der traditionellen Grammatik auffasst, versteht Agricola die Personalpronomina der dritten Person „als echte Größenhinweise der semantischen Verknüpfung grammatisch voneinander unabhängiger Sätze“ (Agricola 1970, 893) und platziert sie demzufolge im Bereich der textuellen Wiederaufnahmen.

Eine starke Rezeption und zahlreiche Übernahmen sind mit der Wortart „Stellvertreter und Begleiter“ verbunden, allerdings wurde diese Kategorie erst im „Deutschen Satz“ in einer solchen Form aufgestellt und nicht erst in der „Inneren Form“, wo sie dem Bereich der Wortart-Gruppe Größenwörter zugeordnet war. Im Zuge der Umstrukturierung des Glinzschen Wortartensystems an manchen Stellen (vor allem Teilung und Neuordnung der Größenwörter) hat sich eben die spätere Aufstellung einer sehr großen Popularität in der deutschsprachigen Linguistik erfreut. Gegenüber der „Inneren Form“, in der Substantiv sowie Begleiter und Stellvertreter einer Wortart-Gruppe angehörten, die insgesamt in 5 Unterkategorien zerfiel, wurde dieser Bereich im „Deutschen Satz“ in nur zwei getrennte Wortarten eingeteilt. Da die Übernahmen aus dem Bereich der Wortart „Stellvertreter und Begleiter“ an sich ausschließlich den Einfluss des „Deutschen Satzes“ betreffen und nur sehr indirekt „Die innere Form“, müsste auf die Behandlung dieses Abschnittes verzichtet werden. Aufgrund der Tatsache, dass selbst Glinz im Vorwort zur sechsten Auflage der „Inneren Form“ über Übernahmen aus diesem Bereich berichtet, wird dieser nur auszugsweise beschrieben:

Der Begriff der Pronomen i. w. S. (mit Einbezug der Artikel und vieler Numeralien) wurde von der Duden-Grammatik theoretisch übernommen, praktisch aber nicht (indem der «Artikel» nach wie vor beim Substantiv behandelt wird, nicht im Zusammenhang mit den andern Pronomen): Der Begriff wurde weitgehend übernommen (wenn auch unter der Bezeichnung «Artikelformen») von Vater 1963 (Glinz 1973, 4).

Agricola (Agricola 1970) fasst Pronomina zum einen in ihrer Funktion als Stellvertreter einer Größe auf, zum anderen als ihr Begleiter (vgl. Agricola 1970, 890), allerdings versteht er die Artikel als Geschlechtswörter als Teil des Systems des Substantivs, da sie grammatische Informationen über sein Genus, Numerus und seinen Kasus wiedergeben (vgl. Agricola 1970, 893). Hier liegt der größte Unterschied zum Glinzschen System, in dem ein Artikel den Begleitern zugeordnet ist, nichtsdestotrotz kann der Einfluss von Glinz anhand der Terminologie und partieller Überschneidung der aufgestellten Kategorien festgestellt werden.

Im Buch „Grammatik verstehen“ stellt Boettcher (Boettcher 2009a) eine Wortart dar, die der Glinzschen sehr ähnlich ist, auch von der Terminologie her – die Wortart „Begleiter und Stellvertreter“. Diese Wortart umfasst wie bei Glinz auch den Artikel und besteht aus zwei syntaktisch motivierten Wortarten, wie der Name der Kategorie sagt. Sie wird – auch wie bei Glinz – anhand der Ersatzprobe ermittelt. Aufgrund der starken Ähnlichkeit zum Glinzschen System sowie der bereits belegten Übernahmen im Bereich der Proben und Ermittlung der

Satzglieder besteht eine begründete Annahme, dass Boettcher die Inspiration zur Aufstellung dieser Wortart aus den Werken von Glinz bekam, zumal er in den 70er Jahren innerhalb einer von Glinz herausgegebenen Reihe publiziert hat.

Auch im „Kleinen Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini“ von Conrad (Conrad 1975) findet sich die Glinzsche Wortart „Begleiter und Stellvertreter des Substantivs“ wieder. Als beteiligte Wortarten nennt Conrad Pronomina, Artikel und Numerale der traditionellen Grammatik, die als Begleiter ihre Bezugselemente als bekannt/unbekannt/nach ihrer Zahl bestimmen und als Stellvertreter „allgemeinste Wesensbegriffe“ (Conrad 1975, 50) aufrufen (vgl. Conrad 1975, 50). Dass dieser Lexikoneintrag eindeutig auf den Einfluss von Glinz zurückzuführen ist, kann anhand der Nennung seines Namens erkannt werden.

In Engelens „Einführung in die Syntax der deutschen Sprache“ (Engelen 1984) finden sich die Glinzschen Begleiter unter dem Begriff „Artikelwort“, den Engelen in Anlehnung an Heinz Vater verwendet (vgl. Engelen 1984, 47). Wie bei Glinz werden die dieser Wortart angehörenden Elemente während der Ersatzprobe ermittelt und zwar anhand des folgenden Paradigmas: Alle Elemente, die vor dem Substantiv stehen können, werden den Artikelwörtern zugeordnet. Allerdings fehlen hier die Stellvertreter des Substantivs, die erst zusammen mit den Begleitern als eine Wortart fungieren. Der Einfluss von Glinz auf Engelen ist nicht unmittelbar, da er erst mittels der Übernahme der Auffassung von Heinz Vater auf indirektem Wege erfolgt.

Auch bei Gallmann (Gallmann 1990), Drosdowski (Drosdowski 1984) und Grimm (Grimm 1970) taucht die Kategorie der Begleiter und Stellvertreter nur partiell und unter unterschiedlichen Namen auf, wie das folgende Zitat belegt: „Ich will diese Lexeme in Anlehnung an Helbig/Buscha (1984: 355-356) *Artikelwörter* nennen. Duden IV (1984: 314-315) spricht – in Nachfolge von Glinz (1952) – von *Begleitern* (des Nomens)“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Gallmann 1990, 199). Der Einfluss von Glinz kann auch hier bestätigt werden vor allem aufgrund der sichtbaren Übernahme der Terminologie. Grimm stellt des Weiteren fest, dass die einzige Möglichkeit, die Wortart „Artikel“ zuverlässig und vollständig zu ermitteln, die Untersuchung der syntaktischen Position der einzelnen Formen ist, wie dies Helbig und Vater bereits gemacht haben (vgl. Grimm 1970, 7). Durch die Verwendung der Umstellprobe und der Ersatzprobe stellt Grimm fest, dass Artikel zum einen nicht selbständig sind, da sie nur als Teil des Syntagmas fungieren und nur mit dem Hauptelement verschoben werden können, zum anderen werden mittels der Ersatzprobe alle Elemente ermittelt, die in der Position des Artikels stehen können (vgl. Grimm 1970, 8f.). Obwohl Grimm nur Bezug auf Vater und Helbig nimmt, hat die Methode zur Ermittlung von Einheiten ihren Ursprung bei Glinz (vgl. Glinz 1952, 275), auf der Vater nachweislich basiert.

Der stärkste nachgewiesene Einfluss der „Inneren Form“ im Bereich der Neueinteilung von Elementen, die stellvertretend für nominale Ausdrücke stehen oder diese begleiten, wurde auf

Heinz Vater ausgeübt. Wie in den bisherigen Ausführungen vermerkt, hatte Vater seinerseits auch sehr stark die deutschsprachige Linguistik auf diesem Feld beeinflusst – Vater spricht u. a. von Grimm und Duden (unter der Leitung von Grebe), die seine Sicht auf die Ermittlung und Einteilung des Artikels übernommen haben (vgl. Vater 1984, 207f.).

In Anlehnung an die „Innere Form des Deutschen“ geht Vater (Vater 1963) davon aus, dass es neben dem bestimmten und unbestimmten Artikel der traditionellen Grammatik auch weitere Elemente gibt, die in derselben Position auftreten können wie Demonstrativa oder diverse quantifizierende Wörter (vgl. Vater 1984, 207f.; vgl. auch Glinz 1973, 5). Basierend auf den umfangreichen Untersuchungen und der Methode von Glinz, verwendet Vater die Ersatzprobe, um den Umfang der Wortart Artikel festzustellen (vgl. Vater 1963, 38; vgl. auch Moskalskaja 1975, 48). Des Weiteren stützt er sich auf die Glinzschen Beispiele, um den Einfluss der untersuchten Artikel auf die Flexion der benachbarten Lexeme darzustellen: „Wie Beispiele von GLINZ zeigen, hat ein Adjektiv nach *solcher* die gleiche Endung wie nach einem andern Adjektiv bei 0-Form des Artikels“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Vater 1963, 39).

Anhand der oben aufgeführten Beschreibung konnte nun in kurzer Form dargestellt werden, dass aufgrund des Einflusses der „Inneren Form des Deutschen“ auf die Neuaufstellung der Kategorie Artikel bei Heinz Vater die Glinzsche Sicht eine mittelbare Verbreitung erleben konnte, da die Schriften von Vater in diesem Bereich der Grammatik stark rezipiert wurden.

Auch in dem Bereich der Glinzschen Leerstellen-Hinweis-Wörter können einige Übernahmen belegt werden. Dabei ist die genannte Wortklasse eine Kombination von zwei Kategorien: Die erste Kategorie bilden die Leerstellenwörter, die auch als *w*-Wörter bezeichnet werden und die „ihren Grundgehalt mit *w* als Leerstelle“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 134) bezeichnen. Im Grunde erschaffen sie diese Leerstelle, die mit dem Hinweiswort – dem *d*-Wort – ausgefüllt wird. Der Terminus „Hinweiswort“ fungiert dabei als ein „Sammelname für Größenumrisse und -hinweise“ (Glinz 1952, 494).

Bei Agricola (Agricola 1970) findet man die Glinzschen Hinweiswörter und Leerstellenwörter wieder. Die ersteren – die Wörter „auf *d*- haben gewöhnlich zielenden (demonstrativen) Charakter“, während die letzteren – die Wörter „auf *w*- [...] nur einen allgemeinen Umriß der von ihnen verkörperten Größe an[geben]“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Agricola 1970, 891). Dass diese Auffassung im Sinne von Glinz erfolgt, zeigt ein namentlicher Verweis auf ihn und seine Beschreibung dieser Elemente (vgl. Agricola 1970, 939). Somit ist der Einfluss von Glinz nachweislich belegt.

Bei Brinkmann (Brinkmann 1965) findet man den Begriff „Leerstelle“ in einigen Aufsätzen, dabei ist der Terminus nur einmal eindeutig mit dem Namen von Glinz verbunden und zwar in einem Aufsatz von 1965 unter dem Titel „Die Konstituierung der Rede“. Bei der Analyse des Satzes „Worauf paßt du denn auf?“ geht Brinkmann davon aus, dass das Element „worauf“ zu solchen Pronomina gehört, „die nicht einen Inhalt mitteilen, sondern nur als 'Leerstelle' (Glinz)

den kategorialen Umriß für einen Inhalt liefern, der dann durch eine Antwort (in Form einer Nennung) gegeben werden kann“ (Brinkmann 1965, in: Scherner 1981, 73). Es folgen weder in diesem Aufsatz noch in anderen weitere Ausführungen bezüglich der Leerstelle bzw. der Leerstellenwörter, sodass der Einfluss von Glinz zwar auf jeden Fall vorhanden ist, allerdings übernimmt Brinkmann sein Konzept nur partiell.

Erben (Erben 1964, auch Erben 1972) verwendet zwar nicht die Glinzschen Termini „Leerstellenwörter“ und „Hinweiswörter“, er übernimmt aber das dahintersteckende Konzept. Er beschreibt die ersteren als „Interrogativa“ und die letzteren als „Demonstrativa“ und berichtet nach Glinz, dass die Demonstrativa „ihren Grundinhalt als positiven Hinweis“ wiedergeben, während „die w-Wörter dagegen eine Leerstelle [umreißen], die auf diesen Grundinhalt hin angelegt ist“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 118f., zit. nach Erben 1964, 217). Aufgrund der Zitate aus der „Inneren Form des Deutschen“, die Erben für die Erklärung beider Wortgruppen verwendet, gilt der Einfluss von Glinz als nachgewiesen.

Bei Flämig (Flämig 1991) wird nur der Terminus „Leerstellenumriss“ verwendet – es sind laut Flämig die w-Wörter, die aber nicht als Fragewörter aufzufassen sind, sondern als Elemente, die eine Leerstelle kennzeichnen bzw. „umreißen“. An der Leerstelle können Einheiten aus den Person, Sache, Zeit, Ort usw. bezeichnenden Kategorien stehen, ohne dass die Referenzobjekte substantiell und konkret bezeichnet werden (vgl. Flämig 1991, 309). Der Einfluss von Glinz kann auch hier als vorhanden beschrieben werden, da Flämig bei dem Begriff des Leerstellenumrisses den Namen von Glinz angibt.

6.5.1.2. Übernahmen der Auffassung über das unflektierte Adjektiv vs. Adverb

Eine der wichtigsten Übernahmen im Bereich der Wortarten, die aus der „Inneren Form des Deutschen“ stammen, betrifft die Glinzsche Auffassung über die Unterscheidung zwischen dem unflektierten Adjektiv und dem Adverb. In der deutschsprachigen Linguistik im 18. und 19. Jh. gab es zahlreiche Grammatiker, die „die unflektierte Form des Adjektivs im prädikativen Gebrauch für ein Adverbium erklärt“ haben (Jellinek 1914, 101). Glinz nennt ein folgendes Beispiel, um die Problematik dieser Zuordnung zu zeigen: „Der Mann ist tapfer und kämpft tapfer“ (Glinz 1955/56, 330). Die traditionelle, sehr verbreitete Ansicht besagt, dass man im ersten Fall mit einem Adjektiv bzw. einem Eigenschaftswort zu tun hat, im zweiten Fall bezieht sich das Element „tapfer“ auf die Beschreibung des Vorgangs – sie erfordert also, dasselbe Wort aufgrund seiner verschiedenen Funktion im Satz einer anderen Wortart zuzuordnen (vgl. Glinz 1955/56, 330). Dies bemängelt Glinz und bezieht sich dabei auf andere Sprachen wie Englisch, Latein oder Französisch, die einen Unterschied zwischen dem unflektierten Adjektiv und dem Adverb kennen: „Er war sehr *schnell* – Er antwortete *schnell*“ gegenüber „He was

very *quick* – He answered *quickly*“ oder „Er ist *klug* – er handelt *klug*“ gegenüber „*Prudens est* – *Prudenter agit*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1999, 237; vgl. auch Glinz 1973, 5). Im Deutschen wird „genau das gleiche Wort in der genau gleichen Form“ (Glinz 1955/56, 330) in beiden Fällen gebraucht, dabei ist dieser Unterschied im Sprachsystem des Deutschen durchgehend und betrifft nicht nur vereinzelte Adjektive (vgl. Glinz 1955/56, 330).

Es muss betont werden, dass diese Erkenntnis nicht neu ist – schon Adelung fasst sowohl die unflektierten Adjektive als auch die adjektivischen Adverbien unter einer Wortart zusammen (vgl. Admoni 1960, 55). Nach Adelung vertraten auch J. Grimm, H. Paul und L. Sütterlin die Ansicht, es handele sich nur um verschiedene Verwendungsweisen derselben Wortart (vgl. Moskalskaja 1975, 46). Allerdings hat Glinz seit dem Erscheinen der „Inneren Form“ zur Verbreitung der Auffassung beigetragen, dass das Deutsche in solchen Fällen nicht zwischen dem Adjektiv und Adverb unterscheidet (vgl. Glinz 1999, 237; vgl. auch Glinz 1973, 5). Erben berichtet wie folgt über die Leistung von Glinz:

Er hat die für das heutige Deutsch sachlich ungerechtfertigte „Unterscheidung von unflektiertem Adjektiv und Adverb als eine bloße Fiktion“ (S. 193) erkannt und in einer neuen Wortart („Artwörter“) aufgehoben, glaubt indessen, die flexionslosen und steigerungsunfähigen „reinen Adverbien“ (z. B. *hier*) als „Stellwörter“ abtrennen zu müssen [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Erben 1953, 415).

Die Glinzsche Auffassung wurde in der deutschen Sprachwissenschaft sehr stark rezipiert und in die einzelnen Grammatikmodelle übernommen (vgl. Moskalskaja 1975, 46), im Folgenden werden die Autoren alphabetisch behandelt, die sich auch die Auflösung der Trennung „unflektiertes Adjektiv vs. Adverb“ zu eigen gemacht haben.

Agricola (Agricola 1970) geht in der „Deutschen Sprache“ wie Glinz davon aus, dass Sprachen wie Lateinisch, Französisch, Russisch und Englisch zwischen der adnominalen und adverbialen Verwendung der Adjektive unterscheiden und dass sich dies in den Unterschieden in der Wortform und demzufolge in der Zuordnung zu einer Wortart widerspiegelt. Obwohl das Deutsche über eine solche Möglichkeit gar nicht verfügt, wurde diese Besonderheit der Systeme der genannten Sprachen auch auf das Deutsche übertragen, was von Agricola bemängelt wird (vgl. Agricola 1970, 888). Er geht davon aus, dass das Adjektiv undekliniert Verben begleiten kann, in allen anderen Fällen verfügt es aber über Möglichkeiten der Formveränderung (vgl. Agricola 1970, 883). Obwohl der Name von Glinz oder von der „Inneren Form“ bei Agricola nicht fällt, kann der Einfluss seiner Auffassung auf die „Deutsche Sprache“ aufgrund zahlreicher anderer Übernahmen vor allem im Bereich der Satzglieder und Wortarten vermutet werden.

Hennig Brinkmann (Brinkmann 1962c) bezieht sich in seiner „Deutschen Sprache. Gestalt und Leistung“ eindeutig auf Hans Glinz, indem er schreibt, es werde nicht zu einem Adjektiv ein Adverb gebildet, sondern das Adjektiv verhält sich morphologisch anders in den Fällen, wo es zum einen attributiv und zum anderen adverbial verwendet wird. Im ersten Fall wird es

dekliniert, im zweiten Fall bleibt es unverändert (vgl. Brinkmann 1962c, 107f.). Ein klarer Einfluss von Glinz ist damit begründet, dass Brinkmann ihn in seinem Text namentlich nennt.

Der Einfluss von Glinz auf Johannes Erben (Erben 1958 und später) in Hinsicht auf die Übernahme der Auffassung über die Zuordnung des unflektierten Adjektivs gehört zu den meist beschriebenen in der Sekundärliteratur. Moskalskaja betont den Einfluss „in der Interpretation solcher Wortarten wie Substantiv, Verb, Adjektiv-Adverb in der Grammatik von Johannes Erben (Erben, 20ff., 95ff., 143ff.)“ (Moskalskaja 1975, 21f.). Brinkmann (Brinkmann 1962b) berichtet, dass im Anschluss an Hans Glinz und seine „Innere Form des Deutschen“ zahlreiche neuere Grammatiken die Unterscheidung zwischen dem Adjektiv und dem unflektierten Adjektiv aufgegeben haben, unter anderem gehört Erben zu diesen Autoren (vgl. Brinkmann 1962b, 111). Allerdings differenziert Erben nicht zwischen zwei Wortarten, sondern er subsumiert diese unter der Kategorie „Beiwort“, der Adjektive und Adverbien angehören. Insgesamt „fungieren sie als Begleitwörter, insbesondere des Verbs“ (Erben 1958, 103) und können attributiv, prädikativ und adverbial verwendet werden (vgl. Erben 1958, 107ff.). Der Einfluss von Glinz ist vorhanden und wurde neben den oben genannten Autoren auch durch Maxymtschuk festgestellt, der die Glinzsche Artangabe mit dem Beiwort von Erben in Verbindung bringt (vgl. Maxymtschuk 2006, 1).

Als der nächste Autor, der die Glinzsche Sicht auf die Problematik der Zuordnung von Adjektiven übernommen hat, kann Hans-Werner Eroms genannt werden. In seiner „Syntax der deutschen Sprache“ (Eroms 2000) berichtet Eroms, dass seit dem Erscheinen der „Inneren Form“ Adjektive in adverbialer Funktion der Wortart der Adjektive zugeordnet werden und nicht wie in zahlreichen bisherigen Darstellungen – der Wortart der Adverbien, was an die Beschreibungen solcher Sprachen wie Englisch, Latein oder Französisch angelehnt war, die über eine solche Einteilung tatsächlich verfügen. Diese Möglichkeit, die Zugehörigkeit eines Adjektivs zu den Adverbien morphologisch zu kennzeichnen, hat das Deutsche aber nicht (vgl. Eroms 2000, 31f.). Laut Trost gehört die „Syntax der deutschen Sprache“ von Eroms zu den zahlreichen Grammatiken, die unter dem Einfluss der „Inneren Form“ „Lexeme wie *schön* in adverbaler Position als 'Adjektive in adverbialer Funktion' interpretiert werden“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Trost 2006, 7f.). Somit kann auch hier der Einfluss von Glinz als vorhanden und nachgewiesen gelten.

Laut Flämig (Flämig 1991) ist die Diskussion über die Zugehörigkeit der unflektierten Adjektive zu der Wortart Adjektiv auf Glinz zurückzuführen (vgl. Flämig 1991, 495f.). Flämig geht davon aus, dass Adjektive grundsätzlich flektierbar sind, obwohl sie in unflektierter Form auch als Prädikative oder Adverbiale auftreten können, dagegen sind Adverbien prinzipiell nicht flektierbar (vgl. Flämig 1991, 183). Des Weiteren kritisiert Flämig den Begriff des Adjektivadverbs, der sich auf Adjektive in adverbialer Funktion bezieht, da diesem Terminus eine „Begriffsvermischung [zugrunde liegt, weil – MZG], die Begriffe 'Wortklasse' (Adverb) und 'Satzgliedfunktion'

(Adverbial) unzulässigerweise nicht unterschieden werden. Beide Begriffe sind strikt zu trennen“ (Flämig 1991, 183). Flämig folgt dieser Auffassung und geht in seiner „Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge“ davon aus, dass in solchen Fällen Elemente einer Wortart vorliegen, die aber in unterschiedlichen Satzgliedfunktionen auftreten (vgl. Flämig 1991, 495f.). Da Glinz im Text genannt wird, kann die oben beschriebene Auffassung Flämigs als von Glinz beeinflusst angesehen werden.

Die Glinzsche Auffassung der beschriebenen Problematik fand auch Eingang in die Duden-Grammatik, die 1959 unter der Leitung von Paul Grebe (Grebe 1959) neu bearbeitet wurde. Auch Grebe fasst undeklinierte Adjektive, die im Satz die Rolle einer Artangabe oder u. U. eines Attributs übernehmen, trotzdem als Adjektive auf und zwar im Gegensatz zur traditionellen Grammatik, die solche Verwendungsweisen unter der Wortart Adverb subsumiert hat. Dabei bezieht sich Grebe mit einer Fußnote auf den „Deutschen Satz“ von Hans Glinz (vgl. Grebe 1959, 206). Dabei wurde die Aufgabe der Zuordnung der unflektierten Adjektive zu Adverbien bereits in der „Inneren Form“ zum ersten Mal beschrieben und dieses Werk gilt somit als primär. Auch Brinkmann bestätigt die Übernahme der Glinzschen Darstellung durch die Duden-Grammatik von Grebe (vgl. Brinkmann 1962b, 111), was den Einfluss von Glinz belegt.

Auch Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1981) gehen in ihren „Grundzügen einer deutschen Grammatik“ auf die problematische Einteilung Adjektiv-Adverb im Deutschen ein, die sich an Beschreibungen solcher Sprachen wie Latein, Englisch oder Französisch orientiert. Diese Sprachen verfügen über die Möglichkeiten morphologischer Kennzeichnung der Elemente, die vom Adjektiv abgeleitet sind, aber den Adverbien zuzuordnen sind. Es bestehen also zwei unterschiedliche Wortarten, was im Deutschen nicht der Fall ist. Aus diesem Grund gehören Adjektive, die unterschiedliche Satzfunktionen ausüben, trotzdem ein und derselben Wortart an (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 621):

Es gilt also, Satzgliedfunktionen (Prädikativ/Adverbial) und Wortklassencharakteristik (Adjektiv/Adverb) strikt auseinanderzuhalten, wobei sowohl zu berücksichtigen ist, daß bestimmte Satzglieder durch verschiedene Wortgruppen/Wortklassen repräsentiert werden können, als auch die Tatsache, daß verschiedene Satzgliedfunktionen durch die gleichen Wortgruppen/Wortklassen wahrgenommen werden (Heidolph/Flämig 1981, 621f.).

Daraus ergibt sich, dass Heidolph/Flämig grundsätzlich den morphologischen Gesichtspunkten folgen und die Einteilung in Adjektive und Adverbien nach der Zugänglichkeit der untersuchten Elemente zur Flexion vornehmen (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 621f.). Obwohl der eindeutige Einfluss von Glinz nicht nachgewiesen werden kann, da Verweise oder Vermerke im Text fehlen, kann dieser anhand folgender Punkte vermutet werden: Heidolph/Flämig übernehmen das Konzept des Leitglieds als des strukturellen Satzentrums sowie zahlreiche Termini von Glinz. Da auch der Argumentationsstrang über die Zuordnung der unflektierten Adjektive zur Wortart Adjektiv der Glinzschen Argumentation aus der „Inneren Form“ sehr stark ähnelt, kann zumindest von einem möglichen, indirekten Einfluss ausgegangen werden.

Lindgren gehört zu den Autoren, die zahlreiche Ansätze aus dem Glinzschen Grammatikmodell übernommen haben. In seinen Artikeln von 1966 und 1967 macht er sich das Verfahren, das zur Ermittlung der Satzglieder führt sowie das Konzept der Satzglieder und deren Benennung zu eigen. Diese Übernahmen werden jedes Mal eindeutig mit dem Namen von Glinz, dem Urheber, verbunden, was seinen Einfluss auf Lindgren eindeutig nachweist. Im Artikel „Das Artwort als Satzglied“ von 1969 (Lindgren 1969) kritisiert Lindgren die Haltung der traditionellen Schulgrammatik, die Adjektive in prädikativer Verwendung und Adjektive in adverbialer Verwendung zwei unterschiedlichen Wortarten zuordnet. Wie Glinz befürwortet auch Lindgren die Vorgehensweise, die Zugehörigkeit beider Elemente zur Wortart Adjektiv festzustellen, dabei aber von zweifacher syntaktischer Verwendung auszugehen (vgl. Lindgren 1969, 115). Zwar fehlt der eindeutige Bezug auf Glinz an dieser Stelle des Artikels, allerdings bezieht sich Lindgren darin auch auf das Artwort in der Satzgliedfunktion. Diese terminologische Übernahme kann als ein Ansatz für die Feststellung des Glinzschen Einflusses auch in Bezug auf die Unterscheidung Adjektiv – Adverb gelten.

Während der Recherche für die vorliegende Dissertation wurde eine Reihe von Darstellungen in der Sekundärliteratur gefunden, die der Glinzschen Auffassung über das unflektierte Adjektiv vs. Adverb fast identisch sind, obwohl weder Glinz noch ein Werk von ihm als Literaturquelle angegeben wurde. Als Beispiele solcher Beschreibungen können die Werke von Griesbach/Schulz (Griesbach/Schulz 1960), Schmidt (Schmidt 1973) oder Weinrich (Weinrich 1993) genannt werden. Ein möglicher und vorstellbarer Grund für das Fehlen eines Hinweises auf Glinz ist die Tatsache, dass die wichtigste Referenzgrammatik sowohl für Linguisten als auch für Laien – die Duden-Grammatik – die Glinzsche Auffassung seit 1959 aufgenommen und auf diese Art auch zur Verbreitung dieses Konzepts beigetragen hat. Denkbar ist, dass andere Autoren diese Auffassung in die eigenen Grammatikmodelle implementiert haben, ohne die Quelle anzugeben und somit indirekt unterstützt haben, dass sich die Idee „verselbständigt“ hat, so wie es bereits im Bereich der Verbreitung der Glinzschen sprachimmanenten Proben geschah. Trifft dies zu, dürfte man davon ausgehen, dass der Einfluss der „Inneren Form“ auch in diesem Bereich der Auffassung von Wortarten stärker ist, als die eindeutigen Belege (Verweise, Vermerke, Literaturangaben) dies feststellen lassen.

6.5.2. Fazit

In besonderem Grade ist der Verf. für seine unverdrossene Mühe zu loben, die Wortarten Pronomen, Adverb, Präposition und Konjunktion zu untersuchen. Diese Kategorien sind unzweifelhaft von der grammatischen Forschung bisher nicht in demselben Ausmass wie die formal und semantisch durchsichtigeren Wortarten des Nomens und des Verbums berücksichtigt worden (Hermodsson 1955, 261).

In diesen Worten äußert sich Hermodsson über die Leistung von Glinz, die sich auf die Beschreibung der einzelnen Wortarten bezieht und die nun im vorherigen Kapitel behandelt wurde. Tatsächlich sind – neben den Übernahmen des Glinzschen Wortartensystems – die Bereiche des Substantivs (also die Größenwörter mit den Unterkategorien) sowie die Verben am stärksten rezipiert worden. Es muss aber noch erwähnt werden, dass das Verb bei Glinz und demzufolge die Übernahmen der einzelnen Konzepte weniger im morphologischen Zusammenhang (als Wortart), sondern verstärkt als ein Satzglied behandelt wurde und demzufolge sind die Übernahmen ausschließlich des Glinzschen Verbs in der Rolle als Leitglied in der Sekundärliteratur vorhanden. Das von Hermodsson erwähnte Pronomen in der Rolle des Stellvertreters und Begleiters des Substantivs wird erst im Werk „Der deutsche Satz“ von 1957 beschrieben, dabei wurde der Grundstein für dieses Konzept bereits in der „Inneren Form“ gelegt. Auf lebhaftere Rezeption und demzufolge vermehrte Übernahmen stieß die Auffassung von Glinz, dass das unflektierte Adjektiv – entgegen der starken Tradition in der bisherigen Grammatik – nicht mehr zur Wortart Adverb gerechnet wird, sondern aufgrund seiner Flexionsfähigkeiten zur Wortart Adjektiv. Dabei wurde vermerkt, dass diese Auffassung sich großer Popularität erfreute, obwohl der tatsächliche Umfang ihres Einflusses nicht vollständig eingeschätzt werden kann, da die eindeutigen Verweise auf Glinz in sehr ähnlich formulierten Auffassungen fehlen, obwohl diese höchstwahrscheinlich mehr oder weniger an Glinz angelehnt sind.

Des Weiteren nennt Hermodsson auch Präpositionen und Konjunktionen, auf deren funktionale, syntaktische Untersuchung Glinz in seiner „Inneren Form“ auch starken Fokus gelegt und sie zu einer Funktionswortart „Fügteile“ zusammengefasst hat. Auch dieses Konzept fand einige Nachahmer, was im entsprechenden Kapitel beschrieben wurde.

Alle anderen Bereiche der Wortartbeschreibung wurden zwar rezipiert, allerdings nur sehr vereinzelt übernommen. Es hängt sehr wahrscheinlich damit zusammen, dass „Die innere Form“ viele Felder zwar neu geordnet hat, dies aber nicht unbedingt überzeugend. Dabei setzte Glinz mit ihrem Nachfolger, „Dem deutschen Satz“, an diesen Stellen an und brachte viel mehr Ordnung in das bereits Angesprochene, sodass die meisten Konzepte aus dem Bereich der Wortarten eben auf dieses spätere Werk zurückgehen.

6.6. Übernahmen von Auffassungen, die sich auf Flexionskategorien beziehen

6.6.1. Anzahl und Auffassung der Tempora

Der mögliche Einfluss der in der „Inneren Form des Deutschen“ aufgefassten Konzepte im Bereich der Flexionskategorie Tempus bezieht sich auf zwei Felder: Zum einen geht es um die Gegenüberstellung der Tempora Perfekt und Präteritum, zum anderen um das von Glinz vorgeschlagene Zwei-Tempus-System.

Laut Glinz (Glinz 1999) hat sich im ersten genannten Bereich Folgendes durchgesetzt:

Der Nachweis, dass Perfekt und Präteritum nicht eine je besondere „Art der Vergangenheit“ ausdrücken, sondern dass die Wahl des einen oder andern primär von stilistischen Faktoren abhängt (das Perfekt besteht immer aus mindestens zwei Wörtern, die oft einen Rahmen für den ganzen Satz/Teilsatz bilden, während das Präteritum einwortig ist, somit keinen Rahmen bildet und daher schlanker und eleganter wirkt) (Glinz 1999, 236f.).

Dieser Einfluss auf die deutschsprachige Linguistik konnte anhand der bearbeiteten Sekundärliteratur so gut wie gar nicht festgestellt und somit nicht nachgewiesen werden. Die Darstellungen, die sich auf diesen Bereich des Glinzschen Einflusses beziehen, gehen allerdings eher deskriptiv vor, als dass sie das Konzept in die jeweiligen Grammatikmodelle implementieren.

Moskalskaja (Moskalskaja 1975) berichtet von der Auffassung von Glinz, Präteritum und Perfekt seien „Konkurrenten für einen Inhalt“ (Glinz 1952, 360, zit. nach Moskalskaja 1975, 105), dabei wird die Darstellung des Imperfekts als Tempus der unvollendeten Vergangenheit und des Perfekts in Bezug auf die vollendete Vergangenheit von Glinz stark kritisiert (vgl. Glinz 1952, 61, zit. nach Moskalskaja 1975, 104). Die einzige Feststellung von Moskalskaja, die der Glinzschen Auffassung bezüglich der stilistischen Unterschiede zwischen den beiden Tempora tatsächlich ähnelt, lautet wie folgt:

In der gepflegten literarischen Prosa wird die Grenze zwischen dem Perfekt und dem Präteritum zuweilen aus stilistischen Gründen verschoben. So wirkt zum Beispiel der Ersatz des Perfekts durch das Präteritum als dichterisch, als gehoben ([...] Glinz¹, 364) (Moskalskaja 1975, 107).

Bezugnehmend auf Glinz stellt Agricola (Agricola 1970) das Präteritum dem Perfekt gegenüber: Präteritum bezieht sich ausschließlich auf die in der Vergangenheit zu platzierenden Ereignisse, d. h. es „bezeichnet ein Geschehen als vor dem Redemoment ablaufend“ (Agricola 1970, 846). Laut Agricola bezeichnet Glinz Ereignisse im Präteritum als „nur vergangen, heute nicht mehr gültig“ (Agricola 1970, 846). Dagegen beschreibt das Perfekt laut Glinz ausschließlich vollzogene Geschehen. Der Bezug auf abgeschlossene Ereignisse ergibt sich aus der grammatischen Form des Perfekts, die aus einer neutralen Präsensform eines Hilfsverbs und dem Partizip Perfekt eines Vollverbs besteht. Die Bedeutungskomponente „vollendet, abgeschlossen“ wird dabei von dem Partizip Perfekt beigesteuert (vgl. Agricola 1970, 848).

Weitere Stellungnahmen zu dieser Problematik wurden in der Sekundärliteratur nicht gefunden, obwohl Glinz diesen Bereich als von ihm beeinflusst ansieht.

Einige Stellungnahmen bietet die Sekundärliteratur zur Glinzschen Auffassung des Zwei-Tempus-Systems, obwohl weder Glinz diesen Bereich als einflussreich für die germanistische Sprachwissenschaft ansah noch Übernahmen des Systems in den Grammatikdarstellungen zu finden sind. Der Hauptgedanke des „Zwei-Zeiten-Schemas“ (Dittmann 1976, 133) basiert auf einer binären Einteilung und somit auf der Opposition von „allgemein“ vs. „vergangen“, da Glinz von der folgenden Annahme ausgeht:

Von dieser Grundprägung her ist es verständlich und innerlich berechtigt, daß man die Zeitformen als wichtigste Unterscheidung am Verb betrachtet und behandelt hat, nicht nur im Griechischen, wo es sechs einfache Zeitformen gab, sondern auch im Deutschen, wo wir nur zwei solche Formen haben (Glinz 1952, 103).

Agricola (Agricola 1970) geht deswegen davon aus, dass Präsens und Präteritum

in Hinblick auf ihre Funktionen als die Grund- oder Haupttempora angesehen werden [können – MZG]. Präsens und Präteritum stellen das Geschehen als solches in seinem Ablauf dar; das Präteritum schränkt das allgemeine Geschehen auf den Wert des Vergangenen ein. Die analytischen Formen (Verbalgefüge) gelten als Nebentempora, die eine subjektive Stellungnahme als besondere Perspektive mitbezeichnen (Agricola 1970, 851f.).

Moskalskaja beschreibt deswegen Präsens – in Anlehnung an Glinz – als ein Tempus, das „allgemein und daher auch jetzt gültig“ ist (Glinz 1952, 103, zit. nach Moskalskaja 1975, 93) und stellt es dem Präteritum gegenüber. Es handelt sich hierbei um eine „zeitindifferente oder neutrale“ (Agricola 1970, 842) Form, auch Kluge nennt sie nach Glinz „allgemein“ (Kluge 1969, 63). Der Einfluss von Glinz auf die Auffassung von Präsens gilt bei beiden Autoren als nachgewiesen, da sie sich namentlich auf ihn beziehen.

Auch bei Lindgren findet man eine positive Stellungnahme dem Glinzschen System gegenüber. Er begrüßt zum einen die Einteilung, zum anderen aber auch die Benennungen beider Tempora, dabei verwendet Lindgren den Terminus „allgemein“ zur Beschreibung des Präsens auf die Gegebenheiten „der natürlichen Sprachentwicklung“, die nicht

zuerst die Begebenheiten der Umwelt logisch analysiert und für diese Kategorien dann entsprechende Formen geschaffen [hat – MZG]. Eher ist wohl anzunehmen, dass anfangs ein Ausdrucksmittel für das ganze undifferenzierte Bedeutungsfeld gebraucht wird, und dass besondere Ausdrucksmittel für gewisse Teile des Gesamtfeldes erst dann geprägt werden, wenn es nötig wird, genauere Abstufungen auszudrücken (Lindgren 1960, 327).

Das Glinzsche Tempussystem findet sogar bei Lindgren im Buch „Über den oberdeutschen Präteritumsschwund“ von 1957 Verwendung, indem er davon ausgeht, dass die Glinzsche Auffassung zur Erläuterung der dort beschriebenen Phänomene besser geeignet ist als das klassische, traditionelle Modell (vgl. Lindgren 1960, 332).

Anhand der genannten Darstellungen konnte eine geringfügige Rezeption und sogar die Weiterverwendung der Glinzschen Darstellung des Zwei-Tempus-Systems beschrieben werden. In der Sekundärliteratur findet man einige sehr ähnliche Beschreibungen, die ausschließlich Präsens und Präteritum als Tempora des Deutschen darstellen – genannt seien Eroms (vgl. Eroms 2000), Brinkmann (unklar, welches Werk – zit. nach Agricola 1970, 851), Engel (vgl. Engel 1988, 494) und Boettcher (vgl. Boettcher 2009a, 25f.). Da der Gedanke, dass das Deutsche nur über zwei Tempora verfügt, nicht neu ist (vgl. Erörterungen dazu von Jellinek 1914, 329f.), und eindeutige Nachweise in Form von Literaturangaben fehlen, kann der potenzielle Einfluss von Glinz auf diesen Teilbereich der Syntax nicht nachgewiesen werden.

6.6.2. Auffassung und Zuordnung des Imperativs

Obwohl Glinz in keiner Stellungnahme den Imperativ nennt, dessen Auffassung sich in der deutschsprachigen Linguistik verbreitet hat, gibt es zumindest eine Darstellung, die sich auf die Auffassung des Imperativs in der „Inneren Form des Deutschen“ bezieht – es handelt sich dabei um die „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ von Olga Moskalskaja (Moskalskaja 1975).

Aufgrund der Tatsache, dass der Imperativ nur aus zwei Formen besteht, stellt Glinz sie „außerhalb des übrigen Systems, weil sie sich im Satzgebrauch von den gewöhnlichen Leitgliedern unterscheiden“ und „ein eigenes System“ bilden, das „gegenüber dem Gesamt“ steht (Glinz 1952, 111) – der Imperativ gehört bei Glinz nämlich nicht zu den Sagweisen (Modi der traditionellen Grammatik). Er gilt als eine der Kategorien, die aus der griechischen und lateinischen Grammatikschreibung übernommen wurde und somit keine Kategorie darstellt, die aus dem Deutschen selbst entwickelt wurde (vgl. Donhauser 1986, 16; vgl. auch Jellinek 1913, 34). Des Weiteren muss erwähnt werden, dass die Auffassung des Imperativs als einer getrennten Kategorie bereits eine Tradition im Deutschen hat. J. B. Basedow vertritt in seinen Werken von 1759 und 1774 die Auffassung über zwei Modi – den Indikativ und den Konjunktiv, allerdings kann diese Reihe potenziell um den Imperativ und den Infinitiv erweitert werden (vgl. Jellinek 1914, 319). S. H. A. Herling stellt in seiner „Vergleichenden Darstellung von Tempus und Modus“ von 1840 den Imperativ nicht als einen verbalen Modus dar, sondern als einen weiteren Satzmodus wie Aussagesatz oder Fragesatz (vgl. Donhauser 1987, 46 und 57). Weitere Autoren betrachten den Imperativ zwar als Modus, stellen ihn aber den Modi Indikativ und Konjunktiv als Gegensatz gegenüber mit der Begründung, diese Gegenüberstellung sei auf die semantischen und formalen Besonderheiten des Imperativs zurückzuführen (vgl. Donhauser 1986, 43). Auch der Umfang dieser Kategorie ist strittig. So gut wie alle Autoren zählen die Form der 2. Person Singular zum Imperativ (vgl. Donhauser 1986, 31), dabei fassen manche ausschließlich diese Form als Imperativ auf, bei manchen wird das Spektrum in Hinsicht auf morphologische, syntaktische und sogar semantische Faktoren stark erweitert, so dass der Imperativbegriff der Aufforderung gleichgesetzt wird (vgl. Donhauser 1986, 51).

Sowohl Thieroff (Thieroff 1992) als auch Moskalskaja selbst betonen den Einfluss der Glinzschen Auffassung des Imperativs auf die Darstellung in der „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ (Moskalskaja 1975). Sie selbst sieht den Ursprung ihres Gedankens in der zeitgenössischen Literatur, die von dem Standpunkt ausgeht, „daß der Imperativ nicht mit dem Indikativ und dem Konjunktiv in eine grammatische Kategorie zusammengehört, sondern ihnen als eine ganz selbständige kategorielle Form gegenübersteht“ (Moskalskaja 1975, 75f.), wobei sie mit einer Literaturangabe explizit auf Glinz und seine „Innere Form“ hinweist. In der Untersuchung des Imperativs nimmt Moskalskaja einen starken Bezug auf formale Kriterien (vgl. Donhauser 1986, 44), die sich letztendlich in der „Untergliederung der finiten Formen in

Imperativ – Nichtimperativ, in Konjunktiv – Indikativ innerhalb des zweiten Gliedes dieser Opposition“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Moskalskaja 1975, 75) widerspiegeln. Die bereits genannte Orientierung an formalen Kriterien, die zu einer solchen Einteilung führt, stützt sich auf die differenzierenden Merkmale des Imperativs gegenüber dem Konjunktiv und Indikativ, die auf paradigmatischer und syntagmatischer Ebene zu finden sind (vgl. Donhauser 1986, 44). Unterschiede auf der paradigmatischen Ebene beziehen sich auf das unvollständige Flexionsparadigma des Imperativs, da nur die Position der 2. Person Singular und Plural besetzt ist. Unterschiede auf der syntagmatischen Ebene ergeben sich aus der Verteilung der Modi auf die Satztypen – während der Imperativ an einen bestimmten Satztypus gebunden ist, kommen weder der Konjunktiv noch der Imperativ in diesen Umgebungen vor (vgl. Moskalskaja 1975, 75f.). Der Einfluss von Glinz gilt durch die Literaturangaben von Moskalskaja als nachgewiesen, aber auch Thieroff bestätigt, dass Moskalskaja den Ausführungen von Glinz folgt (vgl. Thieroff 1992, 9f.).

Auch Eroms (Eroms 2000) geht davon aus, dass der Modus im Deutschen nur zwei Kategorien besitzt – Indikativ und Konjunktiv (vgl. Eroms 2000, 131). Zwar übernimmt Eroms zahlreiche Bereiche von Glinz, allerdings ist es unmöglich nachzuweisen, ob auch diese Auffassung an der Glinzschen Darstellung angelehnt ist und das trotz der starken Ähnlichkeit. Die gleiche Schwierigkeit in der Zuordnung des Einflusses besteht bei Eisenberg. Auch er geht von der Annahme aus, Imperativ vor allem aus morphosyntaktischen Gründen nicht zusammen mit anderen Modi behandeln zu können, obwohl einige semantische Gründe dafür sprechen würden (vgl. Eisenberg 1986, 105). In einer späteren Auflage des „Grundrisses der deutschen Grammatik“ zählt Eisenberg (Eisenberg 2006) nur Indikativ und Konjunktiv zu den Modi, Imperativ wird erst im Kapitel „Gesamtbau des verbalen Paradigmas“ behandelt. Obwohl die graphische Darstellung der Zuordnung finiter Verbformen sehr stark an die Glinzsche Auffassung erinnert, kann der Einfluss oder zumindest der Zusammenhang zwischen den beiden Auffassungen nicht eindeutig festgestellt werden – „Die innere Form des Deutschen“ wird in beiden Texten nicht zitiert, sondern nur in der Auflage von 1986 im Literaturverzeichnis aufgelistet.

6.6.3. Neustrukturierung des Bereichs „Konjunktiv“

Ein weiterer wichtiger Beitrag von Glinz zur Neugestaltung der bisherigen tradierten Grammatikschreibung bezieht sich auf die Neustrukturierung des Bereichs „Konjunktiv“. Die traditionelle Grammatik teilte die Konjunktivformen in z. B. Konjunktiv Präsens, Konjunktiv Imperfekt und Konjunktiv Plusquamperfekt, obwohl diese Formen „funktional und semantisch nichts mit einem Imperfekt (bzw. Präteritum) zu tun“ haben (Glinz 1999, 236f.). Die Termini basieren dabei auf der Benennung der Tempora, da solche Formen wie „sei“ oder „wäre“ von der

präsentischen bzw. präteritalen Verbform abgeleitet sind (vgl. Glinz 1999, 237). Glinz hat in seiner „Inneren Form“ und auch in späteren Schriften das Fehlen des oben genannten funktionalen und semantischen Zusammenhangs nachgewiesen, solche Kategorien wie z. B. „«Konjunktiv Imperfekt» und «Konjunktiv Plusquamperfekt» von diesen Vergangenheitsformen“ abgelöst und diese „als zweiter Konjunktiv (mit dem groben Wert «nur gedacht») zum Präsens bzw. Perfekt (also Konjunktiv I und II des Präsens und des Perfekts [...]“ (Glinz 1973, 5) gestellt.

Dabei ist der Gedanke über den fehlenden Zusammenhang zwischen der grammatischen und physikalischen Zeit beim Modus nicht neu – Glinz weist dabei auf Arbeiten von Wilhelm Bruckner²² und von Otto Behaghel²³ hin, die betont haben, dass zwischen dem Konjunktiv Präsens und Konjunktiv Imperfekt keine Unterschiede zeitlicher, sondern modaler Natur vorliegen (vgl. Glinz 1952, 105).

Während Glinz in der ersten Auflage der „Inneren Form“ die Termini „anzunehmen“ und „nur zu denken“ für die Beschreibung beider Konjunktivformen verwendet, wird in der Beilage zur sechsten Auflage des Werks eine Lesehilfe angeboten, wo zahlreiche Begriffe durch einfachere bzw. gängigere ersetzt werden. Dies betrifft auch die beiden genannten Termini – unter „anzunehmen“ wird nun „Konjunktiv I («Konjunktiv Präsens bzw. Perfekt»)“ verstanden, „nur zu denken“ ist dem „Konjunktiv II («Konjunktiv Imperfekt bzw. Plusquamperfekt»)“ (Glinz 1973, Beilage, 2) gleichgestellt, wobei diese Umbenennung bereits 1965 erfolgte (vgl. Jäger 1971, 275).

Zu den Autoren, die von der Glinzschen Auffassung des neustrukturierten Konjunktiv-Bereichs beeinflusst wurden, zählt Glinz Walter Flämig und Sigfried Jäger (vgl. Glinz 1973, 5), deren einzelne Darstellungen nun in Hinblick auf die Übernahmen der oben genannten Auffassung im weiteren Verlauf des Kapitels detailliert erörtert werden.

Die Darstellung der Sagweise (Modus der traditionellen Grammatik) wird in der „Inneren Form“ im Kontext der Beschreibung des verbalen Formparadigmas aufgegriffen. Dabei setzt Glinz drei Sagweisen an – „fest, anzunehmen, nur zu denken“ – und spaltet den Konjunktiv der traditionellen Grammatik in zwei Formen je nach dem Ursprung der Form des Leitglieds auf: Formen, die präsentiellen Formen entstammen, gehören zur Kategorie „anzunehmen“ und Formen, die präteritalen Formen zu entnehmen sind, gehören zur Kategorie „nur zu denken“ (vgl. Glinz 1952, 108ff.; vgl. auch Glinz 1952, 367). Die Einteilung bei Glinz richtet sich also nach morphologischen Gesichtspunkten, dabei werden im Bereich der Sagweise dem Indikativ zwei Konjunktive gegenübergestellt.

²² Bruckner, Wilhelm (1933): Abriß der Deutschen Sprachlehre für höhere schweiz. Schulen, 105

²³ Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax, II, 219

Eine der Konsequenzen der Auffassung von Glinz über zwei Tempora im Deutschen ist, dass der Formbestand des Konjunktivs entsprechend gering ist und nur aus zwei Formen besteht (siehe Abbildung in Glinz 1952, 105).

Als erste Form wird Konjunktiv Präsens kurz erläutert, dessen Kernbedeutung von Glinz folgendermaßen dargestellt wird: „nur nach Angabe eines andern oder nach Vermutung angeführt, ohne Gewähr auf die Richtigkeit; nur erfordert; postuliert; «anzunehmen»“ (Glinz 1952, 108). Als Beispiele für Konjunktiv Präsens nennt Glinz Sätze wie „Man sagt, er sei krank“ (Glinz 1952, 108), aber auch „Es sei ein Zug entgleist“ (Glinz 1952, 107). Anhand dieser Beispiele kann man schließen, dass Glinz unter Konjunktiv Präsens jegliche konjunktivischen Verbformen versteht, die mithilfe des Konjunktiv Präsens gebildet werden – zu diesen Formen zählen auch die Konjunktivform des Perfekts und zwar als eine Zusammensetzung von Konjunktiv Präsens vom Hilfsverb „haben“ oder „sein“ plus Partizip Perfekt eines Vollverbs.

Als die zweite Sagweise wird Konjunktiv Imperfekt aufgeführt und zwar mit der Bedeutung „nur denkmöglich, wahrscheinlich nicht eintretend (oder denkmöglich gewesen, nun nicht eingetreten); meist als Bedingung, oder von Bedingung abhängig; «nur zu denken»“ (Glinz 1952, 108). Als Beispiele nennt Glinz unter anderem den folgenden Satz: „Wenn er krank wäre, hätte er uns geschrieben“ (Glinz 1952, 108). Anhand dieses Beispiels lässt sich feststellen, dass Glinz unter Konjunktiv Imperfekt auch andere konjunktivische Verbformen versteht, die mithilfe eines Elements im Konjunktiv Imperfekt gebildet werden – zu diesen Formen zählt nämlich auch der Konjunktiv des Plusquamperfekts, der als eine Zusammensetzung von folgenden Verbformen gilt: Konjunktiv Imperfekt vom Hilfsverb „haben“ oder „sein“ plus Partizip Perfekt eines Vollverbs.

Wie bereits erwähnt gehört Walter Flämig zu den Autoren, auf die „Die innere Form des Deutschen“ und die dort beschriebene Auffassung des Konjunktivs einen starken Einfluss ausgeübt hat – dies bestätigen sowohl Glinz als auch Flämig:

In der Darstellung von GLINZ kann der Modusgebrauch naturgemäß nur einen beschränkten Raum beanspruchen. Seine Beurteilung der Modusaussage kann in wesentlichen Punkten durch die vorliegende Arbeit bestätigt werden; deren Aufgabenstellung muß jedoch zu differenzierteren Ergebnissen führen [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Flämig 1959, 2).

Bei der Untersuchung verwendet Flämig die Glinzsche Methode zum einen in Hinblick auf das großzügig angelegte Korpus, dessen ausgewählte Texte aus dem Zeitraum 1896-1947 und ausschließlich von Thomas Mann stammen, wobei sich Flämig bei der Begründung der Untersuchungsmethode namentlich auf Glinz bezieht (vgl. Flämig 1959, 3). Zum anderen wird die Spracherprobung, insbesondere die Ersatzprobe, eingesetzt, um die Funktionen und Bedeutungsvarianten der untersuchten Modi anhand des Textmaterials zu beschreiben (vgl. Flämig 1959, 3f.).

Laut Flämig dient der Konjunktiv I dem Sprecher dazu, „seine allgemeine Stellungnahme zum Geltungsgrade der Aussage mit Hilfe des Konj. I“ auf folgende Weise auszudrücken: „Nur

vermittelt, nur gesetzt, ohne Gewähr für Richtigkeit“ (Flämig 1962, 489). Dabei ist die Beschreibung der Verwendungsweise an Glinz angelehnt, was durch eine Fußnote belegt ist. Anhand der oben beschriebenen Methode ermittelt Flämig zwei Kontexte für die Verwendung des Konjunktivs I: Zum einen die „Bezeichnung der mittelbaren Wiedergabe“, die laut Flämig bei Glinz gar nicht in dieser Bedeutungsvariante vorkommt (vgl. Flämig 1959, 62); zum anderen „eine allgemein mittelbare Stellungnahme des Sprechers“, die bei Glinz als „ohne Gewähr“ (Flämig 1959, 62) dargestellt wird.

Unter Konjunktiv II versteht Flämig eine Form, die Folgendes ausdrückt: „die Handlung als bloße Vorstellung“ gilt „als 'nicht wirklich gesetzt, nur vorgestellt, 'gedacht““ (Flämig 1962, 485). In diesem Zusammenhang kritisiert Flämig Glinz in Hinsicht auf seine Terminologie, von der er behauptet, sie sei „der Tatsache zuwenig [sic – MZG] gerecht“ (Flämig 1962, 485). Dabei stellt Flämig zwei Verwendungsweisen des Konjunktivs II vor: Zum einen drückt er das „Urteil des Sprechers über den Geltungsgrad der Verbalaussage im Hinblick auf die Realität des Geschehen. Urteilende Stellungnahme des Sprechers: 'Nur vorgestellt', 'nicht wirklich gesetzt““ (Flämig 1959, 18) aus. Diese Verbform wird zum anderen auch zur Umschreibung eines zukünftigen Geschehens verwendet, die dadurch eine spezifische modale Färbung der Vermutung bekommt (vgl. Flämig 1959, 30ff.). Auch hier ist der Einfluss von Glinz durch die eingefügten Fußnoten und übernommene Zitate sichtbar.

Als die letzte Form des Konjunktivs, die mit seiner Verwendung zusammenhängt, gilt der sog. heischende Konjunktiv – „Konj. Vol. I/II – Konj. Vol. Praes./Praet. – Konj. Optativus“ (Flämig 1959, 4). Dieser bezieht sich auf Handlungen, die noch nicht eingetreten sind und „erst verwirklicht werden“ sollen, d. h. als „noch ausstehend, erst anzunehmen“ (Flämig 1959, 117) gelten. Bei der Beschreibung dieses Typus bezieht sich Flämig eben auf die Aussagen von Glinz, wodurch der Einfluss als nachgewiesen bezeichnet werden kann.

Am Ende werden die Ergebnisse der von Flämig durchgeführten Untersuchung der Konjunktivformen zusammengefasst. Auch dort findet man die aus Glinz zitierten Stellen, die die Auffassung von Flämig unterstützen sollen:

Die Untersuchung bestätigt die Erkenntnis, daß der Konjunktiv nicht als einheitliche grammatische Kategorie im Sinne einer Einheit von Zeichen und Inhalt zu fassen ist. Eine allgemeine Charakteristik beider Formen des Konjunktivs, etwa als Bezeichnung „geringerer Sicherheitsgrade der Aussage“ [hier Fußnote, die auf Glinz 1952, 106 hinweist – MZG] darf die grundsätzlichen Unterschiede nicht außer acht lassen (Flämig 1959, 167).

Die zahlreichen Belegstellen aus der Glinzschen „Inneren Form“, die sich auf Übernahmen oder kritische Auseinandersetzung mit diesem Modell beziehen, zeigen einen starken Einfluss von Glinz auf Flämig.

Als zweiter Autor, der nachweislich das Konzept der Konjunktive von Glinz übernommen hat, gilt Siegfried Jäger, dessen Untersuchung nun im Folgenden vor allem in Hinblick auf die Übernahmen der Glinzschen Auffassung dargestellt wird.

So wie Flämig übernimmt auch Jäger die Vorgehensweise von Glinz:

Für die folgende Untersuchung [die Untersuchung des Konjunktivs im Deutschen – MZG] wurden als Quellen Texte des 'Mannheimer Corpus' zugrundegelegt, wobei von den 28 darin enthaltenen 9 vollständig, 5 (mit Sternchen versehen) teilweise (je 100 Seiten) aufgenommen wurden und 3 (FAZ, Welt, Bild) aus technischen Gründen mehr oder minder davon abweichen [...] (Jäger 1971, 18).

Die Systematik der Vorgehensweise ist auch durch die Einteilung der Texte in vier Hauptanwendungsgebiete gewährleistet, die sich nach der Form des Konjunktivs und seiner Verwendung in indirekter Rede oder außerhalb indirekter Rede richtet (vgl. Jäger 1971, 262). Zur Untersuchung wird die Ersatzprobe angewendet, da der Ersatz einer Konjunktivform durch eine Indikativform zur Ermittlung der Bedeutung der ersteren Form führt und zwar durch die Veränderung des Kontextes – es war ein Ziel Jägers,

die Bedeutung der Konjunktive möglichst rein darzustellen, d. h., sie möglichst in Absehung von Kontexten zu bestimmen [...]. Bei den bisherigen Bestimmungsversuchen ist man nicht selten der Gefahr erlegen, Bedeutungen des Kontextes in die Konjunktive hineinzuprojizieren (Jäger 1971, 262).

Die eben dargestellten Aspekte der Untersuchungsmethode basieren nachweislich auf der Methode von Glinz aus seiner „Inneren Form“.

Jäger verwendet in seiner Untersuchung die Termini „Konjunktiv I“ bzw. „Konjunktiv II“, die auf Glinz zurückzuführen sind (vgl. Jäger 1971, 275).

Wie Flämig sieht auch Jäger eine weitere Verwendungsweise des Konjunktiv I in der Bedeutung „Aufforderung“, was er zum ersten Mal im Beitrag unter dem Titel „Indirekte Rede und Heischesatz“ von 1967 darstellt. Entgegen der Ansicht von Flämig trennt Jäger die beiden Verwendungsweisen „indirekte Rede“ und „Heischen“ nicht voneinander und bezieht sich dabei auf Glinz, der für alle Verwendungsweisen des Konjunktivs I einen gemeinsamen Nenner angibt (vgl. Jäger 1971, 294f.).

Als wichtigstes Ergebnis der gesamten Untersuchung sieht Jäger die Tatsache an, dass der Konjunktiv

als grammatische Kategorie, bedeutungskonstant ist und daß unterschiedliche Aussagen von Sätzen, die die gleichen Konjunktivformen enthalten, in den Kontexten begründet sind. Damit bestätigt diese Arbeit die Ansicht von Hans Glinz, der ebenfalls Bedeutungskonstanz, nämlich: Indikativ („fest“), Konjunktiv I („anzunehmen“) und Konjunktiv II („nur zu denken“) erkannt hat, ohne daß meine Bestimmungen mit den seinigen völlig übereinstimmten (Jäger 1971, 263).

Dabei bezieht sich Jäger auf entsprechende Stellen der „Inneren Form“, womit der Einfluss von Glinz auf die Darstellung Jägers über den Konjunktiv als nachgewiesen gelten kann.

Obwohl Glinz seiner Auffassung über die Neustrukturierung des Bereichs Konjunktiv einen großen Einfluss beigemessen hat, kann dieser – außer bei Flämig und Jäger – in der weiteren bearbeiteten Sekundärliteratur nicht festgestellt und nachgewiesen werden.

6.6.4. Auffassung des Zustandspassivs als drittes Genus verbi

Wenige sprachliche Konstruktionen haben so viel Aufmerksamkeit von Grammatikschreibung und linguistischer Theoriebildung auf sich gezogen und dabei zu so wenig Einigkeit schon hinsichtlich der anzusetzenden Grundstruktur geführt wie das Zustandspassiv (Maienborn 2007, 84).

Seit der Einführung des Zustandspassivs in die moderne deutschsprachige Linguistik durch Glinz ist dieser Begriff ein fester Bestandteil beinahe jeder Grammatik. Es geht laut Maienborn (Maienborn 2007) um solche Konstruktionen wie im Satz „Der Brief ist geöffnet“, die „aus einem Partizip II und einer Form von *sein* [bestehen – MZG], für die sich – zurückgehend auf Glinz (1952) und verbreitet insbesondere durch die Arbeiten von Gerhard Helbig – die Bezeichnung 'Zustandspassiv' eingebürgert hat“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Maienborn 2007, 84). Die größten Unterschiede in der Darstellung des Zustandspassivs in der deutschen Sprachwissenschaft beziehen sich auf seine Benennung, auf seinen Platz im verbalen Paradigma, auf die Interpretation der Konstruktion sowie auf die Bestimmung des Umfangs dieser Kategorie, d. h. der Einheiten, die zum Zustandspassiv gerechnet werden können. Bereits seit der Erscheinung der „Inneren Form des Deutschen“, aber verstärkt seit Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, wurde eine lebhafte Diskussion über das Passiv geführt und zwar vor allem von Helbig, Brinker, Schoenthal, Hermanns, Askedal, Leirbukt usw., die sich in zahlreichen Erscheinungen und Beiträgen widerspiegelt.

Dabei ist die Erkenntnis, dass auch die Konstruktionen „sein + Partizip II“ (außer den Konstruktionen im Perfekt) zum Bereich des Passivs gehören, für die Grammatikschreibung nicht neu, da – wie Jelinek bemerkt – „bei der Bildung des Passivums [...] *werden* und *sein* [konkurrieren]“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Jelinek 1914, 306). Das Passiv mit „werden“ als Hilfsverb kommt u. a. bei Clajus (1578), Becherer (1596), Kromayer (1618), Olearius (1630) und Pratsch (1687) vor. Dagegen beschreiben zahlreiche Grammatiker des 17. Jhs. wie Ritter (1616), Brücker (1620) und Gueintz (1641) die Passivkonstruktionen, allerdings ohne ein durchgehendes Paradigma mit „werden“ als Hilfsverb, sondern sie belegen manche Positionen auch mit „sein“ (vgl. Jelinek 1914, 307). Als erster, der „die parallele Verwendung von *sein* und *werden* in allen Tempora des Passivs“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Jelinek 1914, 308) ansetzt, ist Stieler (1691). Für ihn fungiert die Konstruktion „ich bin gehört“ als Präsens und nicht als Perfekt, wobei er auch vermerkt, dass die Passivumschreibungen mit „sein“ weniger gebräuchlich sind (vgl. Jelinek 1914, 308). Der Auffassung von Stieler folgten zahlreiche Grammatiker:

Popowitsch [1691 – MZG] begründet die Notwendigkeit der Ansetzung eines zweiten Passivs durch Wendungen wie *Die Mauer ist aufgeführt gewesen, da du den Grund gekauft hast; die Eyer werden gesotten seyn, ehe du dich zu Tische sezest* [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Jelinek 1914, 308).

Nichtsdestotrotz gilt Glinz in der Sekundärliteratur als „Entdecker“ dieser grammatischen Konstruktion, wie das folgende Zitat belegt:

Einen sehr wertvollen Beitrag bringt Glinz, indem er die Formenreihe *das Haus ist gebaut, war gebaut* usw. als eine besondere Kategorie ansetzt, die er mit dem Ausdruck *gegeben* bezeichnet. Diese periphrastische Form des Verbums, die ein Resultat, einen erreichten Zustand u. dgl. angibt, wurde bisher unzweifelhaft von der Grammatik nicht genügend beachtet [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Hermodsson 1955, 262).

Der Einfluss der Glinzschen „Entdeckung“ des Zustandspassivs und seiner Auffassung in Bezug auf die Zuordnung innerhalb des verbalen Paradigmas sowie die Beschreibung der Konstruktion werden in weiteren Kapiteln eingehend erörtert. Nun erfolgt eine kurze Darstellung dieser Kategorie, wie sie in der „Inneren Form des Deutschen“ beschrieben wurde.

6.6.4.1. Zustandspassiv bei Glinz

Unter der Geschehensart „bewirkt“ (auch als „sein-Passiv“ und später als „Zustandspassiv“ bezeichnet) versteht Glinz eine Konstruktion, die aus einer Leitgliedform des Verbs „sein“ und einer Vollzugsform eines weiteren Verbs (Partizip II der traditionellen Grammatik) besteht. Zu der grundsätzlichen Bedeutung dieses Vorgangsgefüges kann gesagt werden, dass der Vorgang nicht mehr im Mittelpunkt steht, da er nicht mehr wirkt, sodass nur das Resultat dieses Vorgangs sichtbar ist (vgl. Glinz 1952, 368). Der Vorgang fungiert somit als vollzogen bzw. verwirklicht. Wie bereits erwähnt, wurde diese Konstruktion in der traditionellen Grammatik bis Glinz nicht einer getrennten und selbständigen Kategorie zugeordnet: „Sie wird meistens stillschweigend als Verkürzung des untern Teils aus der zweiten Reihe betrachtet, also «ist gefunden» = «ist gefunden worden» und «war gefunden» = «war gefunden worden»“ (Glinz 1952, 369). Die Behandlung als eine verkürzte Form ist allerdings laut Glinz äußerst problematisch, da sie nicht für alle Konstellationen möglich ist. Während der Satz „Der mystische Vorhang war aufgehoben“ tatsächlich als eine verkürzte Form des Ausgangssatzes „Der mystische Vorhang war aufgehoben worden“ betrachtet werden kann, darf der Satz „Die Anlage ist seit einem Jahr zerstört“ nicht auf den Satz „Die Anlage ist seit einem Jahr zerstört worden“ zurückgeführt werden, da dieser eindeutig ungrammatisch ist. Aus diesem Grund geht Glinz davon aus, dass es sich nicht um eine „volle Form“ und eine „verkürzte Form“ eines Verbalkomplexes handeln kann, wie die traditionelle, unter dem Einfluss der lateinischen Grammatik stehende, Satzlehre dieses Phänomen betrachtet hat (vgl. Glinz 1952, 369).

Somit stellt sich nun die Frage nach der Zuordnung dieser Konstruktion. Laut Glinz besteht zum einen die Möglichkeit, sie als ein Vorgangsgefüge zu betrachten, zum anderen aber als eine Verbindung des Leitglieds „sein“ mit einer Artangabe oder mit einer Stellangabe: «*Ist gefunden*» führt zu «*ist vorhanden, ist da, ist hier*» [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Glinz 1952, 382). Da die Artangaben und Stellangaben weder Elemente sind, die den endnächsten Platz im Satz belegen noch verbaler Natur sind (vgl. Glinz 1952, 370) (beide Kriterien erfüllen aber die Partizipien II der traditionellen Grammatik), wird diese Idee verworfen und Glinz stellt das Zustandspassiv als drittes Genus auf, neben dem Aktiv und dem Vorgangspassiv.

Laut Brinker geht Glinz bei der Bestimmung der drei Geschehensarten und somit bei der Aufstellung der Kategorie „Zustandspassiv“ von der Form der Gefügebildung aus (vgl. Brinker 1971, 13). Dies wurde nämlich durch die traditionelle Grammatik vernachlässigt, den Grund dafür sieht Hermanns in der Tatsache, dass sie „die strukturelle Gleichheit von Vorgangs- und Zustandspassiv nicht [sah] und [...] deshalb auch nicht [erkannte], daß es sich beim Zustandspassiv um ein eigenes Genus verbi handelt“ (Hermanns 1987, 193). Wichtige Leistungen von Glinz sind laut Hermanns somit die Entdeckung eines verbalen Paradigmas, das für die Konstruktion „sein + Partizip II“ vorliegt und lückenlos für fast alle Verben vorhanden ist, sowie die Zuteilung eines eigenen Platzes in der Systematik der deutschen Grammatik (vgl. Hermanns 1987, 194).

Dass Glinz der tatsächliche Urheber der Auffassung über das Zustandspassiv als drittes Genus neben dem Aktiv und Vorgangspassiv ist, bestätigen zahlreiche Linguisten, von denen nur ein Teil an dieser Stelle genannt wird (vgl. Helbig 1989, 216f.; vgl. auch Helbig 1987, 215; vgl. auch Rapp 1996, 239; vgl. auch Vogel 2006, 202; vgl. auch Schoenthal 1976, 101), obwohl diese Zuordnung an sich als strittig gilt (vgl. ten Cate 1994, 11).

In höchsten Tönen berichtet Hermanns von der regelrechten Entdeckung des Zustandspassivs als

eine[r] der Ruhmestaten von Hans Glinz, der mit seiner „Inneren Form des Deutschen“ (1952) den Weg einer neuen, frischen, vorurteilsfreien, nicht mehr durch die Scheuklappen der lateinischen Schulgrammatik beschränkten Betrachtung der deutschen Sprache beschritten hat (Hermanns 1987, 182).

Die Glinzsche Aufstellung des Zustandspassivs als einer getrennten und selbständigen Kategorie innerhalb des verbalen Paradigmas kann zweifach begründet werden: Zum einen formalgrammatisch im Sinne von Brinker, der davon ausgeht, dass Glinz vor allem die Form als Ausgangspunkt für die Festlegung des Zustandspassivs nimmt (vgl. Brinker 1971, 13). Der zweite Grund, der die Richtigkeit der Glinzschen Auffassung bestätigen kann, ist eine diachrone Betrachtung des Verhältnisses zwischen dem Zustandspassiv und dem Vorgangspassiv. Sprachhistorisch gesehen handelt es sich bei dem sein-Passiv um eine Konstruktion, die früher grammatikalisiert wurde. Sie kommt bereits im Parzival vor, die vollzogene Grammatikalisierung kann auf das 12. bzw. 13. Jh. angesetzt werden. Laut Vogel ist das werden-Passiv jünger, er datiert die Grammatikalisierung erst auf das 16. Jh. (vgl. Vogel 2006, 196). Daraus folgt, dass das sein-Passiv durchaus als ein drittes Genus verbi betrachtet werden kann, da es sich historisch gesehen nicht aus dem Vorgangspassiv entwickelt hat, sondern eine selbständige Entwicklung durchgemacht hat. Außerdem ist diese Form zeitlich früher anzusetzen als das Vorgangspassiv.

Abschließend soll noch kurz erörtert werden, welche Verben das sein-Passiv laut Glinz betrifft: Das Zustandspassiv kann grundsätzlich von transitiven Verben gebildet werden, d. h. von sol-

chen, die eine Zielgröße zu sich nehmen, obwohl es auch weitere Einschränkungen semantischer Natur gibt. Obwohl die Verben „haben“ und „besitzen“ eine Zielgröße benötigen, können sie trotzdem kein Zustandspassiv bilden (vgl. Glinz 1952, 370).

6.6.4.2. Unterschiede zwischen der Glinzschen Auffassung und den Darstellungen in anderen Grammatikmodellen

Wie in der Einleitung zum Kapitel „Auffassung des Zustandspassivs als drittes Genus verbi“ kurz erwähnt wurde, beziehen sich einige Unterschiede in der Betrachtung der genannten Konstruktion auf ihre Benennung. Während Glinz im Text der „Inneren Form“ überwiegend den Begriff „gegeben“ (vgl. Glinz 1952, 383) verwendet, erscheinen bei ihm aber auch die Termini „werden-Passiv“ und „sein-Passiv“ zur Beschreibung von zwei Passivtypen (vgl. Glinz 1952, 370). In der zweiten Auflage der „Inneren Form“ von 1961 fügt Glinz am Ende des Buches eine Lesehilfe hinzu, in der der ursprüngliche Terminus „gegeben“ mithilfe der Umschreibungen „sein-Passiv“ und „Zustandspassiv“ erläutert wird (vgl. Glinz 1961, Lesehilfe, 15). Somit führt Glinz direkt drei Bezeichnungen für die Konstruktion des Typus „Das Haus ist gebaut“ ein, was sich in der Sekundärliteratur widerspiegelt:

Bei aller Vielfalt der Termini, Definitionen und Meinungen in Bezug auf das Zustandspassiv ist auffällig ein ost-westlicher Gegensatz besonders innerhalb der deutschen Germanistik. Helbig (1968 und öfter) verwendet – und zwar wohl als erster konsequent – den Begriff „Zustandspassiv“, so auch seine Schüler und etwa die Akademie-Grammatik (Heidolph/Flämig/Motsch 1981). Dagegen gebrauchen „sein-Passiv“ Brinker 1971, Schoenthal 1976, Pape-Müller 1980 und etwa Engel 1977 und Eisenberg 1986 [...]. In der westdeutschen Duden-Grammatik (1973, 1984) werden beide Termini als gleichbedeutend geführt, jedoch im Sinne des Begriffs des sein-Passivs verwendet. Den Begriff des Zustandspassivs hat Glinz (1952: 372) zwar geprägt, ihn aber weder 1952 – er setzt ihn damals zuerst in Anführungszeichen – noch später systematisch als Terminus gebraucht, er sagt später (so Glinz 1971; 1975: 17ff.) regelmäßig „sein-Passiv“ (Hermanns 1987, 204f.).

Die beiden Bezeichnungen erleben eine große Verbreitung, wie in einem weiteren Kapitel über die Übernahme der Glinzschen Auffassung über das Zustandspassiv bei seinen Nachfolgern ausführlich dargestellt wird.

Der zweite wichtige Unterschied in der Betrachtung des Zustandspassivs bezieht sich auf seine Platzierung im verbalen Paradigma. Damit gehen gezwungenermaßen die Interpretation der Konstruktion sowie die Bestimmung des Umfangs dieser Kategorie einher, auf die nun eingegangen wird. Dabei wird die Richtigkeit der Zuordnung des Zustandspassivs sowie der Analyse der Konstruktion nicht mehr diskutiert, sondern ausschließlich deskriptiv zwecks Übersicht dargestellt.

Die traditionelle Grammatik, vor allem im Gefolge von Jacob Grimm, betrachtet das Zustandspassiv „noch im wesentlichen als Ellipse von *worden*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Brinker 1971, 70):

da wo wir bloßes *ist* oder *war* dem part. prät. zufügen, steht das part. mehr adjektivisch, als passiv, z. B. *alles ist verloren, alle brunnen waren erschöpft...* doch unterbleibt das *worden*, auch im wirklich passiven fall, überall wenn durch das prät. nicht das vorübergehn, sondern das fort dauern eines bewirkten zustandes dargestellt wird, z. B. man sagt: *der feind ist geschlagen, der könig zieht als Sieger heim; die ruhe war hergestellt, alle geschäfte nahmen ihren gewohnten gang...* sobald aber der zustand aufgehört hat, ist das *worden* unentbehrlich, z. B. *ich bin oft verleumdet worden, und habe geschwiegen* [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Grimm, Grammatik, IV, 16f., zit. nach Brinker 1971, 70).

Neben Grimm (1898)²⁴ sehen auch Wilmanns (1906)²⁵ und Behaghel (1924)²⁶ das Zustandspassiv als eine Vorgangspassiv-Ellipse an. Laut Maienborn hat Lenz (1994)²⁷ diese Form der Analyse neu belebt, indem sie Konstruktionen wie „Der Brief ist geöffnet“ auf das Vorgangspassiv zurückführt (vgl. Maienborn 2007, 85). Der Grund für die Betrachtungsweise, das Zustandspassiv sei eine Vorgangspassiv-Ellipse, ist laut Vogel darauf zurückzuführen, dass das Zustandspassiv im Präsens oder Präteritum wie ein um „worden“ verkürztes Vorgangspassiv im Perfekt oder Plusquamperfekt aussieht (vgl. Vogel 2006, 202; vgl. auch Schoenthal 1976, 101).

Einen weiteren Ansatz für die Analyse der Konstruktion „sein + Partizip II“ rechnet Helbig (Helbig 1989) zu der ersten Phase ihrer Betrachtung in der Sprachwissenschaft. Die Konstruktion wird in der sog. „Kopulaanalyse“ nicht zu Genera verbi gerechnet, sondern als eine analytische Form (d. h. als ein Kopulasatz) betrachtet. Dabei wurde das Partizip II bei dieser Analyse als ein prädikatives Adjektiv angesehen (vgl. Helbig 1987, 215; vgl. auch Bausewein 1990, 42).

In dieser Tradition stand Wilmanns, während für Behaghel ausschließlich Konstruktionen des Typs „werden + Partizip II“ zum Passiv gehörten (vgl. Brinker 1971, 70). Es muss an dieser Stelle vermerkt werden, dass die Auffassungen des Zustandspassivs von Wilmanns und Behaghel mit gravierenden inhaltlichen Unterschieden von Maienborn (Maienborn 2007) (s. o.) und Brinker (Brinker 1971) beschrieben werden.

Dieser Interpretation schließt sich auch Wladimir Admoni in seinem „Deutschen Sprachbau“ von 1960 an (vgl. Helbig 1989, 217). Neben Hermanns (Hermanns 1987, zit. nach Bausewein 1990, 42) folgen auch neuere Arbeiten der Analyse des Zustandspassivs als einer Kopula-konstruktion mit einem „adjektivierten Partizip“: Maienborn nennt dabei Lenz (Lenz 1994 und

²⁴ Grimm, Jacob (1898): Deutsche Grammatik. Band IV. Gütersloh

²⁵ Wilmanns, Wilhelm (1909): Deutsche Grammatik. Band III. Straßburg

²⁶ Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Band II. Heidelberg

²⁷ Lenz, Barbara (1994): Probleme der Kategorisierung deutscher Partizipien. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12, 39-76

1995²⁸), Kratzer (1994²⁹, 2000³⁰), Rapp (1997³¹, 1998³²), Wunderlich (1997³³) und Zimmermann (1999³⁴) (vgl. Maienborn 2007, 86).

Als die zweite Phase der Beschäftigung mit dieser Konstruktion beschreibt Helbig die Zeit nach der Erscheinung der „Inneren Form“, seit der das Zustandspassiv „als 3. Genus neben Aktiv und Vorgangspassiv verstanden ('Auxiliaranalyse')“ (Helbig 1989, 217) wurde. Das Partizip II gilt dabei nicht als Adjektiv, sondern als ein „Bestandteil eines komplexen verbalen Prädikats“ (Askedal 1984³⁵, 9ff., zit. nach Helbig 1987, 215). Maienborn sagt dabei, dass man bei dieser Auffassung davon ausgeht, dass das Partizip II eine Verbform ist und das Verb „sein“ als „ein eigenes Zustandspassiv-Auxiliar“ (Maienborn 2007, 85) des Deutschen fungiert.

Laut Vogel folgen dieser Auffassung solche Autoren wie Eisenberg (Eisenberg 2004, 132f.), Engel (Engel 1996, 456f.), Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1984, 540ff.), Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 2005, 155ff.), Hentschel/Weydt (Hentschel/Weydt 2003, 132ff.), Zifonun (Zifonun u. a. 1997, 1808ff.) sowie die Duden-Grammatik (Kunkel-Razum u. a. 2005, 558ff.) (vgl. Vogel 2006, 202). Maienborn nennt auch folgende Forscher, die sich der Analyse des Zustandspassivs als eigenes Genus verbi angeschlossen haben: Brinker (Brinker 1971), Helbig/Kempton (Helbig/Kempton 1973), Helbig (Helbig 1982, 1983, 1987, 1989) sowie Zifonun (Zifonun 2005³⁶) (vgl. Maienborn 2007, 85).

Dabei gewann „die Genus verbi-Analyse des Zustandspassivs“ so stark an Einfluss, dass sie „inzwischen von den meisten Grammatiken (zum Teil mit mehr oder minder großen Reserven) übernommen [wurde – MZG]; s. z. B. die Akademie-Grammatik (Heidolph et al. 1980), Helbig & Buscha (1986), die IDS-Grammatik (Zifonun et al. 1997), Eisenberg (1999)“ (Maienborn 2007, 85f.).

Problematisch wurde laut Helbig aber die Tatsache, dass nahezu alle Konstruktionen des Typs „sein + Partizip II“ (außer Perfekt) mit der Zeit als Zustandspassiv angesehen wurden (vgl. Helbig 1987, 216; vgl. auch Bausewein 1990, 42). An diesen Zustand schließt sich die sog. dritte Phase in der Betrachtung des Zustandspassivs an: Es wurde von diesem Zeitpunkt an

²⁸ Lenz, Barbara (1995): un-Affigierung. Unrealisierbare Argumente, unausweichliche Fragen, nicht unplausible Antworten. Tübingen

²⁹ Kratzer, Angelika (1994): The Event Argument on the Semantics of Voice. Chap. 2: Adjectival Passives. Cambridge

³⁰ Kratzer, Angelika (2000): Building Statives. In: Berkeley Linguistics Society 26

³¹ Rapp, Irene (1997): Partizipien und semantische Struktur. Zu passivischen Konstruktionen mit dem 3. Status. Tübingen

³² Rapp, Irene (1998): Zustand? Passiv? – Überlegungen zum sogenannten „Zustandspassiv“. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 15, 231-265

³³ Wunderlich, Dieter (1997): Participle Perfect and Passive in German. Arbeiten des SFB 282 „Theorie des Lexikons“ Nr. 99. Düsseldorf

³⁴ Zimmermann, Ilse (1999): Partizip II-Konstruktionen des Deutschen als Modifikatoren. In: ZAS Papers in Linguistics 14, 123-146

³⁵ Askedal, John Ole (1984): Zum Stellenwert der Fügungen *werden/sein/bleiben* + Partizip II im deutschen Passivsystem. In: *Voprosyobsego i sposostavitel' nojojazykoznanija*. Linguistica. Tart, 9-35

³⁶ Zifonun, Gisela (2005): Diathese und Aspektualität: Das Zustandspassiv und verwandte Formen im Deutschen. In: Eschenloher, Stefanie/Beckmann, Frank (Hrsg.): Neuere Arbeiten zur Diathesenforschung. Tübingen

nur „das spezifische Verhalten des Zustandspassivs genauer“ (Helbig 1989, 217) erfasst. Somit wurde die Extension dieser Verbform auf bestimmte Verwendungen eingeschränkt bzw. es sollte „eine genauere Differenzierung dieser Konstruktionen“ (Helbig 1987, 216) vorgenommen werden. Dabei unternimmt Helbig (Helbig 1987) einen Versuch der Begriffsklärung und beschränkt die Verwendung des Terminus „Zustandspassiv“ lediglich auf solche Sätze „mit *sein* und einem Partizip II, zu denen ein entsprechender Aktivsatz und ein davon abgeleitetes Vorgangspassiv existieren“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Bausewein 1990, 42). Wichtig für Helbig ist, dass folgende Verhältnisse zwischen dem Aktiv, Vorgangspassiv und Zustandspassiv herrschen:

Das Aktiv zeigt einen Sachverhalt aus der Handlungsperspektive. Das Vorgangspassiv zeigt in seiner Agensabgewandtheit denselben Sachverhalt als einen Vorgang, das Zustandspassiv dagegen bezeichnet den aus diesem Vorgang resultierenden Zustand. Helbig setzt den Resultatscharakter als ein konstitutives Merkmal des Zustandspassivs fest (Bausewein 1990, 44).

Somit erkennt Helbig solche Sätze wie „Der Gefangene ist bewacht“ oder „Die Stadt ist von 2 Millionen Menschen bewohnt“ nicht als Zustandspassiv an, da sie kein Resultat eines Vorgangs darstellen, sondern es liegt lediglich eine allgemeine Zustandsform vor (vgl. Helbig 1987, 219, zit. nach Bausewein 1990, 44). Auch das sog. Zustandsreflexiv, das sich auf reflexive Sätze zurückführen lässt, wird von Helbig aus dem Zustandspassiv aus den oben genannten Gründen herausinterpretiert (vgl. Bausewein 1990, 44; vgl. auch Maienborn 2007, 85). Eine seltene Betrachtungsweise schlagen Litvinov/Nedjalkov (Litvinov/Nedjalkov 1988³⁷) und Nedjalkov (Nedjalkov 1988³⁸) vor: Sie wenden sich gegen die Zuordnung der Konstruktion „sein + Partizip II“ als eine Passivform und schlagen vor, sie als ein Resultativum zu betrachten und zwar „als eine Form, die einen Zustand bezeichnet, bei dem ein vorangehender Vorgang vorausgesetzt ist“ (Litvinov/Nedjalkov 1988, 1, zit. nach Maienborn 2007, 86). Die Entwicklung dieses Gedankens findet man bei Leiss (Leiss 1992³⁹), die die Kategorie des Resultativums auf alle weiteren Konstruktionen des Typs „sein + Partizip II“ ausweitet, sodass sogar das sein-Perfekt wie im Satz „Der Brief ist angekommen“ davon erfasst wird. Somit wird das Resultativum als eine Übergangskategorie zwischen Aspekt/Tempus und Passiv angesetzt und zwar basierend auf den formalgrammatischen Merkmalen der besprochenen Konstruktion (vgl. Maienborn 2007, 86).

Abschließend zur Darstellung der Betrachtungsweise des Zustandspassivs in der deutschsprachigen Linguistik lässt sich sagen, dass seit dem Zeitpunkt der Erscheinung der „Inneren Form des Deutschen“ ein „Nebeneinander von Kopula- und Auxiliaranalyse“ (Helbig 1987,

³⁷ Litvinov, Viktor/Nedjalkov, Vladimir P. (1988): Resultativkonstruktionen im Deutschen. Tübingen

³⁸ Nedjalkov, Vladimir P. (2001): Resultative constructions. In: Haspelmath, Martin (u. a.) (Hrsg.): Language Typology and Language Universals. HSK 20, Berlin [u. a.], 928-941

³⁹ Leiss, Elisabeth (1992): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Berlin [u. a.]

216) herrscht. Die Auffassungen der zahlreich genannten Autoren zeigen, dass ausnahmsweise alle Interpretationsmöglichkeiten auch in der jüngsten Sprachwissenschaft vertreten sind.

6.6.4.3. Übernahme des Glinzschen Konzepts über das Zustandspassiv in der deutschen Sprachwissenschaft

Der Einfluss von Hans Glinz und seiner „Inneren Form“ auf die deutschsprachige Linguistik im Bereich des Zustandspassivs ist am schwierigsten nachzuweisen, obwohl zahlreiche Autoren von immensen Übernahmen ausgehen. Dieses Problem hängt mit der Tatsache zusammen, dass Glinz bis 1959 – bis zum Erscheinungsjahr der Duden-Grammatik unter der Leitung von Paul Grebe – als der Urheber der Idee über das Zustandspassiv als ein eigenes Genus verbi gelten kann. Da diese Auffassung auch von der Duden-Grammatik aufgenommen und somit verbreitet wurde – später betrifft dies auch die zahlreichen Veröffentlichungen von Helbig ab 1968 in diesem Bereich – kann ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr eindeutig und zuverlässig festgestellt werden, auf welchen Autor die zahlreichen Darstellungen des sein-Passivs in der deutschen Linguistik zurückgehen. Aus diesem Grund können nur solche Werke als von der „Inneren Form“ beeinflusst gelten, in denen Fußnoten, Literaturangaben oder sonstige Verweise auf Glinz zu finden sind. Ohne solche Informationen können nur Grammatikdarstellungen als möglicherweise von Glinz beeinflusst beschrieben werden, die bis 1959 erschienen sind. Nach diesem Zeitpunkt kann aufgrund starker Weiterverbreitung der Glinzschen Auffassung, allerdings ohne die Information über die Urheberschaft, davon ausgegangen werden, dass es sich beim Zustandspassiv um Inhalte handelt, die sich – ähnlich wie die bereits besprochenen Glinzschen sprachimmanenten Proben – „verselbstständigt“ haben. Es ist teilweise unmöglich nachzuweisen, auf welchen Autor die Folgearbeiten in diesem Bereich tatsächlich zurückzuführen sind, da vor allem die Arbeiten von Helbig zur Untersuchung des Zustandspassivs ab 1968 sehr etabliert waren. Deswegen ist der Ursprung des Einflusses z. B. bei Flämig, Hentschel/Weydt, Engelen, Engel, Weinrich, Eisenberg komplett unklar, man muss aber davon ausgehen, dass der Einfluss von Glinz in diesem Bereich deutlich stärker ist, als hier nachgewiesen werden kann.

Agricola (Agricola 1970) geht in seiner „Deutschen Sprache“ von der Existenz von zwei Genera verbi im Deutschen aus – Aktiv und Passiv – wobei das Passiv in die Unterarten Vorgangspassiv und Zustandspassiv einzuteilen ist. Das Zustandspassiv bezeichnet laut Agricola einen Zustand bzw. ein Ergebnis eines Geschehens, das an einer Größe vollzogen wurde (vgl. Agricola 1970, 863f.). Zwar kann der Einfluss von Glinz aufgrund fehlender Nachweise nicht festgestellt werden, allerdings ist dieser durchaus möglich, da Agricola zum einen bei der Be-

schreibung des Passivs die Glinzschen Termini wie „Grundgröße, Größe, Zielgröße“ verwendet und zum anderen erfolgten seitens Agricola bereits zahlreiche belegte Übernahmen aus dem gesamten Glinzschen Grammatikmodell.

In seinem Werk von 1971 unter dem Titel „Das Passiv im heutigen Deutsch“ übernimmt Brinker (Brinker 1971) das Konzept des Zustandspassivs als eigenes, drittes Genus verbi in Anschluss an Glinz (vgl. Maienborn 2007, 85; vgl. auch Rapp 1996, 239). Dabei entscheidet sich Brinker für die Verwendung des Terminus „sein-Passiv“, um auf bestimmte Konstruktionen des Typs „sein + Partizip II“ zu referieren (vgl. Maienborn 2007, 84; vgl. auch: Hermanns 1987, 204f.). Ausgehend von der Glinzschen Einteilung, die als Basis für die Untersuchung des Passivs bei Brinker gilt (vgl. Brinker 1971, 70), bezeichnet er in seiner generativ orientierten Untersuchung nur solche Konstruktionen als „sein-Passiv“, die auf eine Transformation aus einem Satz im Aktiv zurückzuführen sind (vgl. Rapp 1996, 239). Er unterscheidet dabei zwischen dem Typus S I 1/2 mit den Beispielsätzen „Der Brief ist von mir geschrieben“ bzw. „Der Brief ist geschrieben“ und dem Typus S II 1/2 mit den Sätzen „Für Arbeit ist von mir gesorgt“ bzw. „Für Arbeit ist gesorgt“ (vgl. Brinker 1971, 71). Trotz der gleichen formalen Struktur „sein + Partizip II“ gehört das Perfekt Aktiv nicht zum sein-Passiv, da es sich nicht zu einem Aktivsatz transformieren lässt – eine Transformation von „Er ist gekommen“ zu „Man kommt ihn/Man hat ihn gekommen“ ist nicht zulässig (vgl. Brinker 1971, 93). Auch Sätze des Typus „Der Artikel war gefragt“ und „Er ist gebildet“ gehören nicht zum sein-Passiv, „da das Partizip II nicht mehr systematisch zu erklären ist. Entweder gilt der entsprechende Infinitiv als ungebräuchlich [...] oder das Partizip II weise eine vom Verb abweichende Bedeutung auf [...]“ (Brinker 1971, 91). Da das Passiv für Brinker als eine morphologisch-syntaktische und keine semantische Kategorie fungiert (vgl. Brinker 1971, 11), kann es unter beiden ersten Gesichtspunkten untersucht werden. Die morphologische Analyse des sein-Passivs zeigt, welche Verben das sein-Passiv bzw. das werden-Passiv bilden können, sie erfolgt anhand eines umfangreichen Textkorpus, wobei Brinker unterschiedliche Textsorten (Dichtung, Trivalliteratur, wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Literatur, Zeitungen, Gebrauchsliteratur) der Untersuchung unterzieht (vgl. Brinker 1971, 19f.) und zu dem folgenden Schlusskommt:

Die Statistik läßt erkennen, daß das *sein*-Passiv fast ausschließlich von den „transitiven Verben A“ gebildet wird (zu 99,55% gegenüber 97% beim *werden*-Passiv): Von den „transitiven Verben B2“ ist ein *sein*-Passiv nur ganz vereinzelt realisiert (zu 0,45%) [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Brinker 1971, 84).

Unter dem syntaktischen Gesichtspunkt werden die sein-Passiv-Konstruktionen untersucht, wenn es um die Frage geht, ob sie „eine subjektfähige Präpositionalphrase mit *von* oder *durch*“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Brinker 1971, 75) annehmen können. Dabei erfolgt die Untersuchung mithilfe der Informanten, die den Grad der Grammatikalität von den konstruierten Sätzen bewerten sollen (vgl. Brinker 1971, 74f.), was an die Glinzsche Methode der Hinzuziehung weiterer Sprecher bei der Analyse erinnert.

Den Einfluss von Glinz auf die Aufstellung des sein-Passivs bestätigt neben Glinz selbst (vgl. Glinz 1973, 5) auch Brinker, indem er schreibt: „Für Durchsicht des Manuskripts und anregende Kritik danke ich vor allem Herrn Prof. Dr. Hans Glinz (Aachen) [...]“ (Brinker 1971, 11). Auch zahlreiche Verweise und Fußnoten im Buch „Das Passiv im heutigen Deutsch“ (Brinker 1971) belegen eindeutig den Einfluss von Glinz.

Den Einfluss der Glinzschen Auffassung über das Zustandspassiv auf die Duden-Grammatik bescheinigen mehrere Autoren. An dieser Stelle werden ausnahmsweise alle Auflagen dieser Grammatik behandelt, obwohl sie unter verschiedener Leitung entstanden sind.

Den Einfluss auf die Duden-Grammatik (Auflage von 1966, entstanden unter der Leitung von Paul Grebe) bestätigt Brinker (vgl. Brinker 1971, 70). Das Zustandspassiv wird als ein eigenes Genus verbi interpretiert, allerdings ist seine Platzierung im verbalen Paradigma nicht klar. Obwohl Grebe nur Aktiv und Passiv als Verhaltensrichtungen nennt, führt er neben den Ausführungen zu diesen zwei Kategorien auch Informationen zum Zustandspassiv sowie zu den Ersatzformen des Passivs auf. Daraus kann man allerdings nicht erkennen, ob Grebe grundsätzlich nur zwischen Aktiv und Passiv unterscheidet und ob das Zustandspassiv für ihn eine Unterart des Passivs ist, oder ob Aktiv, Passiv, Zustandspassiv und Ersatzformen alle Unterarten der Verhaltensrichtung sind.

Zum Zustandspassiv rechnet Grebe nur diejenigen Konstruktionen des Typs „sein + Partizip II“, bei denen das Partizip II eine Konjugationsform des Verbs ist – nur in diesen Fällen liegt ein komplexes Prädikat vor. Bei Partizipien II wie „betrunken, verliebt, geeignet“ etc. handelt es sich um Elemente, „die durch Bedeutungsdifferenzierung oder durch das Absterben der übrigen Konjugationsformen isoliert sind“ (Grebe 1959, 137). Diese Formen werden eher dem adjektivischen Bereich zugeordnet; die Konstruktionen, als deren Teil sie fungieren, können mit dem Schema „sein + Artangabe“ bezeichnet werden, wobei das „sein“ ein Kopulaverb und die Artangabe ein selbständiges Satzglied ist (vgl. Grebe 1959, 137 und 446).

In der Duden-Grammatik von 1973 (unter der Leitung von Grebe) und von 1984 (unter der Leitung von Drosdowski) werden die Begriffe „Zustandspassiv“ und „sein-Passiv“ gleichbedeutend verwendet (vgl. Hermanns 1987, 204f.). Laut Rapp übernimmt der Duden von 1984 (vgl. Drosdowski 1984, 185ff.) den Glinzschen Ansatz, das Zustandspassiv als eigenes Genus verbi zu interpretieren (vgl. Rapp 1996, 239), wobei es in beiden genannten Ausgaben als eine Unterart des Passivs – neben dem Vorgangspassiv – fungiert und sich dabei im Vergleich zu seinem Platz im verbalen Paradigma bei Glinz deutlich unterscheidet. Auch die Duden-Grammatik von 2005 (unter der Leitung von Kunkel-Razum 2005, 558ff.) bietet die Analyse der besprochenen Konstruktion als Zustandspassiv und nicht als eine Kopulakonstruktion an (vgl. Vogel 2006, 202), wobei der Begriff der „Diathese“ durch den Begriff „Genus verbi“ ersetzt und um weitere Passivvarianten erweitert wird. Wie an mehreren Stellen vermerkt, gilt der Einfluss

von Glinz in allen Ausgaben der Duden-Grammatik als der wichtigsten Referenzgrammatik des Deutschen als nachgewiesen.

Rapp geht ebenfalls davon aus, dass der Glinzsche Ansatz über das Zustandspassiv auch von Erben (Erben 1980) übernommen wurde (vgl. Rapp 1996, 239). Da im Laufe der Analyse der „Deutschen Grammatik. Ein Abriß“ keine eindeutigen Hinweise in Form von Fußnoten, Literaturangaben usw. gefunden wurden, kann der Einfluss nicht bestätigt werden.

Laut Brinker ist die Glinzsche Einteilung in drei Geschehensarten auch bei Griesbach-Schulz (Griesbach/Schulz 1966, 4. Auflage der „Grammatik der deutschen Sprache“) vorhanden und zwar in Form der „Gegenüberstellung von 'Aktiv' – 'Vorgangspassiv' – 'Zustandspassiv'“ (Brinker 1971, 70). Auch Rapp bestätigt, dass der Ansatz von Glinz, das Zustandspassiv sei eine dritte Geschehensart, von Griesbach/Schulz (Griesbach/Schulz 1982, 11. Auflage) übernommen wurde (vgl. Rapp 1996, 239). Weder die Ansicht von Brinker noch von Rapp konnte bestätigt werden. Zwar wird in der 4. Auflage das Zustandspassiv beschrieben, allerdings kann der Ursprung des Konzeptes aufgrund fehlender Fußnoten und sonstiger Verweise nicht eindeutig Glinz zugeschrieben werden. In der späteren Auflage der „Grammatik der deutschen Sprache“ (Griesbach/Schulz 1984) wird das Zustandspassiv gar nicht aufgeführt. Somit kann der Einfluss von Glinz auf das besprochene Werk trotz der Auffassung von Brinker und Rapp nicht bestätigt werden.

In den „Grundzügen einer deutschen Grammatik“ von Heidolph/Flämig (Heidolph/Flämig 1981) findet man ebenfalls eine Analyse des Zustandspassivs als Genus verbi (vgl. Maienborn 2007, 85f.), die auf den Glinzschen Ansatz zurückzuführen ist (vgl. Rapp 1996, 239). Dabei gehen Heidolph/Flämig auf die Unterschiede in der Auffassung des Zustandspassivs ein, das in den „Grundzügen“ zwar dem verbalen Paradigma zugeordnet wird, allerdings interpretierten es andere Autoren als ein „adjektivisches Prädikat“ (Heidolph/Flämig 1981, 544) und zwar aufgrund des „Mittelwortcharakter[s] des Partizips II [...], das sowohl verbale als auch adjektivische Funktionen übernehmen kann“ (Heidolph/Flämig 1981, 558f.). Unterschiedliche Annahmen gibt es auch in Bezug auf die Möglichkeit der Bildung des Zustandspassivs – Heidolph/Flämig gehen davon aus, dass das Zustandspassiv nur von solchen Konstruktionen abgeleitet werden kann, die auch im Vorgangspassiv vorliegen. Da diese Beziehung zwischen den zwei genannten Unterarten des Passivs nicht bei allen Verben besteht, kommen Heidolph/Flämig zu dem Schluss, dass semantische Aspekte anscheinend auch eine wesentliche Rolle bei der Bildung des Zustandspassivs spielen (vgl. Heidolph/Flämig 1981, 551). Der Einfluss von Glinz auf diese Auffassung ist nach Rapp (vgl. Rapp 1996, 239) zu erkennen.

Die Auffassung des Zustandspassivs, die sich in Werken von Helbig widerspiegelt, ist von einer inneren Evaluation der Betrachtung dieses grammatischen Phänomens geprägt. Dabei

ging Helbig von Beginn an von der Glinzschen Ansicht aus, das Zustandspassiv sei im Deutschen als eine separate Kategorie des Genus verbi zu betrachten.

Im Aufsatz von 1968 spricht Helbig sogar von der Existenz von vier Genera verbi im Deutschen, es sind neben dem Aktiv auch das Vorgangspassiv, das Zustandspassiv und das Reflexiv (vgl. Helbig 1968a, 130). In der Forschung des Zustandspassivs wurden zu diesem Zeitpunkt fast alle Konstruktionen des Typs „sein + Partizip II“ dem Zustandspassiv zugeordnet. Die Richtigkeit der Interpretation solcher Sätze wie „Er war erstaunt“ oder „Der Artikel war gefragt“ auch als Zustandspassiv wurde von Helbig so motiviert, dass es sich dabei „offensichtlich schon um festere adjektivische Zustandsbezeichnungen [handelt], da entweder der entsprechende Infinitiv ungebräuchlich geworden ist [...] oder das Partizip II eine andere Bedeutung als beim Verb [...] angenommen hat“ (Helbig 1968a, 142). Da laut Helbig der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Vorgangspassiv und dem Zustandspassiv aber formaler Natur ist und sich auf die Reduzierung des ersteren um das Element „worden“ beschränkt, können wenigstens die Perfekt Aktiv-Formen aus dem Zustandspassiv herausinterpretiert werden, da „eine solche Addition nur möglich beim Zustandspassiv, nicht aber beim Perfekt Aktiv“ ist (Helbig 1968a, 142). Somit tritt eine starke Abhängigkeit zwischen den beiden Passivformen hervor: „Ein Zustandspassiv ist nicht möglich bei Verben, die ihre Vergangenheit mit *sein* bilden und kein Vorgangspassiv bilden können“ [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Helbig 1968a, 142).

In einem späteren Aufsatz von 1977 unter dem Titel „Zur semantischen Beschreibung des Passivs und anderer passivischer Formen“ vollzieht sich ein programmatischer Wandel bei Helbig „in Abgrenzung gegen den Aufsatz von 1968“ (Hermanns 1987, 210) in Hinsicht vor allem auf die Einschränkung der Anzahl von den Konstruktionen, die zum Zustandspassiv gerechnet werden. Seit diesem Zeitpunkt gilt für Helbig unter anderem ein semantisches Kriterium der „Resultativität (bzw. Nicht-Prozessualität)“ als „wesentlichstes Kennzeichen des Zustandspassivs“ (Helbig 1980⁴⁰, 201, 203, zit. nach Hermanns 1987, 210).

Auch in zahlreichen späteren Beiträgen (Helbig 1982, 1983, 1987, 1989) übernimmt Helbig im Anschluss an Glinz die Auffassung des Zustandspassivs als eines eigenen Genus verbi (vgl. Maienborn 2007, 85) und nennt dabei folgende Gründe: Zum einen ist das Verhältnis des Subjekts und des Agens sowohl im Vorgangspassiv als auch im Zustandspassiv so, dass die beiden Entitäten nie zusammenfallen. Des Weiteren lässt sich das Zustandspassiv stets vom Vorgangspassiv ableiten bzw. in solchen Fällen bilden, wenn eine entsprechende Vorgangspassiv-Konstruktion prinzipiell existiert (vgl. Helbig 1983, 48). In einem anderen Aufsatz spricht Helbig von einer semantischen Bedingung für die Existenz des Zustandspassivs („Zustand“)

⁴⁰ Es handelt sich dabei um Helbig, Gerhard (1983): Zustandspassiv, sein-Passiv oder Stativ? In: Helbig, Gerhard: Studien zur deutschen Syntax. Band 1, Leipzig, 47-57

und einer formalen Bedingung (Konstruktion des Typs „sein + Partizip II“) (vgl. Helbig 1982, 98).

In einem sehr wichtigen Aufsatz unter dem Titel „Zur Klassifizierung der Konstruktionen mit sein + Partizip II (Was ist ein Zustandspassiv)“ von 1987 legt Helbig zahlreiche Kriterien vor, die zur Klassifizierung von Sätzen als (Nicht)Zustandspassiv verwendet werden. Neben den morphologischen Kriterien (Transitivität) stehen vor allem starke semantische Kriterien im Vordergrund. Das Zustandspassiv wird demzufolge von transitiven Verben gebildet, „deren Bedeutung eine resultative bzw. transformative Komponente“ hat, sodass nach dem Ablauf des Vorgangs „ein (qualitativ) neuer Zustand überhaupt entstehen“ kann (Helbig 1987, 217f., zit. nach ten Cate 1994, 11f.). Der klassische Typus des Zustandspassivs

drückt den Folge-Zustand eines vorangegangenen transformativen Prozesses (wie er im Aktiv und im Vorgangspassiv wiedergegeben wird) aus, einen Prozess, der von einem Agens kausiert wird, das im aktivischen Satz vom Subjektsnominativ, im *werden*- und im *sein*-Satz nicht vom Subjektsnominativ ausgedrückt wird (Helbig 1987, 229).

Solche Konstruktionen, in denen „lediglich ein Zustand bezeichnet wird, [...] [der] nicht als Folge-Zustand, d. h. als Folge eines vorausgegangenen Prozesses verstanden wird“ (ten Cate 1994, 14), werden nicht zum Zustandspassiv gerechnet. Es handelt sich dabei um solche Konstruktionen wie das Zustandsreflexiv oder zahlreiche Beispiele einer „allgemeinen Zustandsform“ (Helbig 1987, 219) sowie das bereits genannte Perfekt Aktiv. Der Einfluss von Glinz auf die Auffassung von Helbig ist durch die im Text genannten Autoren gesichert, des Weiteren fügt Helbig im Artikel von 1983 einige Fußnoten im Zusammenhang mit dem Zustandspassiv ein, die eindeutig auf Glinz und seine „Innere Form“ verweisen.

Als Koautor der „Deutschen Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“ von Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1972 und spätere Auflagen) hat Helbig seine Erkenntnisse über das Zustandspassiv auch in dieses Werk einfließen lassen. Da seine Auffassung sich allerdings bis Mitte der 80er Jahre stark verändert hat, spiegelt es sich auch in der „Deutschen Grammatik“ wider. In allen für diese Dissertation untersuchten Auflagen (1972, 1984, 2001) gehen Helbig/Buscha davon aus, dass im Deutschen drei Genera verbi unterschieden werden und schließen sich damit der Ansicht von Glinz an, indem sie das Zustandspassiv als ein getrenntes Genus verbi ansehen (vgl. Maienborn 2007, 85f.; vgl. auch Rapp 1996, 239).

Wie in späteren Werken von Helbig werden auch bei Helbig/Buscha die Verben, die das Zustandspassiv bilden, unter morphologischen, aber vor allem unter semantischen Aspekten definiert: Diese Form können nur transitive Verben mit perfektiver Aktionsart bilden, transitive Verben mit durativer Aktionsart treten im Zustandspassiv nicht auf (vgl. Helbig/Buscha 1972, 74; vgl. auch Helbig/Buscha 1984, 77; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 66f.). Der Hintergrund ist semantischer Natur: Das Zustandspassiv drückt nämlich das Resultat bzw. den Folge-Zustand aus, der im Aktivsatz und im Vorgangspassiv noch als ein Prozess, als ein Vorgang wirkte (vgl. Helbig/Buscha 1972, 140f.).

Formal gesehen korrespondiert das Zustandspassiv mit dem Vorgangspassiv insofern, dass das Präsens des Zustandspassivs [...] dadurch [entsteht], daß das Perfekt des Vorgangspassivs um *worden* reduziert wird, das Präteritum des Zustandspassivs dadurch, daß das Plusquamperfekt des Vorgangspassivs um *worden* reduziert wird [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Helbig/Buscha 1972, 137).

Noch in dieser Auflage der „Deutschen Grammatik“ lassen Helbig/Buscha eine Ausnahme zu, die auf die semantische Komponente zurückzuführen ist, indem das Zustandspassiv in manchen Fällen ohne entsprechendes Vorgangspassiv gebildet werden kann:

Vorgangspassiv ist nur dann möglich, wenn als Agens kein menschlicher Täter, sondern eine unabhängig vom Menschen existierende Erscheinung (meist: eine Naturerscheinung) auftritt, die keine Handlung hervorrufen kann, sondern lediglich im Resultat erkennbar wird: Die Fabrik ist von den Wohnhäusern durch den *Fluß* getrennt.

← *Die Fabrik ist von den Wohnhäusern durch den *Fluß* getrennt worden [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Helbig/Buscha 1972, 148).

Diese Möglichkeit ist in späteren Auflagen von 1984 und 2001 nicht mehr vorhanden, da Helbig/Buscha den Bereich des Zustandspassivs stark einschränkten, indem sie von der Annahme ausgehen, dass die Existenz eines Zustandspassivs immer die Existenz eines entsprechenden Vorgangspassivs voraussetzt, in umgekehrter Richtung besteht diese Relation nicht (vgl. Helbig/Buscha 1984, 175; vgl. auch Helbig/Buscha 2001, 155f.). Daraus ergeben sich starke Einschränkungen an Konstruktionen des Typs „sein + Partizip II“, die nun nicht alle dem Zustandspassiv zugeordnet werden können. Es betrifft vor allem jegliche „allgemeine Zustandsformen“, die zum einen kein Resultat ausdrücken und zum anderen keinen inhaltlichen Unterschied zwischen der Form mit „sein“ und mit „werden“ aufweisen (vgl. Helbig/Buscha 1984, 180f.). Diese Auffassung stützt sich eindeutig auf frühere Arbeiten von Helbig (1977 bis 1983).

An einer anderen Stelle berichten Helbig/Buscha von einer Möglichkeit, einen Satz im Zustandspassiv aus einem Satz im Aktiv zu transformieren, wobei das Verb transitiv sein und eine Phrase im Akkusativ als Objekt an sich binden muss, die nach der Transformation im Nominativ in der Rolle des Subjekts steht (vgl. Helbig/Buscha 1972, 138f.). Dieser Weg der Ableitung des Zustandspassivs fehlt in späteren Ausgaben von 1984 und 2001.

Der Einfluss von Glinz auf Helbig/Buscha erfolgt mittelbar über Helbig, da dieser selbst von Glinz beeinflusst wurde, wie im Laufe des Kapitels gezeigt werden konnte.

Der Einfluss von Glinz auf Jung (Jung 1966) und seine „Grammatik der deutschen Sprache“ ist laut Brinker (vgl. Brinker 1971, 70) vorhanden. Dabei fungiert das Vorgangspassiv als die zentrale Passivkonstruktion, neben der auch ein Zustandspassiv existiert. Inhaltlich gesehen bezeichnet dieser Passivtyp Zustände, die bereits vollendet sind. Die Bestandteile der Konstruktion „sein + Partizip II“ beschreibt Jung wie folgt: „sein“ ist ein Hilfsverb und das Partizip II ist ein Prädikatsadjektiv (vgl. Jung 1966, 235f.), wobei diese Analyse sehr problematisch ist, da hier die beiden gängigen Analysen des Zustandspassivs – die Kopulaanalyse und die Auxiliaranalyse – vermischt werden.

Zwar geht Brinker davon aus, dass die „Grammatik der deutschen Sprache“ von Jung von der Glinzschen Auffassung des Zustandspassivs beeinflusst wurde, allerdings konnte dieser Einfluss anhand eindeutiger Fußnoten oder sonstiger Verweise auf die Urheberschaft von Glinz nicht festgestellt werden.

„Grammatik der deutschen Sprache“ von 1997, herausgegeben u. a. von Zifonun und bekannt als IDS-Grammatik, steht laut Maienborn ebenfalls in der Glinzschen Tradition, das Zustandspassiv als ein eigenes Genus verbi neben Aktiv und Vorgangspassiv zu betrachten (vgl. Maienborn 2007, 85f.). Die Frage der Platzierung des Zustandspassivs im verbalen Paradigma wird im Kapitel „Das Passiv“ geklärt, wo die Passivformen nach morphologischen, syntaktischen und semantischen Gesichtspunkten bestimmt werden. Dabei geht Zifonun davon aus, dass das werden-Passiv als die zentrale Passivkonstruktion fungiert, dagegen sind das sein-Passiv und das bekommen-Passiv weniger zentral (vgl. Zifonun 1997, 1791). Es gilt Folgendes bei der Bestimmung des sein-Passivs als eine Kategorie:

Als *SEIN-PASSIV* fassen wir nur nur [sic – MZG] diejenigen Konstruktionen auf, zu denen es ein entsprechendes *werden*-Passiv gibt, wobei *sein*- und *werden*-Passiv in der Regel aspektual differenziert sind [Hervorhebung im Orig. – MZG] (Zifonun 1997, 1808f.).

Demzufolge gehören für Zifonun die allgemeinen Zustandsformen und das Zustandsreflexiv nicht zum sein-Passiv, wodurch die Auffassung der IDS-Grammatik der Auffassung Helbigs in Bezug auf die Extension der Konstruktionen, die dem Zustandspassiv zugerechnet werden, gleicht.

Semantisch gesehen bezeichnet das Zustandspassiv ein Resultat eines Prozesses, einer Aktivität oder Handlung, das nun als ein Zustand eingetreten ist (vgl. Zifonun 1997, 1810).

Des Weiteren stellt Zifonun die Interpretation des Zustandspassivs als einer periphrastischen Verbform zur Diskussion – dabei erörtert sie Gründe, diese Konstruktion als eine Kopulakonstruktion zu interpretieren, entscheidet sich allerdings für die Betrachtung des Partizips II als eine Verbform, wodurch das Zustandspassiv als eine komplexe Verbform verstanden wird (vgl. Zifonun 1997, 1821ff.). Der Einfluss von Glinz auf die IDS-Grammatik ist laut Maienborn insofern vorhanden, als dass sie in der Glinzschen Tradition der Betrachtung des Zustandspassivs als eines getrennten Genus verbi steht (vgl. Maienborn 2007, 85f.).

Abschließend lässt sich noch über weitere möglichen Übernahmen sagen, dass „auch die generativ orientierten Einzeluntersuchungen von Helbig (1968), Brinker (1971), Helbig/Kempler (1973), Höhle (1978), Haider (1984a), Toman (1986) und Grewendorf (1989) [...] auf der Glinz'schen Einteilung [basieren]“ (Rapp 1996, 239), wobei Höhle und Toman das „sein“ als Auxiliar mit besonderen lexikalischen Eigenschaften ansehen und Haider und Grewendorf dem Zustandspassiv den sog. „3. Status“ zuschreiben. Brinker (1971) und Helbig (1968) gehen davon aus, dass es sich beim Zustandspassiv um eine aus dem entsprechenden Aktivsatz transformierte Konstruktion handelt (vgl. Rapp 1996, 239; vgl. auch Maienborn 2007, 85).

6.6.5. Fazit

In diesem Kapitel konnte der Einfluss von Glinz, der sich auf einzelne Flexionskategorien des Verbs bezieht, in großer Ausführlichkeit dargestellt werden. Es wurden die Übernahmen im Bereich der Anzahl und Auffassung von Tempora und der Auffassung des Imperativs besprochen, sowie der Einfluss der Neustrukturierung des Bereichs der Konjunktive und die Festlegung des Zustandpassivs als drittes Genus verbi auf die deutschsprachige Linguistik dargestellt.

Im temporalen Bereich wurden die Vorschläge von Glinz von einigen Sprachwissenschaftlern aufgenommen, die sich auf die Aufstellung eines Zwei-Tempus-Systems sowie auf die Unterscheidung der Verwendung von Präteritum und Perfekt bezogen. Auch die Auffassung des Imperativs als einer verbalen Kategorie außerhalb des Modus und zwar aufgrund der Tatsache, dass dieser nur zwei Formen und somit kein vollständiges Formenparadigma aufweist, wurde vereinzelt rezipiert. Der größten Popularität erfreuten sich allerdings die Vorschläge, die Glinz im Bereich des Konjunktivs und des Zustandpassivs unterbreitet hat. Zu den bekanntesten Auffassungen von Glinz zählt nun die morphologisch begründete Einteilung des Konjunktivs in Konjunktiv I und Konjunktiv II. Die traditionelle Grammatik betrachtete den Konjunktiv immer in Abhängigkeit vom Tempus und nannte u. a. folgende Konjunktive wie Konjunktiv Präsens, Konjunktiv Präteritum, Konjunktiv Perfekt usw. Glinz entkoppelt diese zwei Kategorien und teilt die Konjunktive in nur zwei Gruppen ein, je nach der Form des Leitglieds. Der zweite wichtige Bereich des Glinzschen Einflusses bezieht sich auf das Zustandpassiv, als dessen „Entdecker“ Glinz gilt. Das Zustandpassiv ist eine Kategorie, die im Deutschen ein durchgehendes Formenparadigma besitzt, woraufhin Glinz in seiner „Inneren Form“ das sein-Passiv als eine neue Art des Genus verbi begründet. Ab diesem Zeitpunkt wird diese Konstruktion nicht mehr stiefmütterlich als eine verkürzte Form des Vorgangpassivs behandelt, sondern sie erhält einen eigenen Status. Die Aufstellung des Zustandpassivs hatte nicht nur zahlreiche Übernahmen zur Folge, sondern entfachte auch eine lebhafte Diskussion, als deren Ergebnis zahlreiche Arbeiten u. a. von Helbig zu diesem Thema fungieren.

6.7. Einfluss auf die Duden-Grammatik als die wichtigste Referenzgrammatik des Deutschen

Das ist explizit so bei der Duden-Grammatik, wo der Bearbeiter darauf verpflichtet wird, (neben anderem) auch zu berücksichtigen, «daß die Duden-Grammatik in einer bestimmten Tradition steht». Ein Bearbeiter kann also nicht einfach eine völlig neue Doktrin einführen. Es ist einigermaßen wichtig, sich dies im folgenden immer präsent zu halten. Die Tradition, in der die Duden-Grammatik steht, ist die strukturalistische Linie von H. Glinz und zu einem Teil auch die inhaltbezogene von P. Grebe und L. Weisgerber (Gallmann/Sitta 1992, 169).

In diesen kurzen Worten fassen Gallmann/Sitta die wichtigste Aufgabe der Duden-Grammatik zusammen. Als eine repräsentative Referenzgrammatik des Deutschen kann sie nicht einen neuartigen Ansatz einführen, sondern sie muss sich grundsätzlich an die traditionelle Forschung halten, aber auch neuere Arbeiten rezipieren. Für die Beschreibung des Glinzschen Einflusses auf die Duden-Grammatik ist dieses Zitat außerordentlich wichtig, da es zeigt, dass sein Grammatikmodell zu denjenigen Theorien zählt, die bereits den Kern der traditionellen Auffassung Dudens bilden. Auch Glinz berichtet, dass der Duden (gemeint ist Duden von 1959, der unter der Leitung von Paul Grebe entstanden ist) ein Werk ist, das „nicht den Anspruch der Originalität“ erhebt, sondern das Wissen zusammenfasst, das „die Forschung der letzten 30 Jahre erarbeitet hat“ (Glinz 1965, 67f.). Den immensen Einfluss von Glinz auf den Duden von Grebe belegt auch das folgende Zitat, in dem Grebe auf „Die innere Form des Deutschen“ sowohl als ein Buch als auch im inhaltlichen Sinne referiert:

Daraus ergibt sich als Aufgabe einer Grammatik unserer Muttersprache, „die innere Form des Deutschen“ (Fußnote 1 – So der Titel des bedeutungsvollen Buches von Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen, Bern 1952) bewußt zu machen, d. h. die Grundstrukturen zu verdeutlichen, die sich aus der Zuordnung von Form und Inhalt über lange Zeiträume hinweg ergeben haben“ (Grebe 1959, Vorwort, 6).

Auch solche Autoren wie Moulton (vgl. Moulton 1963, 134), Penzl (vgl. Penzl 1962, 681) und Glinz selbst (vgl. Glinz 1991, 100) bestätigen die Bedeutung der Glinzschen „Inneren Form“ für die Überarbeitung der Duden-Grammatik in der Auflage von 1959.

Da im Laufe der vorliegenden Arbeit bereits zahlreiche Aspekte des Einflusses von Glinz auf die Duden-Grammatik besprochen wurden, wird nun der Einfluss zusammenfassend dargestellt und ggf. ergänzt. Es werden insgesamt acht Auflagen der Duden-Grammatik in Hinsicht auf seinen Einfluss untersucht, die aber unter unterschiedlicher Leitung entstanden sind.

6.7.1. Duden-Grammatik von 1959 (Herausgeber: Paul Grebe, 1. Auflage)

In folgenden Worten beschreibt Grebe die Zeit der Neubearbeitung der Duden-Grammatik:

Als wir in den Jahren 1957 und 1958 die neue Duden-Grammatik bearbeiteten, waren wir in einer wenig beneidenswerten Lage. Die traditionelle Grammatik war vor allem durch die Arbeiten von Leo Weisgerber, Walter Porzig, Jost Trier und Hans Glinz, dann aber auch durch die grundlegenden Aufsätze von Hennig Brinkmann bis hinunter in die Schule in Frage gestellt (Grebe 1966, 8).

Glinz gehörte also zu den wichtigen Forschern, die das Bild der damaligen deutschen Sprachwissenschaft geprägt haben, sein großer Einfluss auf die Duden-Grammatik wird nun im Folgenden ausführlich dargestellt.

6.7.1.1. Bereich der Satzglieder

Der erste Bereich, in dem ein Einfluss der „Inneren Form des Deutschen“ auf die Duden-Grammatik sichtbar ist, betrifft die Auffassung des Satzglieds und seine Ermittlung.

Laut Grebe besteht ein Satz nicht aus einer Aneinanderreihung von Wörtern, sondern aus zusammenhängenden Elementen, die während der Glinzschen Verschiebeprobe ermittelt werden (vgl. Grebe 1959, 433). Als Satzglieder fungieren demzufolge alle Elemente, „die sich selbständig um das im Aussagesatz an zweiter Stelle verharrende Glied (Verb) wie um eine Achse bewegen“ (Grebe 1959, 433, zit. nach Suchsland 1978, 235f.). Somit versteht Grebe – im Anschluss an Glinz – die Satzglieder in erster Linie als „permutable Komplexe“ (Helbig 1968b, 62; vgl. auch Homberger 1993, 162). Laut Suchsland werden nach der Anwendung dieses Kriteriums folgende Satzglieder bei Grebe ermittelt:

Subjekt, Prädikat, Gleichsetzungsnominativ (Prädikativum), Gleichsetzungsakkusativ, Objektergänzungen (Akkusativobjekt, Dativobjekt, Genitivobjekt, Präpositionalobjekt), Umstandsergänzungen (Raum- und Zeitergänzungen, Artergänzung, Begründungsergänzung, modifizierende Umstandsergänzung) und freie Satzglieder (freier Dativ, freier Subjektsnominativ beim Imperativ, freie Umstandsangaben); das Attribut gilt als Teil eines Satzgliedes (Suchsland 1978, 236).

Lindgren geht sogar davon aus, dass sich die bei Grebe ermittelten Satzglieder auf drei Hauptgruppen zurückführen lassen und zwar nach dem Glinzschen Muster in:

das Prädikat mit seinen unmittelbaren Bestimmungen, d. h. Infinitiven, Partizipien und den „trennbaren Vorsilben“; die Grössen, also Nomina in reinem Kasus (ohne Präposition), also Glieder, die sich mit einem einfachen Pronomen ersetzen lassen; und die Angaben, also Adverbiale, Nomina mit Präposition, adverbiale Akkusative u. dgl., die sich mit einem Adverb ersetzen lassen. Einen Grenzfall bildet das Präpositionalobjekt, das sich inhaltlich mit den Grössen berührt aber formell mit den Angaben vergleichbar ist (Lindgren 1960, 335).

Auch Homberger nimmt an, dass die Duden-Grammatik von Grebe weitgehend die Einteilung der Satzglieder von Glinz übernommen hat, allerdings ohne terminologische Übernahmen in diesem Bereich (vgl. Homberger 1993, 63).

Grebe folgt Glinz auch in der Auffassung des Prädikats, indem der herkömmliche Begriff eines komplexen Prädikats aufgelöst und dieses in selbständige Elemente eingeteilt wird (vgl. Grebe 1959, 484ff., zit. nach Glinz 1967, 6). Prädikate bei Grebe sind einteilig oder mehrteilig, dabei entspricht der Umfang der mehrteiligen Prädikate weitgehend dem Glinzschen Vorganggefüge.

Im Falle eines komplexen Prädikats, das aus einem Kopulaverb und einem Prädikativ der traditionellen Grammatik besteht, gilt „die Kopula als Prädikat, der Gleichsetzungsnominativ als 'Sinnergänzung' im Nominativ“ (Homberger 1993, 81; vgl. auch Grebe 1959, 437). Laut Grebe gab es zwar in der traditionellen Grammatik vereinzelt und nicht einheitlich solche Auffassungen, in denen die „Gleichsetzungsverben lediglich die Rolle eines Satzbandes (Kopula)“ (Grebe 1959, 437) innehatten, der zweite Nominativ wurde allerdings nie als ein selbständiges Satzglied angesehen. Erst neuere Darstellungen – Grebe nennt an dieser Stelle die Werke

von Glinz – verstehen diesen Nominativ als ein eigenständiges Element (vgl. Grebe 1959, 438).

Die Glinzsche Gleichgröße wird von Grebe übernommen und unter dem bereits genannten Begriff „Gleichsetzungs-nominativ“ aufgefasst, sie gilt nun als ein selbständiges Satzglied (vgl. Grebe 1959, 437f. und 487f.). Dass dieses Konzept an die Glinzsche Gleichgröße angelehnt ist, bestätigen auch solche Autoren wie Engelen (vgl. Engelen 1986, 136), Homberger (vgl. Homberger 1993, 144) und Schmidt (vgl. Schmidt 1973, 135).

Laut Gulyga ist auch die Auffassung des Attributs bei Grebe von Glinz beeinflusst (vgl. Gulyga 1978, 59). Grebe sieht Attribute als Gliedteile an, die als eine nähere Bestimmung des Kerns fungieren und nur mit ihm gemeinsam verschiebbar sind. Sowohl der Kern als auch das Attribut können mithilfe der Verschiebeprobe und der Weglassprobe ermittelt werden (vgl. Grebe 1959, 471f.), wobei die letztere bei Grebe unter dem Begriff „Abstrichprobe“ zu finden ist. Ein Einfluss von Glinz auf Grebe in diesem Bereich bezieht sich laut Gulyga (vgl. Gulyga 1978, 59) sowohl auf die Auffassung des Attributs selbst als auch auf die Methode seiner Ermittlung.

Auch den Begriff der Artangabe übernimmt Grebe in seiner Duden-Grammatik (vgl. Glinz 1967, 6) und bezeichnet damit ein „Adjektiv als selbständiges Satzglied“ (Grebe 1959, 204). Dabei wird nur der Glinzsche Terminus verwendet, weil Grebe damit auf etwas völlig anderes referiert (vgl. Glinz 1971, 212f.). Er geht davon aus, dass die Artangaben zu den Umstands-ergänzungen bzw. zu den freien Umstandsangaben gehören, neben den Raumangaben, den Zeitangaben und den Begründungsangaben (vgl. Grebe 1959, 497). Sie beantworten solche Fragen wie „Wie? Wieviel? Wie sehr?“ und

[...] bezeichnen im einzelnen: 1. die Beschaffenheit, die Qualität [...], 2. die Quantität [...], 3. den Grad, die Intensität [...], 4. den Bereich der Gültigkeit einer Aussage [...], 5. den begleitenden oder fehlenden Umstand [...], 6. Maß- und Wertangaben [...], 7. die stoffliche Herkunft [...] (Grebe 1959, 497f.).

Anhand dieser Beschreibung wird ersichtlich, dass die Artangabe bei Grebe als eine Bezeichnung eines obligatorischen („Artergänzung“) oder fakultativen („freie Artangabe“) Elements fungiert, bei dem der Umfang semantisch begründet wurde und somit nichts mit der Glinzschen Artangabe als einer morphosyntaktischen Kategorie zu tun hat (vgl. Grebe 1959, Ziff. 5285 und 5650-55, zit. nach Glinz 1971, 212f.).

6.7.1.2. Bereich der Wortarten

Laut Glinz erfolgt die Begriffsfassung der Wortarten bei Grebe nach seinen Vorschlägen (vgl. Glinz 1965, 68f.; vgl. auch Glinz 1967, 6). Auch die Autoren der Duden-Grammatik (vgl. Grebe 1959, 77) sowie weitere Rezensenten bestätigen, dass Rudolf Köster, der das Kapitel über die Wortarten in der Duden-Grammatik von 1959 verfasst hat, weitgehend die Glinzsche Einteil-

lung der Wortarten übernommen hat (vgl. Schmidt 1973, 39 und 67; vgl. auch Stepanowa/Helbig 1978, 27). Auch Autoren in neueren Arbeiten wie Roelcke gehen davon aus, dass die Aufstellung der Wortarten bei Duden auf der Fünf-Wortarten-Lehre von Glinz basiert (vgl. Roelcke 2012, 9).

Als Unterscheidungskriterien gelten morphologische, syntaktische und semantische Merkmale (vgl. Homberger 1993, 51), die dazu führen, dass folgende Wortarten festgelegt werden:

„1. Verben, 2. Substantive, 3. Adjektive, 4. Begleiter und Stellvertreter des Substantivs (= Artikel, Pronomen, Zahlwörter), 5. Partikeln (= Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen), 6. Interjektionen“ (Homberger 1993, 51). Dabei ist die tatsächliche Methode der Einteilung nicht offengelegt, aber anhand einiger Zitate kann festgestellt werden, dass der Duden eben nicht die Glinzsche Methode zur Einteilung der Lexeme verwendet. Während Glinz von den Flexionseigenschaften der Wörter wie der Fähigkeit zur Deklination, Konjugation, der Distribution der Wörter oder ihrer prinzipiell fehlenden Zugänglichkeit zu den Flexionsprozessen ausgeht, bezieht sich Grebe eher auf den Aussagewert der Wörter aus und somit auf das semantische Kriterium: Verben sind für ihn „Wörter, die uns sagen, was sich ereignet oder was ist“ (Grebe 1959, 77), Substantive benennen Lebewesen, Dinge oder auch irrealer Sachverhalte (vgl. Grebe 1959, 78). Die Einteilung von Grebe trägt somit eher Merkmale einer prinzipiell semantischen Herangehensweise, was das folgende Zitat belegen soll:

Jedes Wort unseres Sprachschatzes gehört einer Gemeinschaft anderer Wörter gleicher Art an, die man als Wortart bezeichnet. Die Wörter einer Wortart kennzeichnen entweder die Welt, die durch die Sprache in unser geistiges Bewußtsein gerückt wird, in einer ihnen eigentümlichen Weise, oder sie tragen durch ihren gleichbleibenden Auftrag im Satze dazu bei, die Einzelinhalte in Verbindung mit der Formenwelt zu einer Ganzheit zusammenzufügen. Diese Unterscheidung ist Grundlage der folgenden Einteilung (Grebe 1959, 77).

Dabei geht Grebe wie Glinz vor, indem er einen literarischen Text von J. v. Eichendorff als Grundlage für die Ermittlung der Wortarten verwendet (vgl. Grebe 1959, 77).

Ein weiterer Bereich des Glinzschen Einflusses auf die neu bearbeitete Auflage der Duden-Grammatik bezieht sich auf die Aufgabe der Zuordnung der unflektierten Adjektive zur Kategorie „Adverb“, wie dies in der traditionellen Grammatik noch der Fall war. Dabei beschreibt der Duden die Adjektive zuerst anhand ihrer Bedeutung als Einheiten, die „das Geschehen oder Sein“ bezeichnen und „die Eigenschaft eines Wesens oder Dinges“ (Grebe 1959, 78) wiedergeben, wobei sie flektiert oder unflektiert im Satz stehen können. Erst einige Seiten später erfolgt die tatsächliche Auseinandersetzung mit der Zuordnung: „Wir rechnen die ungebogenen Adjektive ebenso zur Wortart Adjektiv wie die gebogenen und nicht zur Wortart Adverb, wie die ältere Grammatik. Vgl. hierzu H. Glinz, *Der deutsche Satz*, Düsseldorf 1957, S. 33“ (Grebe 1959, 206). Zwar bezieht sich Grebe hier auf das spätere Werk von Glinz, aber der Ursprung des Konzeptes ist in der „Inneren Form“ zu finden und ein Einfluss kann somit bestätigt werden.

Auch die Beschreibung des Verbzusatzes bei Duden ist an „Die innere Form des Deutschen“ angelehnt. So wird der nichtverbale Teil genannt, der zum Vorgangsgefüge gehört und der selbst nicht als ein Satzglied fungiert und erst zusammen mit dem Leitglied eine Einheit bildet. Trotz der räumlichen Trennung vom Leitglied (dieses Element steht am endnächsten Platz im Satz), bildet der Verbzusatz mit dem Leitglied eine Einheit (vgl. Grebe 1959, 347). So wie Glinz geht auch Grebe davon aus, dass der Verbzusatz in manchen Verwendungsweisen als ein selbständiges Satzglied bezeichnet werden kann, da es ursprünglich von solchen Einheiten abstammt. Dieser Gebrauch ist aber eher auf die Dichtung beschränkt (vgl. Grebe 1959, 348). Ein Einfluss von Glinz ist sehr eindeutig, da Grebe an zwei Stellen einen Verweis auf „Die innere Form“ hinzufügt.

Wie bereits im Kapitel 6.5.1. über den Einfluss von Glinz auf die Aufstellung der einzelnen Wortartensysteme in diversen Grammatikdarstellungen erörtert, geht u. a. Roelcke davon aus, dass die Glinzsche 5-Wortarten-Lehre Einfluss auch auf den Duden in Hinsicht auf die Festlegung sowohl der Wortart „Begleiter und Stellvertreter des Substantivs“ als auch der Wortart „Partikel“ hatte (vgl. Roelcke 2012, 9).

Im Duden bezieht sich die Kategorie „Begleiter und Stellvertreter des Substantivs“ auf „Wörter, die nur in engster Gemeinschaft mit dem Substantiv zu denken sind“ (Grebe 1959, 78), d. h. Substantive begleitende Artikel und Zahlwörter sowie Pronomina, die Substantive vertreten oder auf sie hinweisen (vgl. Grebe 1959, 79).

Die Partikeln als Wortart werden in der Duden-Grammatik als „der Restbestand des gesamten Wortschatzes“ (Grebe 1959, 79) betrachtet. Dazu gehören „Wörter, die weder über eine gleich große Aussagekraft verfügen wie Verben, Substantive und Adjektive noch über eine Formenwelt wie alle bisher betrachteten Wörter“ (Grebe 1959, 79), d. h. Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen der traditionellen Grammatik.

Da die eben erwähnten Wortarten erst im „Deutschen Satz“ von 1957 erscheinen, kann ein Einfluss der „Inneren Form“, in der der erste Ansatz zur Aufstellung dieser Kategorien entstanden ist, als indirekt betrachtet werden (vgl. auch Glinz 1967, 6).

6.7.1.3. Zustandspassiv

Obwohl kein expliziter Hinweis auf einen Einfluss der „Inneren Form“ auf den Duden von 1959 in Hinsicht auf die Übernahme des Konzeptes über das Zustandspassiv in der bearbeiteten Sekundärliteratur gefunden wurde, kann er aufgrund der folgenden Tatsache nachgewiesen werden: Laut Brinker (vgl. Brinker 1971, 70) steht die Auffassung des Zustandspassivs in der Auflage von 1966 unter dem Einfluss von Glinz. Da sich diese Auflage hinsichtlich der Darstellung des Zustandspassivs von der Auflage von 1959 nicht unterscheidet, kann man davon ausgehen, dass die Übernahme des Glinzschen Konzeptes bereits 1959 erfolgte.

Dabei unterscheidet Grebe zwischen den Verhaltensrichtungen Aktiv und Passiv, zum letzteren gehört auch das Zustandspassiv: „Es sagt aus, in welchen Zustand ein Subjekt geraten ist, das vorher Objekt einer Handlung gewesen ist. Es wird deshalb auch nicht mit 'werden', sondern mit 'sein' verbunden“ (Grebe 1959, 117). In den Fällen, wo das Partizip II nicht mehr eindeutig auf eine Verbform zurückgeführt werden kann und somit eher dem Bereich des Adjektivs zugeordnet wird, liegt kein Zustandspassiv vor, sondern eine Konstruktion des Typs „sein + Artangabe“, wobei die Artangabe als ein selbständiges Satzglied fungiert. Nur solche Sätze, in denen das Partizip II eine Konjugationsform ist und zusammen mit dem Leitglied ein komplexes Prädikat bildet, können als Zustandspassiv anerkannt werden (vgl. Grebe 1959, 117 und 137). Ein Einfluss von Glinz auf die Aufstellung dieser Konjugationskategorie bei Grebe ist höchstwahrscheinlich vorhanden.

6.7.1.4. Beschreibung der Satzbaupläne mithilfe der Abstrichprobe

Laut Weisgerber gilt die Duden-Grammatik von Grebe als das erste Werk, das die Problematik der Satzbaupläne systematisch und ausführlich behandelt. Dabei rezipierte der Duden die zeitgenössische Forschungsliteratur zu diesem Thema und verarbeitete sie während der Untersuchung der deutschen Gegenwartssprache in Hinblick auf die Grundformen von Sätzen (vgl. Weisgerber 1960, 331).

Die Ermittlung der Grundmuster erfolgt mithilfe der Abstrichprobe, die von der Glinzschen Weglassprobe abgeleitet ist (vgl. Moskalskaja 1975, 21f.). Grebe bezieht sich aber auf Weisgerber als den Urheber seiner Abstrichprobe (vgl. Grebe 1959, 434). Während Glinz die Weglassprobe verwendet, um die Rangordnung zwischen den Satzgliedern zu ermitteln und somit die Hauptglieder von den Untergliedern unterscheiden zu können, setzt Grebe die Abstrichprobe zur Ermittlung der Kernsätze und zur Untersuchung der deutschen Satzbaupläne ein. Er geht nämlich davon aus, dass in jeder Sprache eine bestimmte Anzahl von syntaktischen Grundformen vorhanden ist, die den Sprechern zur Realisierung ihrer Mitteilungen zur Verfügung stehen. Diese Grundformen können ermittelt werden, indem man mithilfe der Abstrichprobe „aus allen nur denkbaren Sätzen die frei hinzugefügten Satzteile herausstreich[t]“ (Grebe 1959, 434) und somit das Satzminimum – Grebe bezeichnet es mit dem Begriff „Kernsatz“ – erschließt. Ein Einfluss von Glinz ist in diesem Bereich nur auf die potenziell gegebene Bereitstellung der Methode, der Weglassprobe, vorhanden.

6.7.2. Duden-Grammatik von 1966 (Herausgeber: Paul Grebe, 2. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1959

6.7.2.1. Bereich der Satzglieder

In der Duden-Auflage von 1966 werden die Satzglieder immer noch mithilfe der Verschiebeprobe ermittelt, wie dies bereits 1959 der Fall ist. Die Auffassung und Beschreibung der einzelnen Satzglieder wurde leicht angepasst, allerdings ohne wesentliche Änderungen.

Auch die Konzepte des Prädikats und seiner Struktur sowie des Gleichsetzungsnominativs und -akkusativs wurden gegenüber der Auflage von 1959 nicht verändert, wobei beim zweiten genannten Konzept namentlich auf Glinz verwiesen wird. Das Attribut wird unverändert behandelt, die Artangabe ebenfalls.

Somit bleibt der nachgewiesene Einfluss von Glinz auf die Auffassung aller genannten Bereiche erhalten.

6.7.2.2. Bereich der Wortarten

Dass sich die Duden-Grammatik bei der Auffassung und Einteilung der Wortarten immer noch auf Glinz stützt, belegt der namentliche Verweis auf „Den deutschen Satz“ von Glinz, in dem der ursprüngliche Ansatz zur Kategorisierung der Wortarten aus der „Inneren Form“ weiterentwickelt wurde. Neu ist allerdings der zusätzliche Verweis auf Hennig Brinkmann und seinen Aufsatz „Die Wortarten im Deutschen“ von 1950/1951.

Auch die Auffassung der einzelnen Wortarten ist in der Auflage von 1966 unverändert geblieben: Das unflektierte Adjektiv wird mit der gleichen Begründung dem Adjektiv und nicht dem Adverb zugeordnet. Die Beschreibung der Wortarten Begleiter und Stellvertreter des Substantivs und Partikel sind inhaltlich unverändert geblieben, während das Kapitel über das Adverb leicht überarbeitet wurde. Da die eben besprochenen Wortarten erst im „Deutschen Satz“ von 1957 erscheinen und ihre Darstellung gegenüber der Auflage von 1959 nur geringfügig verändert wurde, kann man immer noch von einem indirekten Einfluss der „Inneren Form“ ausgehen (vgl. auch Glinz 1967, 6).

Zwar wurde die Beschreibung des Verbzusatzes gegenüber der Version von 1959 leicht modifiziert, allerdings bleiben sowohl der essenzielle Inhalt als auch der Bezug auf „Die innere Form“ erhalten.

6.7.2.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv

Die Auffassung vom Zustandspassiv in der 2. Auflage der Duden-Grammatik von 1966 bleibt unverändert, wobei Grebe den Oberbegriff der „Verhaltensrichtungen“ aufgibt und durch „Aktiv und Passiv“ ersetzt.

Deutliche Veränderungen durch den Einfluss von Glinz betreffen den Bereich des Konjunktivs. Neu ist hier der Bezug auf „Die innere Form des Deutschen“ von Glinz sowie auf „Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart“ von Flämig, der selbst von Glinz beeinflusst ist, was im Kapitel 6.6.3. ausführlich dargestellt wurde. Diese Verweise auf die einschlägige Literatur zum verbalen Modus lassen sich damit erklären, dass das Interesse für diese Flexionskategorie des Verbs in der Germanistik erst seit dem Erscheinen von Arbeiten von Flämig und Jäger zu diesem Thema deutlich stärker wurde. Die Entwicklungen in diesem Gebiet machten die Überarbeitung des entsprechenden Kapitels im Duden nötig, da neue Erkenntnisse ergänzt werden mussten. Aus diesem Grund unterscheidet sich dieses Kapitel inhaltlich von seinem Vorgänger von 1959.

Ein Einfluss der Glinzschen Auffassung auf die Kategorie des Konjunktivs kann in ihrer Beschreibung in der Duden-Grammatik beobachtet werden: „Der 1. und der 2. Konjunktiv 'stehen sich nicht mit zeitlicher Verschiedenheit gegenüber, dagegen mit starker modaler Verschiedenheit': Otto Behaghel, Deutsche Syntax, Bd. II. S. 219 [...]“ (Grebe 1966, 115). Dabei verweist Grebe auch auf entsprechende Passagen der „Inneren Form“. Die Bedeutungen beider Konjunktivformen werden mit Glinzschen Zitaten beschrieben: Während die Semantik des Konjunktivs I als „anzunehmen, nur erfordert, ohne Gewähr für Vollzug“ (Glinz 1952, 106ff., zit. nach Grebe 1966, 116) beschrieben wird, gilt der Konjunktiv II als „nur denkmöglich, nur zu denken“ (Glinz 1952, 106ff., zit. nach Grebe 1966, 117).

Ein Einfluss von Glinz auf die Beschreibung der oben besprochenen Kategorien der verbalen Flexion ist somit eindeutig nachgewiesen.

6.7.2.4. Beschreibung der Satzbaupläne mithilfe der Abstrichprobe

Auch dieser Bereich wurde von der ersten Auflage aus 1959 fast unverändert übernommen: Die Grundformen der deutschen Sätze werden mithilfe der Abstrichprobe ermittelt, die unter dem Einfluss u. a. der Glinzschen Weglassprobe steht. Während Glinz den Begriff „Kernsatz“ zur Bezeichnung eines Satzes mit der Zweitstellung des Finitums verwendet, steht dieser Terminus bei Grebe im Zusammenhang mit der Abstrichprobe und bedeutet einen „Minimal-satz“, der nach der Tilgung aller weglassbaren Satzglieder entsteht (vgl. Grebe 1966, 469).

Als Zwischenfazit dieses Unterkapitels über den Einfluss des Glinzschen Grammatikmodells auf den Duden von 1969 kann festgestellt werden, dass ein Einfluss in fast allen Bereichen bestehen bleibt, während er im Bereich des Konjunktivs neu erscheint.

6.7.3. Duden-Grammatik von 1973 (Herausgeber: Paul Grebe, 3. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1966

Der wichtigste Unterschied zwischen der Auflage der Duden-Grammatik von 1973 und 1966 ist, dass in der späteren Version im Vorwort kein Bezug mehr auf Glinz genommen wird. Während der Duden vorher in „enger Bindung an die inhaltsbezogene Sprachbetrachtung“ stand und auch neue Erkenntnisse im Bereich „der Ermittlung der Grundformen deutscher Sätze durch Paul Grebe“ (Drosdowski 1984, 7) miteinbezogen hat, löst er sich in der dritten Auflage von der Inhaltsbezogenheit und „öffnete sich auch anderen Richtungen“ (Drosdowski 1984, 7).

Da es sich bei der Duden-Grammatik um ein Referenzwerk für die deutsche Grammatikschreibung handelt, das einen repräsentativen Charakter für alle Grammatikströmungen behalten muss, sind die Herausgeber stets bemüht, auf der einen Seite in einer festgelegten Tradition zu stehen, auf der anderen Seite aber auch die Ergebnisse zeitgenössischer Forschung zu rezipieren und miteinzubeziehen (vgl. Gallmann/Sitta 1992, 169). Grebe spricht von folgenden neuen Einflüssen, die Eingang in den Duden gefunden haben:

Von beiden Seiten [Theorie der Dependenzgrammatik und Theorie der Transformationsgrammatik – MZG] ist so viel in unsere Darstellung eingegangen, wie es uns in einer Grammatik für den breitesten Benutzerkreis möglich schien (Grebe 1973, 5).

Drosdowski vertritt allerdings die Meinung, dass die Einarbeitung der genannten Erkenntnisse zur Folge hatte, dass die Duden-Grammatik zum gewissen Teil inhaltlich uneinheitlich wurde (vgl. Drosdowski 1984, 7).

6.7.3.1. Bereich der Satzglieder

In der dritten Auflage der Duden-Grammatik erfolgt die Ermittlung von Satzgliedern mithilfe der Verschiebeprobe und Ersatzprobe, wobei die letztere in diesem Kontext zum ersten Mal aufgeführt wird (1966 noch nicht). Durch die Ersetzung der untersuchten Einheiten kann laut Grebe ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen festgestellt werden (vgl. Grebe 1973, 480).

Dass ein Einfluss von Glinz in Hinsicht auf die Verwendung der beiden Proben vorhanden ist, belegt der Verweis von Grebe auf das Buch „Der deutsche Satz“ (1957) von Hans Glinz. Dabei erscheinen die beiden sprachimmanenten Proben bereits in der „Inneren Form“ und werden in späteren Werken von Glinz übernommen. Die eben beschriebene Ersatzprobe erfüllt in der „Inneren Form“ die folgende Aufgabe: „[...] wir prüfen die Ersatzreihen, die sich für in die 2

gefundenen Stellungsglieder zeigen“ (Glinz 1952, 91). Des Weiteren ermittelt Glinz auf diese Art das Leitglied und weitere Einheiten, die sich mit ihm zum Vorgangsgefüge verbinden sowie fallfeste (hier auch nach dem Kasus) und fallfreie Glieder usw. Ein Einfluss von Glinz kann in diesem Bereich als nachgewiesen bezeichnet werden.

Anders verhält es sich mit dem Konzept des Prädikats im Duden von 1973. Während in den früheren Auflagen ein Einfluss von Glinz auf die Auffassung des Prädikats als nachgewiesen galt, wird es aufgrund fehlender Verweise immer schwieriger, den Ursprung der Übernahmen nachzuweisen, zumal die Herausgeber von Duden auf die Anbindung der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung (zu der Glinz häufig gerechnet wird) verzichten und neue Auffassungen aus der zeitgenössischen Forschung zwecks Neubearbeitung von besprochenen Kategorien aufnehmen. Ein Einfluss von Glinz kann hier nicht mehr eindeutig nachgewiesen werden.

In der zweiten Auflage von Duden (1966) galt das Gleichsetzungsnominativ als eigenständiges Satzglied, dabei wurde auf Glinz Bezug genommen (vgl. Grebe 1966, 473). In der danach folgenden Auflage von 1973 wird die Selbständigkeit des Gleichsetzungsnominativs lediglich implizit anhand einer Aufstellung der Satzglieder im Einzelnen (vgl. Grebe 1973, 530ff.) beschrieben, der Bezug auf Glinz fehlt auch hier.

Die Artangabe, deren Bezeichnung auf Glinz zurückzuführen ist, erscheint immer noch in der Auflage von 1973, allerdings ohne Angabe der Quelle, was in der vorherigen Auflage noch der Fall war. Es ist ein unflektiertes Adjektiv, das in Verbindung mit solchen Verben steht wie „sein, werden, bleiben, wirken“ usw. (vgl. Grebe 1973, 220), was sich inhaltlich weitgehend mit der Glinzschen Artangabe deckt, obwohl Hinweise auf diesen Zusammenhang fehlen.

6.7.3.2. Bereich der Wortarten

Grebe führt in seinem Duden von 1973 sechs Wortarten auf, als die sechste Gruppe fungieren die Interjektionen. Dabei wird auf den „Deutschen Satz“ Bezug genommen, wie das in der zweiten Duden-Auflage von 1966 auch der Fall war. Neu ist allerdings die Nennung der aktuellen Forschungsliteratur über die Wortarten, u. a. der „Deutschen Grammatik I und II“ (1970 und 1971) von Hans Glinz. Auch eine schematische Darstellung der Einteilung der Wortarten nach der grundsätzlichen Zugänglichkeit zur Flexion ist erst in dieser Auflage erschienen: Wörter, die unflektierbar sind, gehören entweder zu den Partikeln oder zu den Interjektionen. Flektierbare Lexeme können entweder konjugierbar (Verben) oder deklinierbar sein (Substantive, Adjektive oder Artikel und Pronomen) (vgl. Grebe 1973, 63). Diese sehr eindeutige Einteilung lässt sich höchstwahrscheinlich auf das Fünf-Wortarten-System von Glinz zurückführen, obwohl es keine Literaturverweise in der Duden-Grammatik gibt (diesen Standpunkt vertritt aber Roelcke 2012, 9).

Der Kategorie des Adjektivs werden in der Auflage von 1973 auch unflektierte Adjektive zugeordnet, obwohl der Ursprung dieser Auffassung anhand fehlender Literaturangaben oder Verweise im Text nicht mehr auf Glinz zurückzuführen ist.

Das Kapitel über den Verbzusatz wurde gegenüber der Auflage von 1966 zwar überarbeitet, es gibt aber immer noch den Verweis auf Glinz und „Die innere Form“, wobei sowohl der Inhalt des Kapitels als auch der Umfang der Klasse „Verbzusatz“ keine tiefgehenden Änderungen im Vergleich zu der älteren Version aufweisen.

Die Überarbeitung der Auffassung der Wortart „Begleiter und Stellvertreter“, die in der zweiten Auflage der Duden-Grammatik noch der Darstellung aus dem „Deutschen Satz“ von Glinz entsprach, erfolgt unter dem Einfluss des Buches von Heinz Vater „Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch“ von 1963, das in der deutschsprachigen Germanistik sehr einflussreich war. Somit ebbt der Einfluss von Glinz auf die Beschreibung dieser Wortart ab.

Neu in der besprochenen Auflage ist ein Einfluss von Glinz („Die innere Form“, „Der deutsche Satz“) sowie von Ulrich Engel⁴¹ auf die Neubearbeitung der Wortart „Konjunktion“ (vgl. Grebe 1973, 316). Da sich allerdings die Auffassungen von Engel und Glinz teilweise überschneiden, dabei die Darstellungen von Glinz älter als von Engel sind, kann man anhand dieser Tatsache davon ausgehen, dass es sich hier potenziell um den Einfluss von Glinz handelt und zwar in vier Teilbereichen dieser Wortart.

Die nebenordnenden Konjunktionen bei Grebe wie „und, oder, denn“ verbinden Wörter bzw. Wortgruppen miteinander (vgl. Grebe 1973, 316). Bei Glinz entspricht diese Kategorie weitgehend den Freifügteilen (vgl. Glinz 1952, 258 und 490). Die Satzkonjunktionen bauen Satzglieder oder Attribute in den Satz ein bzw. sie schließen diese an. Dazu gehören „wie, als und denn [: Vergleich]“ und „desto und um so: proportional“ (Grebe 1973, 320). In der „Inneren Form“ gibt es zwar keine solche Kategorie, aber man findet solche Einheiten bei den Gliedfügteilen und Gradfügteilen (vgl. Glinz 1952, 259 und 491). Der Einfluss auf die Aufstellung dieser Kategorie bei Grebe muss von Glinz stammen, da eine solche Teilwortart bei Engel gar nicht aufgefasst wird. Um Infinitive anzuschließen, werden sog. Infinitivkonjunktionen bei Grebe (vgl. Grebe 1973, 320) verwendet, die den Glinzschen Nennfügteilen bzw. Spann-Nennfügteilen entsprechen (vgl. Glinz 1952, 259). Die letzte Untergruppe der Konjunktionen, die eine Ähnlichkeit zur Glinzschen Auffassung aufweisen, sind die Teilsatzkonjunktionen, die bei Grebe die folgende Rolle erfüllen:

Mit bestimmten Konjunktionen werden Gliedsätze oder Attributsätze eingeleitet. Man kann diese Konjunktionen Teilsatzkonjunktionen oder auch unterordnende (subordinierende) Konjunktionen nennen, die Sätze Konjunktionalsätze (Grebe 1973, 320).

Dieser Kategorie entsprechen die Glinzschen Spannfügteile (vgl. Glinz 1952, 258f.). Ein Einfluss von Glinz auf die Auffassung mancher Unterarten der Konjunktionen kann somit aufgrund

⁴¹ Engel, Ulrich (1969a): Subjunktion. In: Valentin, Paul (Hrsg.): *Mélanges pour Jean Fourquet: 37 essais de linguistique germanique et de littérature du moyen âge français et allemand*. München, 87-100

des zeitlichen Vorsprungs gegenüber dem Werk von Engel als wahrscheinlich bezeichnet werden.

Zwar gilt der Bereich der Wortart „Partikel“ als nachweislich von Glinz beeinflusst (vgl. Grebe 1973, 303), allerdings stammt dieser Einfluss von dem Buch „Deutsche Grammatik II“ (1971) und somit ausschließlich indirekt von der hier untersuchten „Inneren Form“.

6.7.3.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv

Im Bereich des Passivs und des Zustandspassivs erfolgen einige Überarbeitungen, allerdings – aufgrund fehlender Literaturangaben und Verweise auf Glinz – kann sein Einfluss in diesem Bereich nicht mehr als sicher gelten.

Das Kapitel über den Modus wurde in der dritten Auflage gründlich überarbeitet, indem u. a. die aktuelle Forschungsliteratur zu diesem Thema ergänzt wurde. Neben den in der zweiten Auflage genannten Arbeiten von Glinz und Flämig wird auch auf das spätere Werk von Glinz „Deutsche Grammatik I“ sowie auf Arbeiten von Jäger wie „Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart“ und „Zu Gebrauch und Leistung des Konjunktivs in der deutschen Sprache der Gegenwart“ sowie auf Gerhard Kaufmann („Das konjunktivische Bedingungsgefüge im heutigen Deutsch“) Bezug genommen. Auf Glinz wird in diesem Kapitel bei der Beschreibung der Semantik des Konjunktivs I und Konjunktivs II referiert (vgl. Grebe 1973, 98).

6.7.3.4. Beschreibung der Satzbaupläne

Die Duden-Auflage von 1973 fungiert als die erste, in der die Glinzschen Begriffe Kernsatz, Spannsatz und Stirnsatz in ihrer eigentlichen Bedeutung – zur Beschreibung der Stellung des Finitums im Satz – verwendet werden (vgl. Grebe 1973, 619f.). Noch 1966 wurde der Begriff „Kernsatz“ in der Bedeutung „Minimalsatz“ verwendet. Dabei wird im Kapitel „Die Wortstellung“ mit einer Fußnote zuerst Bezug auf Boost, Drach, Flämig und Glinz („Die innere Form“, 96ff.) genommen, wodurch auf jeden Fall nachgewiesen ist, dass Grebe die Auffassung von Glinz in diesem Teilbereich rezipiert und wahrscheinlich in seine Ausführungen hat einfließen lassen.

Auch 1973 werden die Satzbaupläne sowie die obligatorischen und fakultativen Satzglieder mithilfe der Abstrichmethode ermittelt, die allerdings nun unter dem Begriff „Weglaßprobe“ eingesetzt wird. Laut Grebe ist sie auf Weisgerber (vgl. Grebe 1973, 478) zurückzuführen, während andere Autoren wie Moskalskaja (vgl. Moskalskaja 1975, 21f.) auch einen Einfluss von Glinz dabei sehen.

Als Zwischenfazit dieses Unterkapitels über einen Einfluss des Glinzschen Grammatikmodells auf die Auflage von 1973 kann festgestellt werden, dass der nachgewiesene Einfluss abnimmt, was mit dem repräsentativen Charakter der Grammatik, ältere Positionen aufzugeben und neuere aufzunehmen, zusammenhängt.

6.7.4. Duden-Grammatik von 1984 (Herausgeber: Günther Drosdowski, 4. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1973

Als die wichtigste Referenzgrammatik des Deutschen muss sich die Duden-Grammatik zwei Herausforderungen stellen: Sie muss zum einen aktuelle Forschungsergebnisse rezipieren, wie das folgende Zitat von Homberger zeigt:

Es wird deutlich, daß Drosdowski möglichst viele Verfahren zur inhaltlichen Bestimmung und Klassifikation der Satzglieder kombiniert, was auch dem programmatischen Anspruch der „Duden-Grammatik“, die „Ergebnisse verschiedener Forschungsrichtungen“ einzu-beziehen, gerecht zu werden versucht (Homberger 1993, 65).

Zum anderen muss sie aber in einer gewissen Tradition stehen: Auch die vierte Auflage von 1984, die unter der Leitung von Günther Drosdowski entstanden ist, versucht – vor allem bei der Darstellung der Syntax –

die Traditionen fortzuführen [...], die die Dudengrammatik seit 1959 immer wieder verfolgt hat. Sie war dabei zunächst stark Ansätzen in den Arbeiten von H. Brinkmann, H. Glinz und L. Weisgerber verpflichtet, einer Richtung also, die das Konzept einer inhaltsbezogenen Grammatik verfolgte (Drosdowski 1984, 758).

Laut Homberger „führt die Bevorzugung bestimmter linguistischer Konzeptionen (Glinz, Erben) und die Außerachtlassung anderer (TG) [allerdings] zu einer erheblichen Einschränkung des programmatischen Anspruchs der 'Duden-Grammatik'“ (Homberger 1993, 65). Es werden dabei folgende Arbeiten von Glinz genannt: „Der deutsche Satz“, „Deutsche Syntax“, „Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse“ sowie auch „Die innere Form des Deutschen“, die in der Zwischenzeit zum Kanon der deutschsprachigen Linguistik gehört und alle Duden-Auflagen geprägt hat.

Trotzdem führt die Aufnahme aktueller Theorien dazu, dass das Glinzsche Grammatikmodell an Bedeutung verliert, was an immer weniger werdenden Literaturverweisen sichtbar ist und nun dargestellt wird.

6.7.4.1. Bereich der Satzglieder

Die Auffassung des Satzglieds in der vierten Auflage der Duden-Grammatik ist eindeutig an die Glinzsche Darstellung angelehnt: „Satzglieder sind diejenigen Wörter oder kleinsten in sich zusammengehörigen Wortgruppen, die sich nur geschlossen verschieben und insgesamt ersetzen lassen“ (Drosdowski 1984, 569). In einer Fußnote verweist Drosdowski eindeutig auf

den Ursprung dieses Gedankens: „Mit dieser Fassung des Satzgliedbegriffs folgen wir H. Glinz, auf dessen Arbeiten [...] auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Begründung der Satzglieder im einzelnen zu verweisen ist“ (Drosdowski 1984, 569). Dabei wird das Kriterium der Verschiebbarkeit zur Ermittlung von Satzgliedern als vorrangig betrachtet, das „Kriterium der geschlossenen Ersetzbarkeit“ wird nur „zur Lösung bestimmter Problemfälle“ (Drosdowski 1984, 569) verwendet.

Die Ermittlung und Zuordnung von Satzgliedern erfolgt bei dem Duden mithilfe eines dreistufigen Verfahrens, das auf der Glinzschen Vorgehensweise beruht. Dabei baut jede Stufe auf der vorangehenden auf (vgl. Homberger 1993, 63f.). In der ersten Stufe werden operationale Verfahren – die Weglassprobe und die Umstellprobe – nach Glinz angewendet, um die „Grundmuster formaler Prägung“ abzugrenzen. Die ermittelten Elemente – die Stellungsglieder – lassen sich bereits jetzt nach ihrer „formalen Eigenschaft der Flexion“ in kasusbestimmte und nicht kasusbestimmte einteilen, wobei sie erst „durch eine Bestimmung ihrer Funktion im Satz zu Satzgliedern“ (Homberger 1993, 64) werden. In der zweiten Stufe kommen morphologisch-syntaktische Verfahren zur Anwendung, durch die solche Satzglieder ermittelt werden wie Subjekt, Gleichsetzungsnominativ und -akkusativ, Kasus- und Präpositionalobjekte, Adverbiale usw. (vgl. Homberger 1993, 64). Die dritte Stufe der Bestimmung der Satzglieder ist in zwei Teilbereiche eingeteilt: Anwendung valenztheoretischer Verfahren und Anwendung semantischer Verfahren. Im ersten Teilbereich werden die Satzglieder in obligatorische/fakultative Ergänzungen und freie Angaben eingeteilt, die Untersuchung dieser Elemente erfolgt unter quantitativen und qualitativen Gesichtspunkten der Valenz. Das semantische Verfahren dient dazu, den Bereich der Umstandsergänzungen und -angaben genauer zu bestimmen und die untersuchten Elemente letztendlich in traditionelle Untergruppen wie temporale, modale, lokale usw. Einheiten einzuteilen (vgl. Homberger 1993, 64).

Die Auffassung des Prädikats erfolgt im Sinne von Glinz: Es gilt „in seiner Funktion als Achse oder Rahmen des Satzes [...] vielmehr [als – MZG] das strukturelle Zentrum, von dem aus Satzglieder aufgerufen werden“ (Drosdowski 1984, 567). Homberger bestätigt, dass „[d]iese begriffliche Festlegung des Prädikats [...] im ganzen der von Hans Glinz vorgelegten Systematik [entspricht], die bereits die erste Ausgabe der 'Duden-Grammatik' (1959) geprägt hat“ (Homberger 1993, 117). Auch der Umfang des komplexen Prädikats stimmt mit der Glinzschen Beschreibung des Vorgangsgefüges überein: Außer dem Finitum gehören dazu auch weitere verbale Teile wie infinite Verbformen sowie der Verbzusatz (vgl. Drosdowski 1984, 568). Die einzige deutliche Neuerung in der Auffassung des Prädikats in der vierten Auflage der Duden-Grammatik bezieht sich auf seine Zuordnung zu den Satzgliedern: Aufgrund seiner zentralen Stellung im Satz fasst Drosdowski das Prädikat nicht mehr als ein Satzglied auf und das „im Gegensatz zu einer lange geltenden Auffassung“ (Drosdowski 1984, 567).

Der Gleichsetzungsnominativ galt noch in der zweiten Auflage von Duden (1966) als ein eigenständiges Satzglied, wobei auf Glinz Bezug genommen wurde (vgl. Grebe 1966, 473). Wie bereits in der Auflage von 1973, fehlt auch 1984 dieser Verweis, somit kann ein Einfluss nicht mehr nachvollzogen werden.

Während der Glinzsche Begriff der Artangabe (zwar in einem anderen Zusammenhang) noch in der Auflage von 1973 verwendet wird, erscheint dieser 1984 nicht mehr.

Des Weiteren werden im Kapitel „Operationale Verfahren in der Syntax“ solche Verfahren zur Untersuchung sprachlicher Einheiten beschrieben wie die Klangprobe, die Verschiebeprobe, die Ersatzprobe, die Umformungsprobe sowie die Weglaßprobe (vgl. Drosdowski 1984, 562 ff.). Obwohl kein direkter Bezug auf Glinz genommen wird, ist sein Einfluss an dieser Stelle der Duden-Grammatik durchaus möglich. Zum einen beschreibt man in der deutschsprachigen Linguistik die von Glinz entwickelte Richtung als „operationale Satzgliedanalyse“, zum anderen verwendet Drosdowski die Glinzschen Verschiebeprobe und Ersatzprobe bereits zur Ermittlung der Satzglieder, deswegen ist es naheliegend, dass auch dieses Kapitel der vierten Duden-Auflage unter einem Einfluss von Glinz steht.

6.7.4.2. Bereich der Wortarten

Auch in dieser Auflage der Duden-Grammatik wird berichtet, dass sich die Einteilung der Wortarten nach dem Glinzschen Modell richtet, das allerdings erst in dem „Deutschen Satz“ und in der „Deutschen Grammatik I/II“ beschrieben wird und somit nur indirekt auf der Auffassung der Wortarten aus der „Inneren Form“ fußt.

Bei der Beschreibung der Verwendungsweisen des Adjektivs als ein Attribut oder als ein selbstständiges Satzglied und somit bei der Diskussion über die Zuordnung der letzteren Elemente zur Wortart Adjektiv wird immer noch Bezug auf „Die innere Form des Deutschen“ – neben dem „Deutschen Satz“ – genommen, wodurch ein Einfluss von Glinz in diesem Bereich weiterhin nachgewiesen bleibt (vgl. Drosdowski 1984, 265).

Der Bereich der Konjunktionen blieb in dieser Auflage unverändert und steht eindeutig unter dem Einfluss der „Inneren Form“ und des „Deutschen Satzes“, auf die eine Fußnote hinweist (vgl. Drosdowski 1984, 373).

Die Auffassung der Partikeln bei Drosdowski steht immer noch nachweislich unter einem Einfluss von Glinz, allerdings durch sein Buch „Deutsche Grammatik“ (vgl. Drosdowski 1984, 345., Begleiter und Stellvertreter des Substantivs wurden bereits 1973 überarbeitet und man kann dort aufgrund fehlender Literaturangaben keinen Einfluss mehr von Glinz nachweisen, da die Auffassung eher auf Vater basiert (s. Kapitel 6.7.3.2. der vorliegenden Arbeit).

6.7.4.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv

Der nachgewiesene Einfluss von Glinz in diesem Bereich nimmt ab. Er wird immer indirekter bzw. mittelbarer dadurch, dass die Darstellung des Zustandspassivs in der vierten Auflage der Duden-Grammatik auf Brinkers „Das Passiv im heutigen Deutsch“ (Brinker 1971), auf Helbig's Werke wie „Das Zustandspassiv“⁴² und „Das Vorgangspassiv“⁴³ sowie auf Schoenthals „Das Passiv in der deutschen Standardsprache“ (Schoenthal 1976) basiert (vgl. Drosdowski 1984, 176). Da Brinker und die weiteren genannten Autoren selbst unter einem Einfluss von Glinz bei der Auffassung des Zustandspassivs standen, kann man hier eventuell von einem indirekten Einfluss sprechen.

Auch bei der Auffassung des Konjunktivs nimmt der Glinzsche Einfluss ab. Während in der dritten Auflage noch auf die Arbeiten von Glinz hingewiesen wurde, beschreibt Drosdowski in der vierten Auflage die gesamte Problematik nur anhand der für dieses Thema relevanten Werke von Jäger, Flämig und Kaufmann.

6.7.4.4. Beschreibung der Satzbaupläne

So wie bereits in der dritten Auflage werden auch in der Duden-Grammatik von 1984 die Satzbaupläne mit den Glinzschen Termini „Kernsatz, Spannsatz, Stirnsatz“ beschrieben und in ihrer ursprünglichen Bedeutung verwendet (vgl. Drosdowski 1984, 716). Allerdings werden in diesem Bereich keine Arbeiten von Glinz genannt, auf die möglicherweise bei der Beschreibung der Satzbaupläne zurückgegriffen wurde – somit ist ein Einfluss auch hier schwer nachzuweisen, man kann sich nur darauf stützen, dass Duden die von Glinz entworfene Terminologie verwendet.

Anhand der untersuchten Stellen in der vierten Auflage der Duden-Grammatik kann festgestellt werden, dass der nachgewiesene Einfluss von Glinz und seiner „Inneren Form“ immer geringer ausfällt. Der Einfluss nimmt vor allem im verbalen Bereich, bei der Beschreibung des Zustandspassivs und des Konjunktivs, ab. Auch die Auffassung, das Prädikat nicht mehr als ein Satzglied zu sehen (vgl. Drosdowski 1984, 566), resultiert aus der Rezeption neuer Werke – an dieser Stelle erkennt man einen großen Einfluss des Dependenz- und des Valenzmodells, deren Grundprinzipien auch in dieser Auflage mitberücksichtigt werden.

⁴² Helbig, Gerhard/Kempton, Fritz (1975): Das Zustandspassiv. Leipzig

⁴³ Helbig, Gerhard/Heinrich, Gertraud (1978): Das Vorgangspassiv. Leipzig

6.7.5. Duden-Grammatik von 1995 (Herausgeber: Günther Drosdowski und Peter Eisenberg, 5. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1984

In Übereinstimmung mit der bereits beobachteten Tendenz nimmt der nachgewiesene Einfluss von Glinz auch in dieser Auflage im Vergleich zur Auflage von 1984 ab.

6.7.5.1. Bereich der Satzglieder

In Bezug auf die Ermittlung und Auffassung der Satzglieder bleibt die Duden-Grammatik dem Glinzschen Ansatz treu: Die Segmentierung des Satzes und demzufolge die Ermittlung der Satzglieder erfolgt mithilfe der Verschiebeprobe, die – an Stellen, wo Problemfälle erscheinen – durch die Ersatzprobe ergänzt wird. Somit gelten die „Satzglieder [...] [als – MZG] die kleinsten in sich zusammengehörigen Elemente des Satzes (Wörter und Wortgruppen), die sich nur geschlossen verschieben lassen und die zugleich als ganze ersetzbar sind“ (Drosdowski/Eisenberg 1995, 605). Eine wichtige Fußnote zeigt, dass diese Auffassung eines Satzglieds in der fünften Auflage der Duden-Grammatik immer noch von Glinz beeinflusst ist: „Mit dieser Fassung des Satzgliedbegriffs folgen wir H. Glinz, auf dessen Arbeiten zur Satzlehre generell (vgl. Literaturverzeichnis) zu verweisen ist“ (Drosdowski/Eisenberg 1995, 608).

Das Prädikat wird aufgrund seiner zentralen Rolle im Satz weiterhin nicht als Satzglied aufgefasst, da es „als Achse oder Rahmen des Satzes“ als „das strukturelle Zentrum“ (Drosdowski/Eisenberg 1995, 605) den gesamten Satzbau leitet und sich damit von den anderen Satzgliedern auszeichnet. Diese Auffassung des Prädikats in der fünften Auflage der Duden-Grammatik kann als von Glinz beeinflusst angesehen werden und zwar mit folgender Begründung: Homberger bestätigt, dass die Auffassung des Prädikats in der vierten Auflage des Duden von 1984 unter einem Einfluss von Glinz steht (vgl. Homberger 1993, 117). Da die Auffassung von 1995 in diesem Bereich inhaltlich nicht verändert wurde, kann man diese Haltung Hombergers auch auf den Duden von 1995 übertragen und somit den Glinzschen Einfluss nachweisen.

Die Beschreibung der Struktur des Prädikats wurde allerdings leicht verändert. Neben dem Finitum gehören zum Prädikat auch weitere verbale Elemente sowie der Verbzusatz (vgl. Drosdowski/Eisenberg 1995, 605). Neu ist allerdings die Zuordnung des Gleichsetzungsnominativs und -akkusativs zu den prädikativen Satzgliedern (vgl. Drosdowski/Eisenberg 1995, 605). Der Gleichsetzungsnominativ fungiert zwar als ein selbständiges Satzglied, da aber der letzte Nachweis des Glinzschen Einflusses auf die Auffassung dieses Satzelements auf 1966 datiert ist, kann ein Einfluss bereits seit der dritten Auflage von 1973 nicht mehr Glinz zugeschrieben werden.

Ein potenzieller Einfluss von Glinz ist auch im Bereich der Beschreibung der operationalen Verfahren möglich, mit derselben Begründung wie bereits über die Auflage von 1984 berichtet:

Da Glinz als Gründer der sog. „operationalen Satzgliedanalyse“ gilt und die Satzglieder bei Drosdowski/Eisenberg (Drosdowski/Eisenberg 1995) mithilfe seiner Verschiebeprobe und Ersatzprobe ermittelt werden, kann man von einem möglichen Einfluss auf die Auffassung der operationalen Verfahren ausgehen.

6.7.5.2. Bereich der Wortarten

Die Einteilung der Wortarten wird in der fünften Auflage der Duden-Grammatik neu aufgestellt, obwohl immer noch in einer Fußnote Bezug auf Glinz und seinen „Deutschen Satz“ und die „Deutsche Grammatik I/II“ genommen wird, wobei – wie bereits erwähnt – die Auffassung der Wortarteneinteilung in beiden Werken indirekt auf der Auffassung aus der „Inneren Form“ basiert. Auf den ersten Blick bedeutet die Abwendung von der Glinzschen 5-Wortarten-Lehre und die Einführung von neun Wortarten einen Bruch zu Glinz und die Zuwendung zur traditionellen Wortartenlehre. Allerdings erfolgt die Einteilung in einzelne Kategorien zuerst anhand der Flexionsfähigkeit der untersuchten Lexeme in flektierbare und unflektierbare.

Die Zuordnung des unflektierten Adjektivs und die Trennung von diesem Gebrauch von den Adverbien wird in der Auflage 1995 wie in der vorherigen Auflage von 1984 gehandhabt:

Wir rechnen die ungebeugten Formen ebenso zur Wortart Adjektiv wie die gebeugten und nicht zur Wortart Adverb, wie die ältere Grammatik. Vgl. hierzu H. Glinz: Der deutsche Satz, [...], S. 33 (Drosdowski/Eisenberg 1995, 276).

Zwar wird wieder auf den „Deutschen Satz“ Bezug genommen, allerdings gilt die dort dargestellte Auffassung als Nachfolger der Darstellung dieser Problematik in der „Inneren Form des Deutschen“. Somit kann ihr Einfluss auf die Beschreibung dieses Bereichs in der Duden-Grammatik von 1995 als nachgewiesen gelten.

Zu den flektierbaren Elementen werden u. a. Artikel und Pronomen gerechnet, die noch in der vierten Auflage der Duden-Grammatik als eine Wortart mit der Bezeichnung „Begleiter und Stellvertreter des Substantivs“ aufgefasst wurden. In der fünften Auflage werden die beiden Wortarten getrennt aufgestellt, jegliche Hinweise auf Glinz fehlen allerdings, sodass man nicht mehr behaupten kann, dieser Bereich sei – auch nur mittelbar – von Glinz beeinflusst.

Die Auffassung der Wortart „Konjunktion“ gleicht in der Beschreibung der Auffassung aus der Auflage von 1984 und stützt sich u. a. auf die Darstellung der Konjunktionen, wie sie in der „Inneren Form“ und dem „Deutschen Satz“ von Glinz beschrieben werden. Die beiden Werke werden in der Fußnote genannt, wodurch ein Einfluss von Glinz als nachgewiesen gilt (vgl. Drosdowski/Eisenberg 1995, 391).

Während die Partikeln noch 1984 als eine „Rest- und Sammelklasse“ im Sinne von Glinz betrachtet werden und die inhaltliche Anlehnung dabei durch eine Fußnote belegt ist (Verweis auf die „Deutsche Grammatik II“ von Glinz) (vgl. Drosdowski 1984, 345), fehlt ein solcher Hinweis in der fünften Auflage von 1995. Es ist eine der zahlreichen Stellen, die in diesem

Kapitel bereits beschrieben wurden, an denen die Verbindung zwischen dem Inhalt und seinem Urheber durch die fehlende Fußnote nicht mehr zu erkennen ist.

6.7.5.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv

Wie bereits in der vierten Auflage der Duden-Grammatik von 1984, ist auch in der darauffolgenden Fassung kein Einfluss mehr von Glinz in beiden Bereichen nachzuweisen, da die Auffassung sowohl des Zustandspassivs als auch des Konjunktivs von 1984 nur übernommen wurde.

6.7.5.4. Beschreibung der Satzbaupläne

Die Beschreibung der Satzbaupläne erfolgt unverändert, wie bereits für die Duden-Auflage von 1984 beschrieben, mithilfe der Glinzschen Terminologie „Kernsatz, Stirnsatz, Spannsatz“. Dabei bezeichnen diese Begriffe Sätze mit einer bestimmten Position des Finitums und wurden bereits in der „Inneren Form des Deutschen“ von Glinz geprägt. Somit kann sein Einfluss als wahrscheinlich beschrieben werden und zwar trotz der Tatsache, dass kein Textverweis bzw. keine Literaturangabe auf die Urheberschaft hinweist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ein Einfluss von Glinz und seiner „Inneren Form“ in der untersuchten fünften Auflage der Duden-Grammatik, die unter der Leitung von Drosdowski und Eisenberg entstanden ist, immer weniger belegt ist. Während in solchen Bereichen wie die Ermittlung und Auffassung von Satzgliedern sowie die Diskussion über die Zuordnung der unflektierten Adjektive ein Einfluss eindeutig nachgewiesen ist, nimmt er im Bereich des Prädikats, bei der Auffassung des Zustandspassivs und des Konjunktivs sowie der Partikeln ab – dort kann er über Fußnoten oder andere Mittel nicht nachgewiesen werden. Das entspricht allerdings dem programmatischen Ziel der Duden-Grammatik, zwar eine bestimmte sprachwissenschaftliche Tradition zu pflegen, aber immer neue Erkenntnisse aufzunehmen.

6.7.6. Duden-Grammatik von 1998 (Herausgeber: Peter Eisenberg, 6. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1995

Zwar wurde die sechste Auflage der Duden-Grammatik unter der Leitung von Peter Eisenberg überarbeitet, allerdings bleibt der restliche nachgewiesene Einfluss von Glinz der vorherigen Auflage gegenüber so gut wie unverändert.

6.7.6.1. Bereich der Satzglieder

Die Auffassung und Ermittlung der Satzglieder bleibt in der Duden-Grammatik von 1998 gegenüber der 5. Auflage unverändert. Sie werden immer noch als geschlossen verschiebbare und ersetzbare Elemente des Satzes verstanden, dabei ist diese Darstellung an die Glinzsche Satzgliedauffassung angelehnt, was mit einer Fußnote belegt ist (vgl. Eisenberg 1998, 625 und 627). Die Einteilung der Satzglieder wurde nun in dieser Auflage überarbeitet, aufgrund fehlender eindeutiger Literaturhinweise kann nicht festgestellt werden, ob sie auch unter einem Einfluss von Glinz steht.

Da die Auffassung des Prädikats aus der vorherigen Auflage übernommen wurde, kann nur genau dasselbe in Hinsicht auf den Glinzschen Einfluss festgestellt werden: Das Prädikat wird in der Duden-Grammatik von 1998 aufgrund seiner besonderen Rolle im Satz nicht als ein Satzglied aufgefasst: „In seiner Funktion als Achse oder Rahmen des Satzes ist das Prädikat vielmehr das strukturelle Zentrum, von dem aus Satzglieder aufgerufen werden“ (Eisenberg 1998, 625). Da diese Darstellung inhaltlich auch von der Auflage von 1984 nicht abweicht, für die Homberger einen Einfluss von Glinz auf die Auffassung des Prädikats nachgewiesen hat (vgl. Homberger 1993, 117), kann man berechtigterweise davon ausgehen, dass die Beschreibung des Prädikats immer noch unter diesem Einfluss steht.

Die Beschreibung des Gleichsetzungsnominativs bleibt zwar unverändert, aber aufgrund der letzten Erwähnung des Glinzschen Einflusses in der Auflage von 1966 kann dieser – trotz Ähnlichkeiten zu seiner Auffassung – nicht mehr nachgewiesen werden.

Bei Eisenberg (Eisenberg 1998) findet man – wie in der Auflage von 1984 und 1995 – eine Beschreibung der operationalen Verfahren, die aufgrund der verwendeten Terminologie und inhaltlicher Nähe zu den Glinzschen sprachimmanenten Proben möglicherweise unter seinem Einfluss stehen, obwohl dieser nicht eindeutig nachgewiesen werden kann.

6.7.6.2. Bereich der Wortarten

Die Einteilung der Wortarten in der sechsten Auflage der Duden-Grammatik bleibt gegenüber der Auflage von 1995 unverändert. Es wird immer Bezug noch auf Glinz und seine Bücher „Der deutsche Satz“ und „Deutsche Grammatik I/II“ genommen, in denen die ursprüngliche Wortarteneinteilung aus der „Inneren Form“ weiterentwickelt wurde.

Auch die Beschreibung des Adjektivs weicht von der vorherigen Auflage nicht ab, vor allem bei der Zuordnung der unflektierten Adjektive zu dieser Wortart bezieht sich Eisenberg auf entsprechende Passagen des „Deutschen Satzes“ (vgl. Eisenberg 1998, 281), in dem allerdings die Auffassung aus der „Inneren Form“ übernommen wurde. Somit kann ein Einfluss von Glinz eindeutig belegt werden.

Die Konjunktionen werden wieder unverändert samt den Literaturverweisen übernommen, weswegen ein Einfluss der „Inneren Form“ und des „Deutschen Satzes“ auf die Auffassung dieser Wortart in der sechsten Auflage der Duden-Grammatik immer noch als nachgewiesen gilt (vgl. Eisenberg 1998, 399).

Der Bereich der Partikeln wird inhaltlich gleich wie in der Auflage von 1995 behandelt und als eine „Rest- und Sammelklasse“ (Eisenberg 1998, 360) bezeichnet. Obwohl dieser Ausdruck nachweislich von Glinz stammt – noch in der Duden-Grammatik von 1984 wird diese Entnahme mit einer auf Glinz hinweisenden Fußnote belegt (vgl. Drosdowski 1984, 1984) – fehlt diese bereits sowohl in der Auflage von 1995 als auch in der hier besprochenen Duden-Grammatik von 1998, wodurch ein Einfluss von Glinz auf die Auffassung der Partikeln ausschließlich mit Kenntnis vorheriger Auflagen festgestellt werden kann.

6.7.6.3. Verbaler Bereich: Zustandspassiv und Konjunktiv

Bereits seit der fünften Auflage von 1995 ist ein Einfluss von Glinz weder im Bereich des Zustandspassivs noch des Konjunktivs festzustellen.

6.7.6.4. Beschreibung der Satzbaupläne

Aufgrund der Tatsache, dass die Termini „Kernsatz, Spannsatz, Stirnsatz“ in der sechsten Auflage der Duden-Grammatik zur Beschreibung der Position des Finitums in einem Satz verwendet werden und diese nachweislich auf Glinz zurückgehen, kann davon ausgegangen werden, dass ein Einfluss von Glinz auf die Beschreibung dieses Bereichs vorhanden ist.

Zusammenfassend lässt sich zum Einfluss der „Inneren Form“ von Glinz auf die sechste Auflage der Duden-Grammatik von Eisenberg sagen, dass aufgrund der Tatsache, dass die behandelten Bereiche aus der vorherigen Auflage übernommen wurden, sich der nachgewiesene Einfluss kaum verändert hat. Dieser ist immer noch in der Auffassung und Ermittlung der Satzglieder, des Adjektivs und der Konjunktionen eindeutig vorhanden, während das Prädikat, die Einteilung der Wortarten und die Auffassung der Partikeln nur spekulativ unter einem Einfluss von Glinz stehen.

6.7.7. Duden-Grammatik von 2005 und 2009 (Herausgeber: Kathrin Kunkel-Razum, 7. und 8. Auflage), Vergleich mit der Auflage von 1998

Die Problematik der Untersuchung jeglicher Einflüsse auf die beiden in diesem Kapitel untersuchten Auflagen der Duden-Grammatik besteht darin, dass in diesen Darstellungen auf die

Angabe der Quelle bzw. der weiterführenden Literatur verzichtet wurde. Da „Die innere Form des Deutschen“ im Literaturverzeichnis fehlt, kann ein Einfluss von Glinz nur anhand der Vergleiche mit den früheren Auflagen untersucht und ggf. festgestellt werden.

Die siebte Auflage der Duden-Grammatik, die unter der Leitung von Kathrin Kunkel-Razum entstanden ist, ist die erste, die von der traditionellen Einteilung der Sätze in Satzglieder wie Subjekt, Prädikat, Objekt usw. absieht und sich in der Beschreibung der Sätze den neueren Grammatikmodellen anschließt, die die interne Satzstruktur mit den Begriffen „Phrase“ und „Konstituente“ beschreiben (vgl. Kunkel-Razum 2005, 778; vgl. auch Kunkel-Razum 2009, 767). Kunkel-Razum unterscheidet Phrasen wie NP im Nominativ/Dativ usw., AdjP, AdvP, PP und KonjP und verwendet die Terminologie der traditionellen Grammatik ausschließlich, um die neu eingeführten Termini zugänglicher zu machen (vgl. Kunkel-Razum 2005, 807; vgl. auch Kunkel-Razum 2009, 796).

Die Ermittlung der Phrasen erfolgt mithilfe der bereits bekannten Verschiebeprobe und Ersatzprobe, des Weiteren nennt Kunkel-Razum auch folgende Proben: Listenprobe, Einsetzprobe, Flexionsprobe, Erweiterungsprobe, Umschreibungsprobe und Klangprobe (vgl. Kunkel-Razum 2005, 139; vgl. auch Kunkel-Razum 2009, 139). Diese Proben können hier allerdings eher nicht auf Glinz zurückgeführt werden, sondern höchstwahrscheinlich auf Verfahren des amerikanischen Strukturalismus, die die bereits angesprochenen Einheiten „Konstituente“ und „Phrase“ mit Tests ermitteln (vgl. Kunkel-Razum 2005, 778f.; vgl. auch Kunkel-Razum 2009, 767f.).

Das System der Wortarten wird in der siebten Auflage der Duden-Grammatik völlig neu erarbeitet. Vor der Klassifizierung wird zwischen syntaktischen und lexikalischen Wörtern unterschieden, wobei nur die letzteren „nach den grammatischen Merkmalen, die bei den Flexionsformen eine Rolle spielen“ in fünf „lexikalische Wortarten“ (Kunkel-Razum 2005, 132; auch Kunkel-Razum 2009, 132) eingeteilt werden. Folgende Wortarten werden unterschieden: Verb, Substantiv, Adjektiv, Pronomen und Unflektierte (vgl. Kunkel-Razum 2005, 132f.; vgl. auch Kunkel-Razum 2009, 132f.). Laut Roelcke fußt die Einteilung der Wortarten, die in der Duden-Grammatik von 2006 vorgestellt wird,

auf derselben terminologischen, zum Teil auch konzeptionellen Grundlage, der Fünf-Wortarten-Lehre von Hans Glinz (zum Beispiel 1952/1973, 1957), der zufolge Verb, Substantiv (Nomen), Adjektiv, Begleiter oder Stellvertreter und Partikel unterschieden werden (Roelcke 2012, 9, vgl. auch Roelcke 2012, 15 und 16).

Zwar bezieht sich die Untersuchung von Roelcke auf die Duden-Auflage von 2006, allerdings handelt es sich dabei um einen Neudruck der Auflage von 2005, wobei die achte Auflage (2009) diese Einteilung ohne Änderungen übernommen hat.

Im verbalen Bereich (Zustandspassiv und Konjunktiv) können keine Einflüsse mehr anhand fehlender Verweise festgestellt werden.

Die Satzbaupläne werden nicht mehr mit der Glinzschen Terminologie beschrieben: Die Begriffe Kern-/Spann-/Stirnsatz werden nicht mehr verwendet, um die Platzierung des Verbs im Satz zu spezifizieren. Verwendet werden nun Bezeichnungen Verbzweit-/Verberst- und Verbletztsatz (vgl. Kunkel-Razum 2005, 875; vgl. auch Kunkel-Razum 2009, 862).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der nachgewiesene Einfluss der „Inneren Form des Deutschen“ oder weiterer Werke von Glinz in den hier untersuchten Duden-Auflagen von 2005 und 2009 aufgrund fehlender Literaturangaben oder Textverweise nicht mehr festgestellt werden kann.

6.7.8. Fazit

In den vorherigen Kapiteln, die einen Einfluss der „Inneren Form des Deutschen“ von Hans Glinz auf die Duden-Grammatik ausführlich und vollständig dokumentieren sollen, wurden acht Auflagen, die zwischen 1959 und 2009 erschienen sind, auf nachgewiesenen und potenziellen Einfluss untersucht. Die einzelnen Auflagen wurden dabei an entsprechenden Stellen sorgfältig verglichen, um die Weitergabe der Glinzschen Auffassungen von bestimmten Phänomenen nachvollziehen und nachverfolgen zu können. Eine solch akribische Vorgehensweise war nötig, da viele Verweise im Text oder in den Fußnoten im Laufe der Überarbeitung einzelner Ausgaben verschwunden sind und dadurch ein Einfluss von Glinz nicht mehr auf den ersten Blick beschrieben werden konnte.

Hierzu hat neben andern ein Schweizer, Prof. Dr. Hans Glinz, einen bahnbrechenden Beitrag geleistet [In der Fußnote ein Verweis auf Hans Glinz, *Die innere Form des Deutschen*, Bern 1952. *Der deutsche Satz*, Düsseldorf – MZG], dessen Einfluß beispielsweise in der neuen Dudengrammatik von 1959 schon deutlich zu spüren ist (Heuer 1962, 11).

Dieses Zitat zeigt, dass die Leistung der „Inneren Form“ und ihre Rolle u. a. für die Neubearbeitung der Duden-Grammatik nicht zu unterschätzen sind, was auch die Untersuchung des Einflusses in der vorliegenden Dissertation gezeigt hat.

Der Einfluss des Glinzschen Grammatikmodells war in der ersten Auflage der Duden-Grammatik, die unter der Leitung von Paul Grebe entstanden ist, am stärksten, wobei er von Auflage zu Auflage geringer wurde; dabei konnte er vor allem im Bereich der Satzglieder, der Wortarten und der verbalen Flexion besonders beobachtet werden konnte. Die Auffassung und Ermittlung der Satzglieder, sowie die Auffassung des Prädikats, des Gleichsetzungsnominativs (Gleichgröße bei Glinz) und des Attributs erfreuten sich ebenfalls großer Popularität. Im Bereich der Wortarten wurden vor allem die Einteilung in Hinsicht auf die Zugänglichkeit zur Flexion und die Zuordnung des unflektierten Adjektivs zur Wortart „Adjektiv“ gerne übernommen. Auch die Wortarten „Begleiter und Stellvertreter des Substantivs“ und „Partikel“ fanden den Eingang in fast alle Duden-Auflagen, wobei nur der Ansatz von diesen Wortarten in der „Inneren Form“ zu finden ist, da sie in dieser Form erst im „Deutschen Satz“ von 1957

aufgestellt wurden. Von Bedeutung war auch die Glinzsche Darstellung des Zustandspassivs und des Konjunktivs, die ebenfalls von Duden (Konjunktiv allerdings erst später) aufgenommen wurde.

Wie bereits erwähnt konnte während der Untersuchung festgestellt werden, dass der dokumentierte Einfluss immer schwächer wird. Dies hängt mit dem mehrmals betonten repräsentativen Charakter der Duden-Grammatik als der wichtigsten Referenzgrammatik des Deutschen zusammen, eine bestimmte Tradition zu bewahren und dabei neue Erkenntnisse in der Sprachwissenschaft aufzunehmen, was allerdings auf Kosten älterer Ansätze geschieht. Das bezieht sich auch auf die Glinzsche Grammatik, deren Einfluss auf den Duden im Laufe der Zeit geringer wird, auf der anderen Seite werden manche von ihm vorgeschlagene Ansätze so stark in der deutschsprachigen Linguistik kanonisiert, dass sie ohne Angabe des Urhebers weitergegeben und sogar zur traditionellen Grammatik (im Sinne des Kanons) gerechnet werden, wie das folgende Zitat von Forsgren abschließend zeigt:

Der empirische und auf kritische Nachprüfung ausgerichtete Ansatz beider Forscher [gemeint sind Glinz und Helbig – MZG] dient dem Verfasser dieser Betrachtung zum Vorbild. Glinz hat zur Ergänzung der TdG [traditionelle Grammatik – MZG] beigetragen. Sein Werk fällt indessen nicht aus der Reihe der traditionellen Grammatiken, sondern nimmt einen Platz neben Adelung [...] und [...] Duden ein (Forsgren 1988, 73).

7. UNTERSUCHUNG DER GRÜNDE FÜR DIE ABNEHMENDE REZEPTION DER „INNEREN FORM DES DEUTSCHEN“

Im Laufe der Untersuchung des Einflusses der „Inneren Form des Deutschen“ auf die zeitgenössische Sprachwissenschaft, der sich letztendlich als enorm herausstellte, hat sich der Verfasserin immer wieder die Frage gestellt, warum dieses Modell nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt sehr gut rezipiert und verbreitet wurde. Der Einfluss sank nachweislich, wie das folgende Zitat belegt:

Während also Glinz in der Linguistik seit den späten 1960er Jahren nicht die Anerkennung erfuhr, die ihm zugestanden hätte, war seine Wirkung in der Sprachdidaktik umso nachhaltiger (Bredel/Günther 2009, 180).

Das vorliegende Kapitel versucht nun die Frage nach den Ursachen dieser verminderten und später fast verschwundenen Rezeption zu beantworten.

Der wichtigste Grund für den Rückgang der Rezeption der „Inneren Form des Deutschen“ und der darin enthaltenen Konzepte ist die Tatsache, dass Glinz selbst spätestens ab dem Zeitpunkt der Veröffentlichung des „Deutschen Satzes“ (1957) die strukturalistischen Gedanken nicht mehr verfolgt und die Terminologie aus der „Inneren Form“ sehr früh aufgegeben hat. Das genannte Jahr markiert den Beginn der sog. „dritten Phase in Glinz' Schaffen“⁴⁴, die sich „durch eine deutliche Annäherung an die inhaltsbezogene Grammatik und an Weisgerber“ (Helbig 1964, 11) auszeichnet. Zwar verfolgt „Der deutsche Satz“ die Ansätze aus der „Inneren Form“ in Bezug auf die Einteilung und Auffassung der Satzglieder und Wortarten, allerdings vertritt dort Glinz eine neue sprachphilosophische Konzeption:

Hier [im „Deutschen Satz“ – MZG] vertritt Glinz etwa die zutiefst romantische These, daß die Sprache an sich schon eine dichterische Grundnatur besitze und daß jedes Wort an sich schon ein kleines Kunstwerk für sich selbst sei. Die Wörter sollen eine „geistige Grundgestalt“ erfüllen, die Satzpläne erscheinen als „geistige Grundbilder“ (Helbig 1964, 11).

Auch die zweite Auflage der „Inneren Form“ von 1961 erhält durch die Annäherung von Glinz zum Lager der inhaltsbezogenen Grammatik einen neuen Charakter, der sich in den Vorbemerkungen widerspiegelt. Zum einen führt Glinz inhaltliche Veränderungen ein, die sich auf die Aufgabe der ursprünglichen Terminologie und ihre Ersetzung durch Termini der traditionellen Grammatik sowie auf die Ersetzung der Begriffe „Bedeutung, Wert, Geltung“ durch den Begriff „Inhalt“ beziehen, der laut Helbig auf Weisgerber zurückzuführen ist (vgl. Helbig 1964, 11). Zum anderen nimmt Glinz Stellung zu den Rezensionen, die ihn entweder als zu strukturalistisch oder als zu inhaltsbezogen kritisiert haben. Ausgehend vor allem von der Kritik Weisgerbers, der in der „Inneren Form“ lediglich einen lautbezogenen Versuch gesehen hat, „an die Inhalte der Sprache heranzukommen“ (Helbig 1964, 11), rechtfertigt Glinz seine am Strukturalismus angelehnte Vorgehensweise, indem er diese in die inhaltsbezogene Forschung einbettet und sich somit der Position Weisgerbers nähert:

⁴⁴ Diese Phase wurde bereits im Kapitel 2.2. „Wichtigste Phasen der Glinzschen Grammatik – ein Umriss“ ausführlich erörtert und wird in diesem Kapitel nur kurz und punktuell zur Unterstützung der Argumentation umrissen.

So meint er, daß es ihm „wie Weisgerber in erster und letzter Linie um die sprachlichen Inhalte“ gehe, „und alles Beachten der Klangseite beim experimentierenden Verfahren ist nicht Selbstzweck, sondern nur der Weg zu den Inhalten“ (Glinz 1961, 5, in: Helbig 1964, 12).

Die späteren Schriften von Glinz führen eine immer stärker werdende Ablehnung des Strukturalismus und die Zuwendung zur inhaltsbezogenen Grammatik zu Tage. In seiner Rede anlässlich der Überreichung des Konrad-Duden-Preises im Jahre 1962 wendet sich Glinz gegen den Strukturalismus, indem er seine Rolle herabsetzt, was die folgende – bereits im Kapitel 2.2. zitierte – Textstelle zeigt: „Der Strukturalismus bildet also die unerläßliche Grundlage – aber er reicht für sich allein nicht zu, und er reicht vor allem nicht zu im Bereich der Inhalte [...]“ (Glinz 1962c, 18).

Da die Aufgabe der Zwischenstellung zwischen dem Strukturalismus und der inhaltsbezogenen Grammatik sowie die Zuwendung von Glinz zum letzteren Lager bereits der Gegenstand des Kapitels 2.2. war, wird an dieser Stelle auf weitere Beispiele dieser Haltung verzichtet und abschließend auf die folgende Aussage von Helbig hingewiesen, der sehr kritisch den Glinz-schen Übergang betrachtet:

In dieser bisher letzten Phase von Glinz' linguistischer Arbeit, in seinem Übergang von de Saussure zu Humboldt, von der strukturellen Beschreibung zur inhaltsbezogenen Grammatik, sehen wir keine Krönung seiner Bemühungen, wie sie mit seiner Dissertation begannen und mit seiner IF – die wir deshalb als sein bisheriges Hauptwerk ansehen müssen – den höchsten Gipfel erreichten. Trotz aller Einwände hat der erste Versuch, die deutsche Sprache strukturell und experimentell zu beschreiben, keine inhaltsbezogene Aufwertung im Weisgerberschen Sinne nötig. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß sein Abweg nicht in seiner Wendung zu den Inhalten besteht, sondern vielmehr darin, daß diese Zuwendung eine Zuwendung zur inhaltsbezogenen Grammatik ist. Was von Glinz' linguistischen Arbeiten bleibt, ist seine IF. Wenn er es auch sicher nicht wahrhaben möchte, er bleibt eine Art „structuraliste malgré lui“ (Helbig 1964, 12).

Der zweite wichtige Grund für die Abwendung gegen das Modell, das in der „Inneren Form des Deutschen“ dargestellt wurde, ist mit dem Aufkommen und dem Erfolg neuerer Grammatikmodelle verbunden. Zum einen hat sich die Valenzgrammatik „bis in die Mitte der fünfziger Jahre“ schnell entwickelt und dabei die „in Deutschland herrschende inhaltlich deutende Grammatikschreibung innerhalb kurzer Zeit marginalisiert“ (Eroms 2003b, 168). Zum anderen stand die Wende in der damaligen Germanistik unter dem Zeichen der in den USA und anderen europäischen Ländern bereits sehr verbreiteten generativen Grammatik. Wie Gipper berichtet, fiel der amerikanische Strukturalismus sowohl in der BRD als auch in der DDR auf fruchtbaren Boden:

Eine jüngere Linguistengeneration wuchs heran, die ihre Legitimation und Qualifikation durch die Berufung auf fortschrittliche, strengere und damit wissenschaftlichere Analyseverfahren zu begründen suchte. An den zahlreichen neugegründeten Universitäten hatte kein Bewerber um einen Lehrstuhl für Linguistik eine Chance, der sich nicht als mit den neuen Methoden vertraut erweisen konnte. Später wurde dann der »Strukturalismus« durch »die generative Transformationsgrammatik« mehr und mehr zurückgedrängt (Gipper 2000, 27f.).

Während in der BRD Klaus Baumgärtner ab Mitte der sechziger Jahre zu den wichtigsten Vertretern der generativen Grammatik gehörte, wurde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Arbeitsstelle „Strukturelle Grammatik“ gegründet, innerhalb der ab Anfang der sechziger Jahre zahlreiche Arbeiten aus der Sicht der generativen Grammatik von Wissenschaftlern wie Bierwisch, Motsch, Hartung und Steinitz entstanden sind (vgl. Helbig 1974, 324 und 327).

Das starke Aufkommen der generativen Grammatik fällt auf den Zeitpunkt, zu dem sich Glinz bereits gegen den Strukturalismus gewendet hat und entschieden in die Richtung der inhaltsbezogenen Grammatik bewegt. Der Erfolg des Grammatikmodells von Chomsky hat vor allem die Verdrängung aller anderen Modelle, die deutlich an Relevanz verloren haben, zur Folge:

Leo Weisgerbers Richtung galt nun als überholt, ja als rückständig und unwissenschaftlich. Eine progressive Linguistik sollte diese belastete Sprachwissenschaft ablösen. Es kam zu einem unrühmlichen Streit zwischen neuer Linguistik und alter Sprachwissenschaft, in den sich Leo Weisgerber mit unnötig großem Engagement einließ (Gipper 2000, 28).

In diesen prägnanten Worten zeigt Gipper den unvermeidbaren Rückgang der inhaltsbezogenen Grammatik im Laufe der sechziger Jahre, sodass die jüngeren deutschen Linguisten die Arbeiten von Glinz im Sinne des traditionellen europäischen Strukturalismus u. U. gar nicht mehr rezipiert haben (vgl. Bredel/Günther 2009, 180):

„[S]ie [junge deutsche Linguisten der siebziger Jahre – MZG] hatten den Strukturalismus und Glinz übersprungen und sich gleich auf Chomskys Grammatiktheorie und ihre Übertragung aufs Deutsche kapriziert“ (Bredel/Günther 2009, 180).

Dieser inhaltliche Umschwung in der deutschsprachigen Linguistik spiegelte sich auch in der Auffassung einzelner Phänomene in der Duden-Grammatik als der wichtigsten Referenzgrammatik des Deutschen wider. Wie bereits mehrmals betont, besteht die Aufgabe des Dudens in der Rezeption und Aufarbeitung der neueren Forschung und der damit zusammenhängenden Aktualisierung der Inhalte, um den repräsentativen Charakter dieses Nachschlagewerkes zu bewahren. Die Dependenzgrammatik und die generative Transformationsgrammatik fanden ihren Eingang in die dritte Auflage der Duden-Grammatik, wobei Grebe auf ältere, nicht mehr aktuelle Konzepte verzichtete (vgl. Grebe 1973, 5) – das betraf unter anderem „Die innere Form des Deutschen“. Da ein großer Teil des Erfolgs des Glinzschen Grammatikmodells eben mit der Verbreitung durch die Duden-Grammatik zusammenhing, nahm seine Rezeption im Zusammenhang mit der Überarbeitung des genannten Werks ab.

Den Einzug der generativen Grammatik in die deutsche Linguistik markierte auch die Neuorientierung der Germanistik, die während des Germanistentages (17.-22. Oktober 1966, München) unter dem Titel „Nationalismus in Germanistik und Dichtung“ stattgefunden hat (vgl. Colin 2007, 153). „Im Fokus stand die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und mit der Rolle der Germanistik nach der Zeit des Nationalsozialismus“ sowie die Forderung nach „eine[r] stärkere[n] Hinwendung zur strukturellen Linguistik“ (Colin 2007, 55). Seitens Peter von Polenz und Hans Glinz wurde die starke Kritik an die Kollegen geäußert,

daß die deutschen Germanisten fünfzig Jahre lang kaum eine Notiz von den Werken Ferdinand de Saussures und Leonard Bloomfield genommen hätten und daß es deswegen keine Verständigung zwischen ihnen und den ausländischen Linguisten gebe? [sic – MZG] (Boehlich 1966, 4).

Es wurde die Öffnung gegenüber dem amerikanischen Strukturalismus gefordert – nicht ausschließlich das „Akzeptieren der Methoden und Ergebnisse“ (Polenz 1967, 101), sondern vor allem das Nachholen von all dem, „was seit de Saussure in der Sprachwissenschaft anderer Länder und anderer Fächer getan worden ist“ (Polenz 1967, 102). Dabei sollte die deutsche Linguistik einen wertvollen Beitrag leisten, da die Erforschung des Deutschen eben aufgrund bestimmter für diese Sprache charakteristischer Phänomene und der damit verbundenen Problematik nicht übereinzelsprachliche Untersuchungsmethoden einsetzt, sondern besondere Verfahren erfordert (vgl. Polenz 1967, 101). Erwähnenswert ist, dass Polenz in seinem Aufsatz die Glinzsche „Deutsche Syntax“ (1965) als Beispiel eines Werks nannte, in dem „die Strukturlinguistik [...] dabei ist, von Phonologie und Morphologie her zur Syntax [...] vorzudringen“ (Polenz 1967, 102). Das zeigt zum einen, dass Glinz trotz seiner Wende zur inhaltsbezogenen Grammatik immer noch einige Verfahren des Strukturalismus verwendete (vgl. Helbig 1964, 12). Zum anderen kommt die Tatsache zum Vorschein, dass nur seine Werke, die der neu eingetretenen programmatischen Wende inhaltlich entsprachen, das Interesse der sprachwissenschaftlichen Öffentlichkeit geweckt haben. Um weiterhin im Fokus zu bleiben, hätte Glinz höchstwahrscheinlich den Strukturalismus nicht ablehnen dürfen und neue Entwicklungen rezipieren und aufarbeiten müssen. Da er sich allerdings der inhaltsbezogenen Grammatik verpflichtet fühlte, wurde seine Forschung durch das bereits beschriebene Aufkommen der generativen Grammatik marginalisiert, was durch den Germanistentag und seine als Programm aufgestellte Wende noch verstärkt wurde.

Der dritte Grund für die beobachtete Abnahme der Rezeption und Verbreitung der Konzepte, die Glinz in seiner „Inneren Form des Deutschen“ aufgestellt hat, ist die Tatsache, dass sich manche Auffassungen „verselbstständigt“ haben, wobei dies im Vergleich zu den ersten zwei genannten Ursachen der verminderten Aufmerksamkeit nicht mehr so stark ins Gewicht fällt. Diese Problematik betrifft z. B. die in der vorliegenden Dissertation untersuchte Duden-Grammatik, deren Autoren die auf Glinz hinweisenden Literaturangaben zum Teil weggelassen und somit das Band zwischen dem Konzept und seinem Autor durchtrennt haben. Bei der eingehenden Durchsicht aller Duden-Auflagen stellte sich heraus, dass zu unterschiedlichen Zeitpunkten Literaturhinweise zu folgenden Bereichen weggelassen wurden, die allerdings zuvor noch eindeutig auf Glinz verwiesen: Auffassung und Ermittlung der Satzglieder, Beschreibung des Prädikativums als eines selbständigen Satzglieds, Beschreibung der Artangabe und der Partikeln sowie die Neustrukturierung des Konjunktivs.

Es gibt in der Sekundärliteratur zahlreiche Grammatikdarstellungen, die die eben genannten Bereiche und noch weitere Konzepte sehr ähnlich der Glinzschen Auffassung beschreiben und

dabei keinen inhaltlichen Hinweis für den Zusammenhang mit der „Inneren Form“ liefern. Aufgrund der Beobachtung, die bei der Duden-Grammatik gemacht wurde, darf man davon ausgehen, dass es wahrscheinlich viel mehr Übernahmen des Glinzschen Grammatikmodells gibt, als eindeutig nachgewiesen werden konnte. Eine solche anonyme Verbreitung der Ideen kann auch als ein Grund fungieren, warum die belegte Rezeption der „Inneren Form des Deutschen“ immer geringer wurde.

8. FAZIT

Auch die Vorschläge des Schweizer Germanisten Hans Glinz führten durch die Übernahme von einzelnen Vorschlägen der strukturalistischen Linguistik zu einer Bereicherung der Grammatikschreibung (Motsch/Suchsland 2013, 449).

Solche Zitate, die viel Anerkennung für die Leistung von Glinz zeigen, sind in der Sekundärliteratur nicht selten. Sie bringen die enorme, allerdings bereits in Vergessenheit geratene Bedeutung der „Inneren Form des Deutschen“ für die deutschsprachige Linguistik zum Ausdruck. Als Ziel der vorliegenden Dissertation galt es, den bahnbrechenden Beitrag von Glinz zur Neugestaltung der Grammatikforschung zu würdigen und eine vollständige Übersicht seines Einflusses anzubieten sowie eine eindeutige Zuordnung seines Modells innerhalb der deutschen Sprachwissenschaft vorzunehmen.

Im ersten Teil der Dissertation wurde die bisherige Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells in Frage gestellt, da „Die innere Form des Deutschen“ allgemein dem Strukturalismus, aber auch sehr häufig der inhaltsbezogenen Grammatik zugeordnet wird, was sich inhaltlich und methodisch als problematisch erwies und kritisch hinterfragt wurde.

Ausgehend von solchen Äußerungen wie die von Schmidt, es liege der Glinzschen Grammatik „das Prinzip der hierarchischen Gliederung“ zugrunde (Schmidt 1969a, 521), wurde die Hypothese aufgestellt, dass es sich bei der „Inneren Form“ um eine Dependenzgrammatik handelt. Um diese Frage zu beantworten, wurde zuerst eine theoretische Basis geschaffen – es wurden u. a. die Dependenz sowie ihre Typen definiert sowie einige Dependenzgrammatiken und ihre Merkmale beschrieben. Auf diese Art wurden Kriterien aufgestellt, die über das (Nicht)Vorliegen einer Dependenzgrammatik entscheiden. Die Anwendung dieser Kriterien auf das Glinzsche Grammatikmodell zeigte eindeutig, dass es sich bei der „Inneren Form des Deutschen“ um eine Dependenzgrammatik handelt: Das zuerst behandelte Leitglied steht im Zentrum des Satzes und entscheidet über seinen Bau. Das Subjekt erhält durch seine enge Anbindung an das Leitglied (Kongruenz) eine Sonderstellung gegenüber anderen Satzgliedern. Glinz setzt sich auch mit den Phänomenen der Kongruenz und Rektion auseinander, die sich auf hierarchische Beziehungen zwischen Satzelementen beziehen und die als Untertypen der morphologischen Dependenz gelten. Der Beschreibung der Hierarchie zwischen den einzelnen Satzgliedern wie die Einteilung in Haupt- und Unterglieder sowie Glieder zweiten Grades wird bei Glinz viel Platz gewidmet, auch die graphische Darstellung der genannten Beziehungen trägt dependenzielle Züge, wodurch „Die innere Form des Deutschen“ zweifelsohne als eine Dependenzgrammatik gelten kann.

Eine weitere Hypothese in Hinsicht auf die Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells bezog sich auf die Frage, ob „Die innere Form“ als eine Valenzgrammatik verstanden werden kann. Als Ausgang für diese Annahme fungierten die Beiträge von Engel (Engel 2006) und Kobler-Trill/Schilcher (Kobler-Trill/Schilcher 2006), die Glinz als Vorläufer Tesnières

bezeichnet und seinen Beitrag zur Entstehung von deutschen valenzbasierten Schulgrammatiken und Schulbüchern betont haben. Auch zur Beantwortung dieser Frage wurde zuerst eine theoretische Basis geschaffen, die sich auf die Definition der Valenz und die Beschreibung ihrer Unterarten bezog. Des Weiteren wurden einige Valenzgrammatiken beschrieben, um ihre Merkmale herauszuarbeiten und diese auf „Die innere Form“ anwenden zu können. Bei der Analyse der Konzepte des Glinzschen Grammatikmodells, die bestimmte Züge einer Valenzgrammatik tragen, stellte sich Folgendes als Fazit heraus: Das an der Spitze der Hierarchie stehende Leitglied gilt wie in anderen Valenzgrammatiken als archimedischer Punkt (vgl. Glinz 1952, 97) des Satzes, dessen Bau vom ihm abhängt, zumal er über die auftretenden Satzglieder als Diener des Verbs (vgl. Glinz 1952, 408) entscheidet – diese „versehen die durch das Verb geschaffenen Systemplätze“ (Glinz 1952, 408). Das Glinzsche Modell kann als ein polykriteriales Valenzmodell verstanden werden, da unterschiedliche Untertypen der Valenz zu erkennen sind: Es liegen Merkmale der qualitativen, quantitativen und semantischen Valenz vor. Gegen die Anerkennung der „Inneren Form“ als einer Valenzgrammatik spricht allerdings eine gewichtige Tatsache: Die Valenz liegt nur als Konzept vor und nicht als Begriff (vgl. Helbig/Schenkel 1978, 17). Die Valenz wird nur implizit an mehreren verschiedenen Stellen als Konzept genannt. Aus diesem Grund kann die Glinzsche Grammatik zwar nicht als eine Valenzgrammatik bezeichnet werden, kann aber berechtigterweise zu ihren wichtigen Vorläufern im deutschsprachigen Raum zählen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Problematik der eindeutigen Zuordnung des Glinzschen Grammatikmodells ein Resultat daraus ist, dass „Die innere Form des Deutschen“ in Isolation überwiegend unter dem Einfluss de Saussures entstanden ist, weitere Einflüsse sind ausschließlich fragmentarischer Natur. Daraus folgt, dass das Glinzsche Modell nicht durchgehend Merkmale einer bestimmten Theorie aufweist, sondern es sind diverse, zum Teil nur leicht ausgebildete Züge unterschiedlicher Auffassungen zu erkennen. Dies schließt eine eindeutige und vor allem exklusive Zuordnung aus.

Der zweite Teil der vorliegenden Dissertation befasste sich mit der Beschreibung des tatsächlichen Einflusses, den „Die innere Form des Deutschen“ ab dem Zeitpunkt ihrer Erscheinung ausgeübt hat. Nach der langen und akribischen Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur hat sich dieser Einfluss als deutlich größer erwiesen, als anfangs angenommen. Eine solch lange Reihe von namhaften Autoren, die das eine oder andere Konzept von Glinz übernommen haben, beeindruckt und zeigt das Ausmaß seiner Wirkung: Es sind Agricola, Boettcher, Bondzio, Brinker, Brinkmann, Darski, die Redaktionen der Duden-Grammatik, Eisenberg, Engel, Engelen, Erben, Eroms, Flämig, Gallmann, Grebe, Grimm, Heidolph/Flämig, Helbig, Helbig/Buscha, Helbig/Schenkel, Hentschel/Weydt, Heringer, Jäger, Jung, Moskalkaja, Schmidt, Sitta, Stepanowa/Helbig, Weisgerber und viele andere Autoren, die sich von Glinzschen Ideen haben inspirieren lassen. Der Einfluss konnte sowohl bei den Autoren in der BRD

als auch in der DDR festgestellt werden, weiterhin wurde Glinz auch in Polen und in der Sowjetunion und später in Russland rezipiert, was auf die Verbreitung seiner Grammatik in der DDR zurückzuführen ist.

„Die innere Form des Deutschen“ entstand auf Basis der Kritik an der traditionellen Grammatik des Deutschen, da als ihr Ausgangspunkt die griechische und lateinische Grammatik galten. Dies resultierte in der fehlenden Anpassung an das Deutsche und in Aufstellung von Kategorien und Zuordnungen, die in dieser Sprache gar nicht vorkommen – als Beispiel kann die für das Deutsche systemwidrige Zuordnung der unflektierten Adjektive zur Wortart Adverb genannt werden. Ausgehend von einem Text als Untersuchungsgrundlage versucht Glinz mithilfe einer strukturalistisch-empirischen Methode solche Kategorien der deutschen Grammatik zu ermitteln, die es tatsächlich im Deutschen gibt:

So sagt z. B. Lindgren (1960: 326) in seinem Artikel „Neue Strömungen in der deutschen Grammatik“ u. a. folgendes über das Glinzsche Werk „Die innere Form des Deutschen“: „Das grösste Verdienst liegt wohl darin, dass er eine Methode entwickelt hat, die es ermöglicht, ohne a priori festgelegte Begriffe die grammatische Struktur der Sprache zu erforschen und so die tatsächlich vorhandenen und benutzten Kategorien herauszuholen“ (vgl. dazu auch Erben 1954: 148f.; Lindgren 1967a: 100) (Piitulainen 1980, 116).

Die Glinzsche Methode ist dabei enorm wichtig: Sie besteht im ersten Schritt aus dem Entwurf einer vermuteten grammatischen Kategorie, die im Anschluss sprachimmanenten Proben unterliegt und auf diese Weise verifiziert wird. Die ermittelte Kategorie wird im weiteren Schritt interpretiert und in Abgrenzung zur lateinisch-griechischen Grammatik mit einem neuen, aus dem Deutschen stammenden Terminus benannt. Sehr wichtig ist dabei der Umgang mit den Ausnahmen – diese werden nicht in bestehende Kategorien reingezwungen, sondern als Ausnahmen anerkannt, da jegliche Abweichungen im Sprachsystem auf seine Unvollkommenheit zurückzuführen sind. Kategorien der traditionellen Grammatik, die im Laufe der Analyse ermittelt werden, wie z. B. Kasus, Numerus und Genus, werden nicht um jeden Preis als eine neue Kategorie aufgestellt, sondern zuerst auf Kompatibilität mit dem Glinzschen Modell überprüft und dann miteingebunden.

Die gesamte Glinzsche Vorgehensweise wurde von seinen Nachfolgern sehr häufig aufgrund der Vorteile seiner Analyse eingesetzt: Der Analyseprozess ist nämlich stets nachvollziehbar und wiederholbar, auch durch den Einsatz von Sprechern als einer Instanz, die Aussagen über Korrektheit sprachlicher Äußerungen treffen kann. Wie bereits mehrmals betont wurde, entstand das Konzept in völliger Isolation und ohne Einfluss des zeitgenössischen europäischen und amerikanischen Strukturalismus (außer de Saussure), was Glinz mehrmals vorgeworfen wurde. Andererseits entwickelte er Verfahren und erzielte Ergebnisse wie Fries, der als Vertreter des amerikanischen Strukturalismus gilt, was auf die Objektivität der Glinzschen Methode und Richtigkeit seiner Schlussfolgerungen hinweist.

Die bahnbrechende Leistung von Glinz bezieht sich vor allem auf die strukturalistische Erforschung des Deutschen im Sinne de Saussures: Glinz gilt als erster in der deutschen Sprachwissenschaft, der empirisch-strukturelle Methoden auf diese Sprache angewendet hat. Solche

Untersuchungen waren für das Deutsche selten (vgl. Neumann 1967, 65), während sie im internationalen Vergleich bereits sehr verbreitet waren. Dadurch, dass dieser Ansatz auch bei Autoren ohne strukturalistischen Hintergrund populär wurde, bestimmte er ab dem Zeitpunkt der Erscheinung der „Inneren Form“ maßgeblich die Neuorientierung der Germanistik. Die Glinzsche Methode übte auch einen großen Einfluss auf den muttersprachlichen Deutschunterricht an Gymnasien und Realschulen aus, was auf die didaktische Tätigkeit von Glinz zurückzuführen ist und mit der Herausgabe solcher Schulbücher wie u. a. „Deutscher Sprachspiegel“ (entstanden in Kooperation mit seiner Frau Elly Glinz) zusammenhängt.

Während der Untersuchung des Glinzschen Einflusses auf die deutschsprachige Linguistik konnte eine erhebliche Anzahl an Übernahmen von den einzelnen Proben festgestellt werden. Wie bereits erörtert, war dieses Verfahren nicht neu, allerdings wurde es von Glinz zum ersten Mal systematisch auf das Deutsche angewendet. Zwar lieferten die Verschiebeprobe und die Ersatzprobe, die neben der Weglassprobe, der Drittgliedprobe und der Begleitformprobe am meisten verbreitet waren, z. T. die gleichen Ergebnisse wie die traditionelle Grammatik, aber es handelt sich beim Glinzschen Modell um eine nachgewiesene, durch ein Experiment belegte Aufstellung von Kategorien, was durch die zeitgenössische Sprachwissenschaft hochgeschätzt wurde. Die Verbreitung dieser Proben war sehr stark und geschah teilweise ohne die Nennung des Namens von Glinz, sodass die Reichweite der Übernahmen anhand der Sekundärliteratur zwar ausführlich, aber auch immer noch unvollständig beschrieben werden konnte. Eine weitere große Leistung des Glinzschen Systems der sprachimmanenten Proben bezieht sich auf die Tatsache, dass es sich zur Analyse der Kategorien in zwei Teilbereichen der Grammatik eignet:

Bei diesem Werk [„Die innere Form“ – MZG] handelt es sich um eine höchst originelle Darstellung der Wortlehre und vor allem der Syntax des einfachen Satzes auf streng strukturalistischer Grundlage (Gallmann/Sitta 1983, 11).

Die meisten Übernahmen, die in der Sekundärliteratur dokumentiert sind und den Bereich der Wortarten betreffen, beziehen sich auf die Methode der Ermittlung der Wortarten anhand ihrer Flexions(un)fähigkeit und auf die daraus resultierende Einteilung. Das Konzept der Größenwörter mit ihren Unterarten und die Zuordnung des unflektierten Adjektivs erfreuten sich der größten Popularität. Auch die neue Auffassung einiger verbaler Flexionskategorien stieß auf enormes Interesse – dies betrifft die Anzahl der Tempora, die Auffassung und Zuordnung des Imperativs, die Neustrukturierung des Konjunktivs sowie die „neu entdeckte“ Kategorie des Zustandspassivs, die alle zahlreiche Übernahmen in den jeweiligen Grammatikmodellen erlebt haben.

Im Bereich der Beschreibung der Syntax des Deutschen hat vor allem die Glinzsche Auffassung des Satzglieds und seine Ermittlung mithilfe des Probensystems Schule gemacht. Die Verbreitung dieser Methode war beträchtlich, wobei man sich bei dieser Einschätzung nur auf den nachgewiesenen Einfluss stützen kann. Es ist allerdings unmöglich, das Ausmaß an

tatsächlichen Übernahmen festzustellen, da sie sehr häufig getätigt wurden, ohne dass der Name von Glinz dabei genannt wurde. Die Verwendung der Verschiebeprobe und der Ersatzprobe führte nicht nur allgemein zur Ermittlung der Satzglieder, sondern auch zur Auflösung des traditionellen komplexen Prädikats und zur Anerkennung des Prädikativums als eines selbständigen Satzglieds, was – neben der Aufstellung des Leitglieds als Zentrum des Satzes und der Auffassung des Vorgangsgefüges und seiner Bestandteile – im verbalen Bereich die größte (auch nicht immer dokumentierte) Verbreitung erfuhr. Auch die Auffassungen weiterer Satzglieder wie Größen, Attribute als Satzglieder zweiten Grades, Angaben sowie Fügteile als eine Funktionsgruppe fanden zahlreiche Nachahmer.

Im Bereich der Syntax muss noch die Glinzsche Beschreibung der Satzbaupläne betont werden, die ebenfalls einige spätere Grammatikmodelle übernommen haben.

In Hinsicht auf die große Relevanz des Dudens als der wichtigsten Referenzgrammatik des Deutschen wurde dem erheblichen Einfluss, der von der „Inneren Form des Deutschen“ ausging, ein getrenntes Kapitel gewidmet. Auf über 20 Seiten wurden jegliche Übernahmen der Glinzschen Konzepte beschrieben und ihre Auffassung von Auflage zu Auflage verfolgt. Dadurch konnten zuverlässige Aussagen über den Glinzschen Einfluss auf die einzelnen Ausgaben getroffen werden, zumal einige Ideen später eine nachweisbare Verbindung zu ihrem Urheber verloren haben. Die gesamte Darstellung des Einflusses von Glinz schloss ein Kapitel ab, in dem der Frage nach möglichen Gründen der immer schwächer werdenden und später verschwundenen Wirkung der „Inneren Form“ nachgegangen wurde.

Somit hat die vorliegende Dissertation ihr ursprüngliches Ziel erreicht und kann als eine vollständige Beschreibung des herausragenden Beitrags gelten, den Hans Glinz mit seiner „Inneren Form des Deutschen“ für die deutschsprachige Grammatikforschung geleistet hat und der – wie nachgewiesen werden konnte – zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist.

LITERATURVERZEICHNIS

- Admoni, Wladimir (1960): Der deutsche Sprachbau. Theoretische Grammatik der deutschen Sprache. Leningrad
- Agricola, Erhard/Fleischer, Wolfgang/Protze, Helmut (1970): Die deutsche Sprache. Kleine Enzyklopädie in zwei Bänden. Band 2, Leipzig
- Alcker, Ernst (1953): Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen. In: *Scrinium: elenchus bibliographicus universalis*, 4, 208
- Altwegg, Wilhelm (1952): Der Versuch einer neuen deutschen Grammatik. In: *Sprachspiegel, Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins* 8/11, 141-143
- Ballweg, Joachim/Hacker, Hans-Jürgen/Schumacher, Helmut (1972): Valenzgebundene Elemente und logisch-semantische Tiefenstruktur. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Linguistische Studien*. Band 2, Düsseldorf, 100-134
- Baumgärtner, Klaus (1965): Zwischen Langue und Parole. In: *Sprache im Technischen Zeitalter* 14, 1190-1193
- Baumgärtner, Klaus (1970): Konstituenz und Dependenz. Zur Integration der beiden grammatischen Begriffe. In: Steger, Hugo (Hrsg.): *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen*. Darmstadt, 52-77
- Bausewein, Karin (1990): Akkusativobjekt, Akkusativobjektsätze und Objektprädikate im Deutschen. Untersuchungen zu ihrer Syntax und Semantik. Tübingen
- Bechert, Johannes/Clément, Danièle/Thümmel, Wolf/Wagner, Karl Heinz (1970): Einführung in die generative Transformationsgrammatik. Ein Lehrbuch. München
- Besch, Werner (1962): Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 9/1, 26
- Beugel, Gabriele/Suida, Ulrike (1968): Perfekt und Präteritum in der deutschen Sprache der Gegenwart. In: Glinz, Hans/Grebe, Paul/Polenz, Peter von/Moser, Hugo (Hrsg.): *Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache*. Mannheim, 9-18
- Biere, Bernd Ulrich (1976): Ergänzungen und Angaben. In: Schumacher, Helmut (Hrsg.): *Untersuchungen zur Verbvalenz. Eine Dokumentation über die Arbeit an einem deutschen Valenzlexikon*. Tübingen, 129-173
- Boehlich, Walter (1966): Der deutsche Germanistentag. Aufforderung, das Kind mit dem Bade auszuschütten. In: *Zeit online* 1966, 28.10.1966, 1-7

- Boettcher, Wolfgang (2009a): Grammatik verstehen. Band 1: Wort. Tübingen
- Boettcher, Wolfgang (2009b): Grammatik verstehen. Band 2: Einfacher Satz. Tübingen
- Boettcher, Wolfgang (2009c): Grammatik verstehen. Band 3: Komplexer Satz. Tübingen
- Boettcher, Wolfgang/Sitta, Horst (1972): Deutsche Grammatik. Band 3: Zusammengesetzter Satz und äquivalente Strukturen. Bad Homburg v. d. H.
- Bondzio, Wilhelm (1971): Valenz, Bedeutung und Satzmodelle. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zur Valenztheorie. Den Haag [u. a.], 85-103
- Bredel, Ursula/Günther, Hartmut (2009): Nachruf auf Hans Glinz. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 28/1, 179-183
- Brinker, Klaus (1971): Das Passiv im heutigen Deutsch. München
- Brinker, Klaus (1972): Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse. Methodenkritische Untersuchungen zur Syntax des einfachen Satzes im Deutschen. Frankfurt a. M.
- Brinker, Klaus (1977): Modelle und Methoden der strukturalistischen Syntax. Eine Einführung. Stuttgart [u. a.]
- Brinkmann, Hennig (1962a): Der deutsche Satz als sprachliche Gestalt. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Aufsätze aus drei Jahrzehnten (1929-1959). Darmstadt, 335-359
- Brinkmann, Hennig (1962b): Die Wortarten im Deutschen. Zur Lehre von den einfachen Formen der Sprache. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Aufsätze aus drei Jahrzehnten (1929-1959). Darmstadt, 101-127
- Brinkmann, Hennig (1962c): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf
- Brinkmann, Hennig (1965): Die Konstituierung der Rede. In: Scherner, Maximilian (Hrsg.) (1981): Hennig Brinkmann. Sprache als Teilhabe. Aufsätze zur Sprachwissenschaft. Düsseldorf, 67-88
- Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart
- Bühler, Karl (1965): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart
- Bütow, Wilfried/Schreinert, Gerhard (1982): Kurze deutsche Grammatik. Berlin
- Bzdęga, Andrzej Z. (1995): Zur Relativierung von Fortschritt in der neueren Sprachwissenschaft. In: Studia Germanica Posnaniensia 21, 19-33

- Cate, Bram ten (1994): Handlungsaktionsart, Perfektivität und Zustandspassiv. In: Beckmann, Susanne/Frilling, Sabine (Hrsg.): Satz – Text – Diskurs. Akten des 27. linguistischen Kolloquiums. Band 1, Münster, 9-16
- Cherubim, Dieter (1975): Grammatische Kategorien. Das Verhältnis von „traditioneller“ und „moderner“ Sprachwissenschaft. Tübingen
- Cherubim, Dieter (1980): Grammatikographie. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, 768-778
- Colin, Nicole (2007): III.B4 Germanistentag 1966. In: Fischer, Torben/Lorenz, Matthias N. (Hrsg.): Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld, 153-155
- Conrad, Rudi (Hrsg.) (1975): Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini. Leipzig
- Darski, Józef (2010): Deutsche Grammatik. Ein völlig neuer Ansatz. Frankfurt a. M. [u. a.]
- Dittmann, Jürgen (1976): Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache. Freiburg
- Dittmann, Jürgen (1980): Sprachtheorie der inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft. In: Deutsche Sprache Teil 2: 8/2, 157-176
- Dittmann, Jürgen (1993): Inhaltsbezogene Grammatik. In: Jacobs, Joachim/Stechow, Arnim von (Hrsg.): Syntax. HSK 9.1, Berlin [u. a.], 242-256
- Donhauser, Karin (1986): Der Imperativ im Deutschen. Studien zur Syntax und Semantik des deutschen Modusystems. Hamburg
- Donhauser, Karin (1987): Verbaler Modus oder Satztyp? Zur grammatischen Einordnung des deutschen Imperativs. In: Meibauer, Jörg (Hrsg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Referate anlässlich der 8. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft. Heidelberg, 57-74
- Drach, Erich (1963): Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Darmstadt
- Drosdowski, Günther (Hrsg.) (1984): Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim [u. a.]
- Drosdowski, Günther/Eisenberg, Peter (1995): Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim [u. a.]
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2000): Saussure-Lektüre in Weisgerbers Habilitationsschrift. In: Dutz, Klaus D.: Interpretation und Re-Interpretation. Münster, 51-66

- Eichinger, Ludwig M. (2008): Hans Glinz 1.12.1913 – 23.10.2008. In: Sprachreport 4. Hrsg. vom Institut für Deutsche Sprache. Mannheim, 29
- Eisenberg, Peter (1986): Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart
- Eisenberg, Peter (Hrsg.) (1998): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6., neu bearbeitete Auflage. Mannheim [u. a.]
- Eisenberg, Peter (2006): Grundriß der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort. Stuttgart
- Eisenberg, Peter/Menzel, Wolfgang (1995): „Werkstatt Grammatik“. In: Praxis Deutsch 129, 14-23
- Engel, Ulrich (1969): Zur Beschreibung der Struktur deutscher Sätze. In: Engel, Ulrich/Grebe, Paul (Hrsg.): Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils, 37. Neue Beiträge zur deutschen Grammatik. Hugo Moser zum 60. Geburtstag gewidmet. Mannheim [u. a.], 35-52
- Engel, Ulrich (1970): Studie zur Geschichte des Satzrahmens und seiner Durchbrechung. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Paul Grebe zum 60. Geburtstag. Düsseldorf, 45-61
- Engel, Ulrich (1972): Bemerkungen zur Dependenzgrammatik. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Neue Grammatiken und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Düsseldorf, 111-155
- Engel, Ulrich (1977): Syntax der deutschen Gegenwartssprache. Berlin
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg
- Engel, Ulrich (1996): Deutsche Grammatik. 3., korrigierte Auflage. Heidelberg
- Engel, Ulrich (2006): Das Valenzkonzept in der Grammatikographie. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.2, Berlin/New York, 1309-1330
- Engel, Ulrich/Schumacher, Helmut (1978) (Hrsg.): Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. Tübingen
- Engelen, Bernhard (1970): Die Satzbaupläne II, 8 und II, 2 (Die Mutter macht die Suppe warm. Karl nennt mich einen Lügner). In: Moser, Hugo (Hrsg.): Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Paul Grebe zum 60. Geburtstag. Düsseldorf, 62-84
- Engelen, Bernhard (1984): Einführung in die Syntax der deutschen Sprache. Band 1: Vorfragen und Grundlagen. Baltmannsweiler
- Engelen, Bernhard (1986): Einführung in die Syntax der deutschen Sprache. Band 2: Satzglieder und Satzbaupläne. Baltmannsweiler

- Erben, Johannes (1953): Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Bibliotheca Germanica Band 4 (Zürcher Habilitationsschrift 1948). In: Zeitschrift für Phonetik und Allgemeine Sprachwissenschaft 7/5-6, 413-416
- Erben, Johannes (1954): Prinzipielles zur Syntaxforschung, mit dem besonderen Blick auf Grundfragen der deutschen Syntax. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 76/1, 144-165
- Erben, Johannes (1958): Abriss der deutschen Grammatik. Berlin
- Erben, Johannes (1964): Abriss der deutschen Grammatik. 7. Auflage. Berlin
- Erben, Johannes (1968): Deutsche Grammatik. Ein Leitfaden. Frankfurt a. M.
- Erben, Johannes (1972): Deutsche Grammatik. Ein Abriss. 11. Auflage. München
- Erben, Johannes (1991): Ein Rückblick. In: Gauger, Hans-Martin/Pöckl, Wolfgang (Hrsg.): Wege in der Sprachwissenschaft. Vierundvierzig autobiographische Berichte. Festschrift für Mario Wandruszka. Tübingen, 81-86
- Erben, Johannes (1995): Zur Begriffsgeschichte von Wertigkeit und Valenz. In: Eichinger, Ludwig M./Eroms, Hans-Werner (Hrsg.): Dependenz und Valenz. Hamburg, 67-69
- Eroms, Hans-Werner (2000): Syntax der deutschen Sprache. Berlin
- Eroms, Hans-Werner (2003a): Dependenz und lineare Ordnung. In: Ágel, Vilmos (u. a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 247-263
- Eroms, Hans-Werner (2003b): Die Wegbereiter einer deutschen Valenzgrammatik. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 159-169
- Eto, Hiroyuki (1999): Die Neuartigkeit der Grammatik von Hans Glinz: historische Interpretation auf dem Hintergrund von zwei Haupttypen in der traditionellen Grammatikbeschreibung des Abendlandes. Mit besonderer Berücksichtigung der Glinzschen „Fünf-Wortarten-Lehre“. In: Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft: Organ des Studienkreises „Geschichte der Sprachwissenschaft“ und des Werkverbands „Geschiedenis van de Taalkunde“ 9, 21-58
- Fenske, Hannelore (1971): Zur Codierung von Satzbauplänen. Ein Arbeitsbericht. In: Engel, Ulrich/Vogel, Irmgard (Hrsg.): Institut für deutsche Sprache. Forschungsberichte. Band 6, 2-81
- Flämig, Walter (1959): Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Inhalte und Gebrauchsweisen. Berlin

- Flämig, Walter (1962): Zur Differenzierung der Modusaussage. Über die Aussagewerte des Konjunktivs im deutschen Satz. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Aufsätze aus drei Jahrzehnten (1929-1959). Darmstadt, 483-504
- Flämig, Walter (1970): Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. In: Agricola, Erhard/Fleischer, Wolfgang/Protze, Helmut: Die deutsche Sprache. Kleine Enzyklopädie in zwei Bänden. Band 2, Leipzig, 834-1014
- Flämig, Walter (1991): Grammatik des Deutschen. Einführung in Struktur- und Wirkungszusammenhänge. Berlin
- Forsgren, Kjell-Ake (1988): Operationale Verfahren in der deutschen Grammatik. Zur Heuristik traditioneller und moderner Syntaxforschung. In: *Studia Neophilologica* 60/1, 63-75
- Forsgren, Kjell-Ake (2000): Wortart, syntaktische Funktion, syntaktische Kategorie. In: Booij, Geert E./Lehmann, Christian/Mugdan, Joachim (Hrsg.): *Morphologie*. HSK 17.1, Berlin, 665-673
- Gallmann, Peter (1990): Kategoriell komplexe Wortformen. Das Zusammenwirken von Morphologie und Syntax bei der Flexion von Nomen und Adjektiv. Tübingen
- Gallmann, Peter/Sitta, Horst (1983): Bibliographie. Deutsche Grammatiken. In: *Praxis Deutsch* 10/59, 10-11
- Gallmann, Peter/Sitta, Horst (1992): Satzglieder in der wissenschaftlichen Diskussion und in Resultatsgrammatiken. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 20, 137-181
- Gipper, Helmut (1972): Vergleichendes Referat. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch*. Düsseldorf, 272-284
- Gipper, Helmut/Schwarz, Hans (1962): *Bibliographisches Handbuch zur Sprachinhaltsforschung*. Teil I. Schrifttum zur Sprachinhaltsforschung in alphabetischer Folge nach Verfassern mit Besprechungen und Inhaltshinweisen. Band I Buchstabe A-G. Düsseldorf
- Gipper, Helmut (2000): Leo Weisgerber – Leben und Werk. In: Dutz, Klaus D. (Hrsg.): *Interpretation und Re-Interpretation*. Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Johann Leo Weisgerber (1899-1985), 21-29
- Glinz, Hans (1952): *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*. Bern
- Glinz, Hans (1955/56): Aufgabe und Werdegang der deutschen Grammatik. In: *Wirkendes Wort. Deutsches Sprachschaffen in Lehre und Leben* 6, 328-335
- Glinz, Hans (1957): *Der deutsche Satz. Wortarten und Satzglieder wissenschaftlich gefaßt und dichterisch gedeutet*. Düsseldorf

- Glinz, Hans (1958): Begriffsentwurf, Experiment und Interpretation und ihre Rolle in verschiedenen Richtungen der Sprachwissenschaft. In: Moser, Hugo (Hrsg.) (1962): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 36-41
- Glinz, Hans (1961): Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Zweite, nachgeführte Auflage. Bern
- Glinz, Hans (1962a): Ansätze zu einer Sprachtheorie (Beihefte zum »Wirkenden Wort« 2). Düsseldorf
- Glinz, Hans (1962b): Grammatik und Sprache. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt, 42-60
- Glinz, Hans (1962c): Sprache und Welt. Rede anlässlich der Überreichung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 14. Juni 1962 (= Duden-Beiträge 6). Mannheim
- Glinz, Hans (1965): Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse. Düsseldorf
- Glinz, Hans (1967): Der deutsche Satz. Wortarten und Satzglieder wissenschaftlich gefaßt und dichterisch gedeutet. Düsseldorf
- Glinz, Hans (1970): Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick. Bad Homburg v. d. H.
- Glinz, Hans (1971): Deutsche Grammatik II. Kasusyntax, Nominalstrukturen, Wortarten, Kasusfremdes. Bad Homburg v. d. H.
- Glinz, Hans (1973): Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Sechste, durchgesehene Auflage mit zwei Falttafeln und einer Beilage. Bern
- Glinz, Hans (1991): Wenn ich noch einmal anfangen könnte... In: Gauger, Hans-Martin/Pöckl, Wolfgang (Hrsg.): Wege in der Sprachwissenschaft. Vierundvierzig autobiographische Berichte. Festschrift für Mario Wandruszka. Tübingen, 91-104
- Glinz, Hans (1999): Ein Brief an Herrn Hiroyuki Eto. In: Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft: Organ des Studienkreises „Geschichte der Sprachwissenschaft“ und des Werkverbands „Geschiedenis van de Taalkunde“ 9/2, 231-237
- Gonzerbach, Hans (1955): Die deutsche Grammatik steht zur Frage. In: Verein Schweizerischer Gymnasiallehrerinnen und Gymnasiallehrer (Hrsg.): Gymnasium Helveticum, Zeitschrift für die schweizerische Mittelschule 9/3 Bern: VSG, 170-176
- Götze, Lutz/Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1989): Knaurs Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch. München

- Grebe, Paul (Hrsg.) (1959): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 1. Auflage. Mannheim
- Grebe, Paul (Hrsg.) (1966): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Mannheim
- Grebe, Paul (1972): Analyse-Beitrag. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Düsseldorf, 239-250
- Grebe, Paul (Hrsg.) (1973): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim
- Griesbach, Heinz/Schulz, Dora (1960): Grammatik der deutschen Sprache. München
- Grimm, Hans-Jürgen (1970): Der Artikel im modernen Deutsch. In: Sprachpflege: Zeitschrift für gutes Deutsch in Schrift und Wort 1
- Grimm, Hans-Jürgen (1972): Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik. In: Deutsch als Fremdsprache 9/1, 42-49
- Gulyga, Elena (1977): Zur Klassifizierung der Wortarten unter besonderer Berücksichtigung der Modalwörter. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zur Klassifizierung der Wortarten. Leipzig, 79-89
- Gulyga, Elena (1978): Die Satzgliedtheorie und die Hypotaxe. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zu Problemen der Satzglieder. Leipzig, 56-78
- Harnisch, Rüdiger (2003): Ebenen der Valenzbeschreibung: die morphologische Ebene. In: Ägel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz HSK 25.1, Berlin/New York, 411-421
- Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin
- Heinze, Helmut (1979): Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichneter Version. Düsseldorf
- Helbig, Gerhard (1964): Glinz` Weg von der strukturellen Beschreibung zur inhaltsbezogenen Grammatik. In: Deutsch als Fremdsprache: Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer 2, 6-13
- Helbig, Gerhard (1965): Der Begriff der Valenz als Mittel der strukturellen Sprachbeschreibung und des Fremdsprachenunterrichts. In: Deutsch als Fremdsprache 2/1, 10-23
- Helbig, Gerhard (1968a): Zum Problem der Genera des Verbs in der deutschen Gegenwartssprache. In: Deutsch als Fremdsprache 5/3, 129-148

- Helbig, Gerhard (1968b): Zum Problem der Wortarten, Satzglieder und Formklassen in der deutschen Grammatik. In: Růžička, Rudolf (Hrsg.): Probleme der strukturellen Grammatik. Leipzig, 55-85
- Helbig, Gerhard (1971a): Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. München
- Helbig, Gerhard (1971b): Theoretische und praktische Aspekte eines Valenzmodells. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zur Valenztheorie. Den Haag, 31-49
- Helbig, Gerhard (1973): Die Funktionen der substantivischen Kasus in der deutschen Gegenwartssprache. Halle/Saale
- Helbig, Gerhard (1974): Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Reinbek
- Helbig, Gerhard (1978): Zum Status der Satzglieder und zu einigen sekundären Satzgliedern im Deutschen. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zu Problemen der Satzglieder. Leipzig, 79-104
- Helbig, Gerhard (1982): Valenz – Satzglieder – semantische Kasus – Satzmodelle. Leipzig
- Helbig, Gerhard (Hrsg.) (1983): Studien zur deutschen Syntax. Band 1, Leipzig
- Helbig, Gerhard (1984a): Notizen zur semantischen Interpretation einiger polysemer Konjunktionen im Deutschen. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Studien zur deutschen Syntax. Band 2, Leipzig, 53-66
- Helbig, Gerhard (1984b): Zu Problemen des Attributs in der deutschen Gegenwartssprache. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Studien zur deutschen Syntax. Band 2, Leipzig, 132-153
- Helbig, Gerhard (1987): Zur Klassifizierung der Konstruktionen mit sein + Partizip II (Was ist ein Zustandpassiv). In: Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Hrsg.): Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen. Nizza, 215-233
- Helbig, Gerhard (1989): Das Passiv – und kein Ende. In: Deutsch als Fremdsprache 26/4, 215-221
- Helbig, Gerhard (1991): Deutsche Grammatik. Grundfragen und Abriß. München
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1972): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 1. Auflage. Leipzig
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1974): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 2. Auflage. Leipzig
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1984): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 8. Auflage. Leipzig

- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Neuauflage. Berlin
- Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang (1969): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig
- Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang (1973): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. 2. Auflage. Leipzig
- Helbig, Gerhard/Schenkel, Wolfgang (1978): Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig
- Heller, Dorothee (1998): Wörter und Sachen. Grundlagen der Historiographie der Fachsprachenforschung. Tübingen
- Hentschel, Elke (2006): Das Valenzkonzept in Referenzgrammatiken: Handbuchgrammatiken. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.2, Berlin/New York, 1356-1365
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (1990): Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin [u. a.]
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (2003): Handbuch der deutschen Grammatik. 3. völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin [u. a.]
- Heringer, Hans Jürgen (1970): Deutsche Syntax. Berlin
- Heringer, Hans Jürgen (1970a): Theorie der deutschen Syntax. München
- Heringer, Hans Jürgen (1970b): Einige Ergebnisse und Probleme der Dependenzgrammatik. In: Der Deutschunterricht 22/4, 42-98
- Heringer, Hans Jürgen (1993): Dependency Syntax. Formalized Models. In: Jacobs, Joachim (u.a.) (Hrsg.): Syntax. HSK 9.1, Berlin/New York, 316-329
- Heringer, Hans-Jürgen (1996): Deutsche Syntax dependentiell. Tübingen
- Hermanns, Fritz (1987): Ist das Zustandspassiv ein Passiv? Versuch, einer terminologischen Ungereimtheit auf die Spur zu kommen. In: Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Hrsg.): Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen. Nizza, 181-213
- Hermodsson, Lars (1955): Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Bibliotheca Germanica, 4. Francke Verlag. Bern 1952. 504 pp. In: Studia Neophilologica 27/2, 252-265
- Heuer, Walter (1962): Richtiges Deutsch. Eine Sprachschule für jedermann. 4, verbesserte Auflage. Zürich

- Hofmann, Erich (1953): Zugesandte Druckschriften: Glinz Hans, Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen 71/1-2, 127
- Homberger, Dietrich (1993): Das Prädikat im Deutschen. Linguistische Terminologie in Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Opladen
- Huldi, Max (1956): Eine neue deutsche Grammatik. In: Schweizerischer Lehrerverein (Hrsg.): Schweizerische Lehrerzeitung 101/5, 125-129
- Hundsnurscher, Franz (1980): Syntax. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, 211-242
- Jacobs, Joachim (2003): Die Problematik der Valenzebenen, In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 378-399
- Jäger, Siegfried (1971): Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. München
- Järventausta, Marja (2003): Das Verb als strukturelles Zentrum des Satzes. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 717-737
- Jellinek, Max Hermann (1913): Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adellung. Erster Halbband. 2 Bände. Heidelberg
- Jellinek, Max Hermann (1914): Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adellung. Zweiter Halbband. 2 Bände. Heidelberg
- Jung, Walter (1966): Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig
- Jungen, Oliver/Lohnstein, Horst (2007): Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky. München [u. a.]
- Kluge, Wolfhard (1969): Zur Diskussion um das Tempussystem. In: Beihefte zur Zeitschrift „Wirkendes Wort“ 20, 59-68
- Kobler-Trill, Dorothea/Schilcher, Anita (2006): Das Valenzkonzept in Referenzgrammatiken: deutsche Schulgrammatiken und Sprachbücher. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.2, Berlin/New York, 1330-1343
- Kunkel-Razum, Kathrin (2005): Duden. Die Grammatik. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim [u. a.]
- Kunkel-Razum, Kathrin (2009): Duden. Die Grammatik. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim [u. a.]
- Lindgren, Kaj B. (1960): Neue Strömungen in der deutschen Grammatik. In: Neuphilologische Mitteilungen 61, 324-340

- Lindgren, Kaj B. (1966): Methodische Probleme der Syntax des Infinitivs. In: Sprache der Gegenwart. Satz und Wort im heutigen Deutsch 1965/1966, 95-108
- Lindgren, Kaj B. (1967): Morphem – Wort – Wortart – Satzglied. Versuch einer Begriffserklärung. In: Wirkendes Wort 4, 217-228
- Lindgren, Kaj B. (1969): Das Artwort als Satzglied. In: Engel, Ulrich/Grebe, Paul/Rupp, Heinz (Hrsg.): Festschrift für Hugo Moser zum 60. Geburtstag am 19. Juni 1969. Düsseldorf, 115-124
- Lindgren, Kaj B. (1978): Der Status der Satzglieder. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zu Problemen der Satzglieder. Leipzig, 129-150
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann Paul R. (2004): Studienbuch Linguistik. Tübingen
- Maeder, Hannes (1953): Eine neue deutsche Grammatik. In: Neue Züricher Zeitung und schweizerisches Handelsblatt, Nr. 850 und 852, 14.04.1953
- Maeder, Hannes (1955): Kritische Stellungnahme zur neuen deutschen Grammatik von Hans Glinz. In: Gymnasium Helveticum, Zeitschrift für die schweizerische Mittelschule 9/3, 176-177
- Maeder, Hannes (1962/63): Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen. In: Gymnasium Helveticum, Zeitschrift für die schweizerische Mittelschule, 17/2, 116
- Maienborn, Claudia (2007): Das Zustandspassiv. Grammatische Einordnung – Bildungsbeschränkung – Interpretationsspielraum. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 35/1-2, 83-114
- Maxymtschuk, Bohdan (2006): Das Adjektiv-Adverb-Problem aus der Sicht der grammatischen Lehre vom Wort. In: Fries, Norbert/Fries, Christiane (Hrsg.): Deutsche Grammatik im europäischen Dialog. Beiträge zum Kongress Krakau 2006. Online verfügbar unter https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0ahUKEwiLpbvP8c_YAhXHUIAKHYhhCkwQFggnMAA&url=http%3A%2F%2Fold.lingua.lnu.edu.ua%2Fukrainian%2FBohdan_Maxymtschuk.doc&usg=AOvVaw3x8eDI_gyT1Du38P8AcXU5
- Meinhard, Hans-Joachim (2003): Ebenen der Valenzbeschreibung: Die logische und die semantische Ebene. In: Ágel Vilmos (u. a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 399-404

- Mel'čuk, Igor (2003): Levels of Dependency in Linguistic Descriptions: Concepts and Problems. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): *Dependenz und Valenz*. HSK 25.1, Berlin/New York, 188-229
- Metten, Thomas (2004): Vordenker seiner Wissenschaft. Verleihung der Ehrendoktorwürde an Hans Glinz. In: *Sprachreport* 20/4, 35
- Morciniec, Norbert/Cirko, Lesław/Ziobro, Ryszard (1995): *Wörterbuch zur Valenz deutscher und polnischer Verben*. Wrocław
- Moskalskaja, Olga (1975): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Moskau
- Motsch, Wolfgang/Suchsland, Peter (2013): Grammatikforschung in der DDR. In: Cölln, Jan/Holznagel, Franz-Josef (Hrsg.): *Positionen der Germanistik in der DDR. Personen – Forschungsfelder – Organisationsformen*. Berlin, 448-469
- Moulton, William G. (1963): Die innere Form des Deutschen: Eine neue deutsche Grammatik; 2. Auflage. By Hans Glinz. In: *Language. Journal of the Linguistic Society of America* 39, 134-136
- Müller, Hans Peter (1952): Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen. In: *Basler Schulblatt* 13/7, 04.12.1952, 157
- Neumann, Ingrid (1972): *Temporale Subjunktionen. Syntaktisch-semantische Beziehungen im heutigen Deutsch*. Tübingen
- Neumann, Werner (1967): Eine Hierarchie syntaktischer Einheiten. In: *Deutsch als Fremdsprache* 2, 65-75; 3, 147-155
- Penzl, Herbert (1962): Die innere Form des Deutschen: eine neue deutsche Grammatik. Von Hans Glinz. Zweite, nachgeführte Auflage. In: *The Journal of English and Germanic Philology* 61/3, 679-681
- Pfleiderer, Wolfgang (1954): Die innere Form des Deutschen. Neuere Arbeiten zur Sprachtheorie. In: *Der Deutschunterricht* 6/2, 108-128
- Pfleiderer, Wolfgang (1962): Das Zeitwort im Deutschen und die Grundlagen des Satzes. In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Aufsätze aus drei Jahrzehnten (1929-1959)*. Darmstadt, 399-422
- Piitulainen, Marja-Leena (1980): *Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik der Gegenwart*. Jyväskylä
- Polenz, Peter von (1967): Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die 'Fremdwort'-Frage gestern und heute. In: Wiese, Benno von (Hrsg.): *Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München*. Berlin, 79-112

- Polenz, Peter von (1969): Der Pertinenzdativ und seine Satzbaupläne. In: Engel, Ulrich/ Grebe, Paul/Rupp, Heinz (Hrsg.): Festschrift für Hugo Moser zum 60. Geburtstag am 19. Juni 1969. Düsseldorf, 146-171
- Pongó, Stefan (2003): Die Wertigkeitsmetapher. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 7-14
- Rapp, Irene (1996): Zustand? Passiv? – Überlegungen zum sogenannten „Zustandspassiv“. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 15/2, 231-265
- Roelcke, Thorsten (2012): Struktur, Linearisierung und Definitionen. Eine Studie zur terminologischen Konstituierung von Wortartensystemen in zwei grammatischen Darstellungen der deutschen Gegenwartssprache. In: trans-kom 5/1, 1-28
- Römer, Christine (2006): Morphologie der deutschen Sprache. Tübingen [u. a.]
- Saltveit, Laurits (1968): Akkusativ und Dativ in ihren Beziehungen zum Verb. In: Moser, Hugo (Hrsg.): Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik: Jahrbuch 1966/1967. Düsseldorf, 251-267
- Schenkel, Wolfgang (1971): Die Valenz im adnominalen Raum. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zur Valenztheorie. Den Haag [u. a.], 67-83
- Schmidt, Wilhelm (1969a): Skizze der Kategorien und der Methode der funktionalen Grammatik. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 22, 518-531
- Schmidt, Wilhelm (1969b): Zum gegenwärtigen Stand der funktionalen Grammatik. In: Der Deutschunterricht 22/4, 227-238
- Schmidt, Wilhelm (1973): Grundfragen der deutschen Grammatik. Eine Einführung in die funktionale Sprachlehre. Berlin
- Schoenthal, Gisela (1976): Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in Texten gesprochener Sprache. München
- Schumacher, Helmut (1975): Zum Problem der Satzmodelle. In: Grebe, Paul/Engel, Ulrich (Hrsg.): Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser. Band 2, Düsseldorf, 360-372
- Sitta, Horst (1988): Hans Glinz 75 Jahre alt. In: Der Deutschunterricht 40/6, 100-105
- Steger, Hugo (1970): Einleitung. In: Steger, Hugo (Hrsg.): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt, VII-XXII

- Stepanowa, Marija D./Helbig, Gerhard (1978): Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig
- Suchsland, Peter (1978): Zur Definitionsgrundlage für deutsche Satzglieder. Versuch eines Überblicks. In: Helbig, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zu Problemen der Satzglieder. Leipzig, 234-262
- Tesnière, Lucien (1980): Grundzüge der strukturalen Syntax. 1. Auflage, Hrsg. u. übers. von Ulrich Engel. Stuttgart
- Thieroff, Rolf (1992): Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz. Tübingen
- Thumair, Maria (2006): Das Valenzkonzept in Referenzgrammatiken: Grammatiken für Deutsch als Fremdsprache. In: Ágel, Vilmos (u.a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.2, Berlin/New York, 1365-1378
- Thümmel, Wolf (1993a): Der europäische Strukturalismus. In: Jacobs, Joachim/Stechow, Arnim von (u.a.) (Hrsg.): Syntax. HSK 9.1, Berlin, 217-280
- Thümmel, Wolf (1993b): Westliche Entwicklungen. In: Jacobs, Joachim/Stechow, Arnim von/Sternefeld, Wolfgang/Vennemann, Theo (Hrsg.): Syntax. HSK 9.1, Berlin, 130-199
- Trost, Igor (2006): Das deutsche Adjektiv. Untersuchungen zur Semantik, Komparation, Wortbildung und Syntax. Hamburg
- Vater, Heinz (1963): Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch. Tübingen
- Vater, Heinz (1984): Zur Pragmatik der Determinantien. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik: Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 206-223
- Vennemann, Theo (1977): Konstituenz und Dependenz in einigen neueren Grammatiktheorien. In: Sprachwissenschaft 2, 259-301
- Vogel, Petra Maria (2006): Das unpersönliche Passiv. Eine funktionale Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen und seiner historischen Entwicklung. Berlin/New York
- Wagner, Hildegard (1984): Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung. Düsseldorf
- Weber, Heinrich (1977): Kleine generative Syntax des Deutschen. Band 1. Traditionelle Syntax und generative Syntaxtheorie. Berlin
- Weinreich, U. (1953): Hans Glinz: Die innere Form des Deutschen; eine neue deutsche Grammatik. In: Word: Journal of the Linguistic Circle of New York/Supplement to Word. Monograph 9/3, 309-312

- Weinrich, Harald (1964): Tempus. Besprochene und erzählte Welt. Stuttgart
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim [u. a.]
- Weisgerber, Leo (1953/54): Glinz Hans, Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. In: Wirkendes Wort. Deutsches Sprachschaffen in Lehre und Leben 4/2, 116-117
- Weisgerber, Leo (1960): Das Wagnis der Grammatik. In: Wirkendes Wort. Deutsches Sprachschaffen in Lehre und Leben 10/6, 324
- Wildgen, Wolfgang (2010): Die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Versuch einer Bilanz. Berlin [u. a.]
- Wittgenstein, Ludwig (1958/1971): Philosophische Untersuchungen (PU). Frankfurt
- Wolf, Norbert N. (2003): Ebenen der Valenzbeschreibung: Die syntaktische Ebene. In: Ágel, Vilmos (u. a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 404-410
- Wyss, Heinz (1963): Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen. In: Berner Schulblatt, 30.11.1963, 655
- Zifonun, Gisela (2003): Grundlagen der Valenz. In: Ágel, Vilmos (u. a.) (Hrsg.): Dependenz und Valenz. HSK 25.1, Berlin/New York, 352-377
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bände, Berlin [u. a.]

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt und die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken als solche kenntlich gemacht habe und dass die Arbeit bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht wurde.

Bereits veröffentlichte Teile sind in der Arbeit gekennzeichnet.

Düsseldorf, 19.02.2018

H. Zschinke - 93

MARTA ZLOBINSKA-GÖRTZ M.A.

WISSENSCHAFTLICHER WERDEGANG

29.05.2018	Abschluss der Promotion im Fach Germanistik, Schwerpunkt: Germanistische Sprachwissenschaft
10.2009 – 03.2014	Promotionsstudium an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf im Fach Germanistik, Schwerpunkt: Germanistische Sprachwissenschaft
21.08.2009	Abschluss des Germanistikstudiums an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf Abschluss: Magistra Artium
10.2004 – 08.2009	Fortsetzung des Germanistikstudiums an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
10.2003 – 09.2004	Dekanurlaub aufgrund eines Au-pair-Aufenthalts in Deutschland
10.2001 – 09.2003	Germanistikstudium im Institut für Germanistische Philologie an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen, Polen
09.1997 – 06.2001	Kazimierz-Jagiellończyk-Allgemeinbildendes Lyzeum in Sieradz, Polen Abschluss: Abitur
09.1989 – 06.1997	Grundschule Nr. 10 in Sieradz, Polen

UNIVERSITÄRE BERUFSERFAHRUNG

17.03.2015 – 28.02.2018	wissenschaftliche Angestellte im Institut für Germanistik – Abteilung Germanistische Sprachwissenschaft, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
17.03.2014 – 16.03.2015	Mutterschutz und anschließende Elternzeit
10.2012 – 03.2014	Fachstudienberaterin im Institut für Germanistik – Abteilung Germanistische Sprachwissenschaft, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
10.2010 – laufend	Koordination und Organisation der Tutorien für ausländische Studierende im Institut für Germanistik – Abteilung Germanistische Sprachwissenschaft, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
16.11.2009 – 16.03.2014	wissenschaftliche Angestellte und Lehrbeauftragte im Institut für Germanistik – Abteilung Germanistische Sprachwissenschaft, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
01.09. – 15.11.2009	wissenschaftliche Hilfskraft und Lehrbeauftragte im Institut für Germanistik – Abteilung Germanistische Sprachwissenschaft, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf